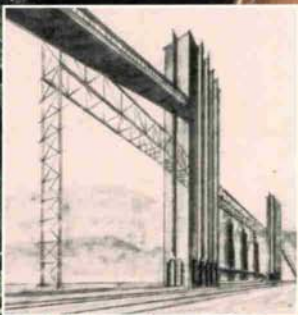


SCHRIFTEN DER BAAR

Band 53 · 2010



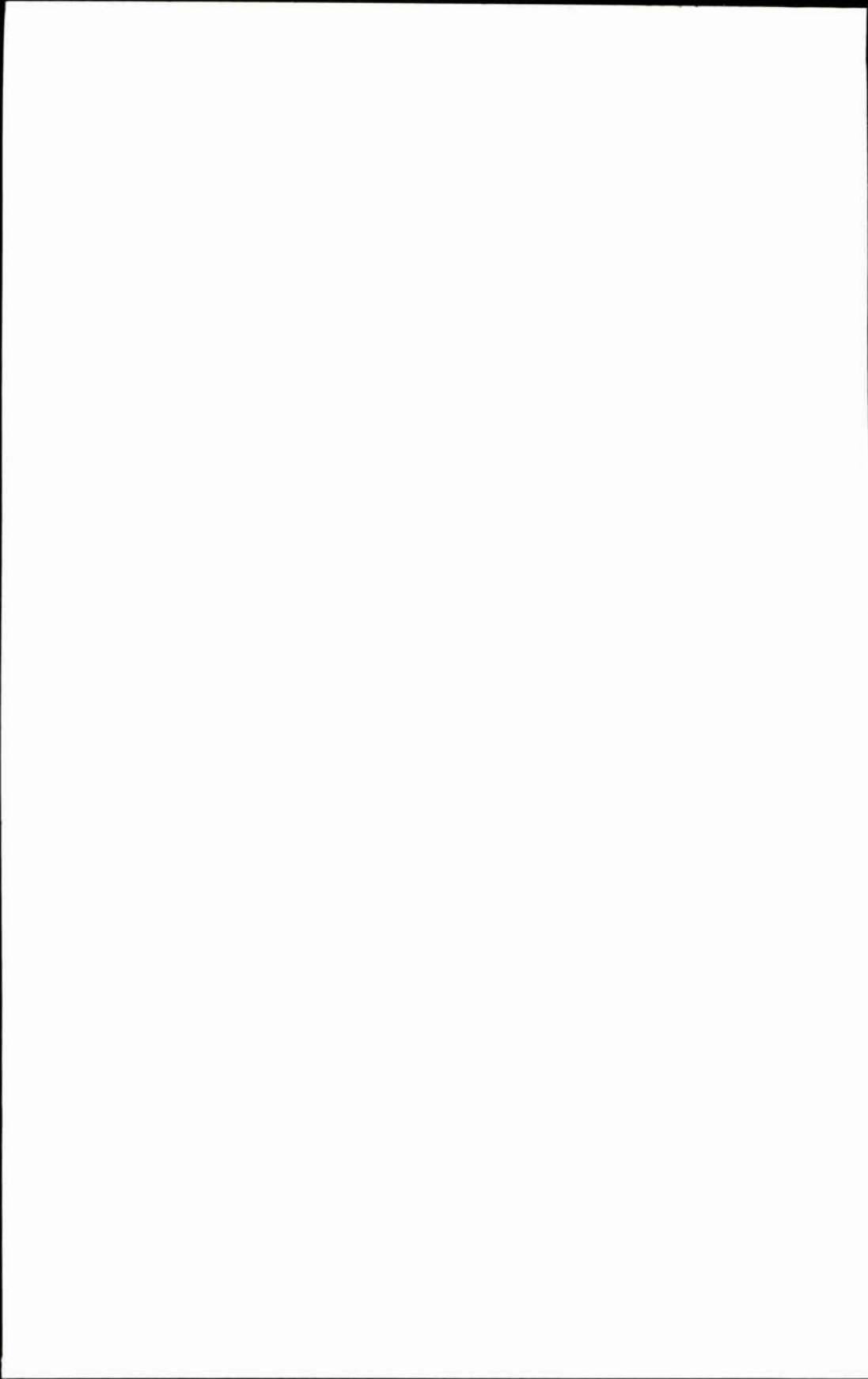
In den Wäldern der Südwestbaar
Herbstliche Pilzaspekte

Schwerindustrie

**Pläne einer Eisenhütte
auf der Baar.**



**Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar**

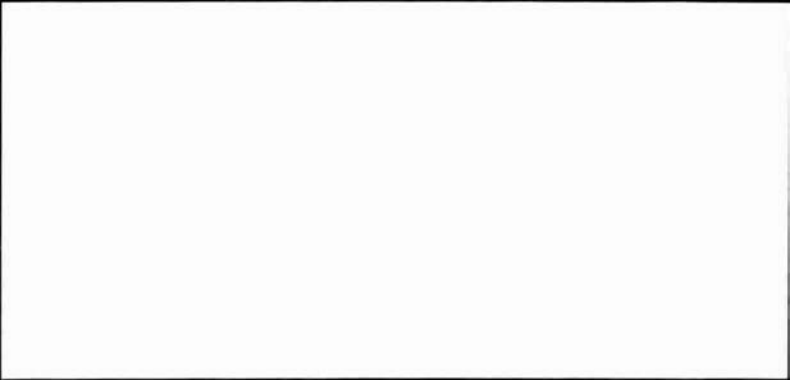


Der Druckfehler-Teufel hat sich auf Seite 77 in der 24. Zeile eingeschlichen:

»Dieses Gräberfeld muss auf Grund der Charakteristik eine Grabstätte für besondere (adelige?) Personen gewesen sein. Es wäre zeitlich auf Grund der radiästhetischen Untersuchungen etwa in die Zeit von 1570 bis 1640 (Pestzeit?) einzuordnen.«

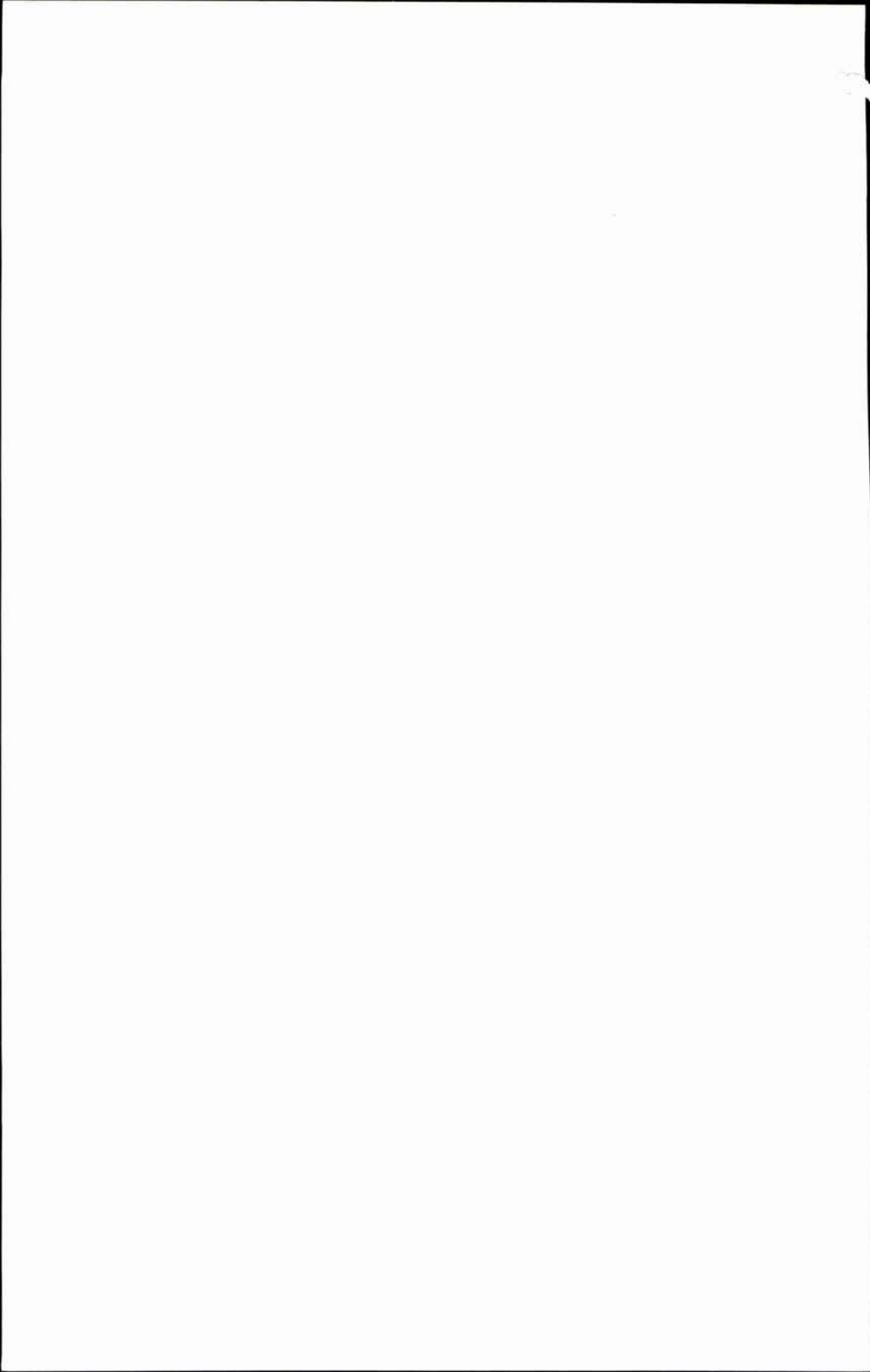
Aus der »Pestzeit« ist leider eine »Restzeit« entstanden.
Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen.

Das Redaktionsteam



Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

53. Band 2010



Schriften
des
**Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

53. Band 2010



Schriftleitung: Helmut Gehring, Hugo Siefert
Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Beiträge selbst verantwortlich.

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78166 Donaueschingen · 2010

Folgenden Stellen danken wir für Druckkostenzuschüsse:



Regierungspräsidium
Freiburg



Landkreis
Schwarzwald-Baar



S Sparkasse
Schwarzwald-Baar

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Nachdrucke, Übersetzungen,
Vervielfältigungen auf fotomechanischem oder ähnlichem
Wege sowie Verbreitung mittels elektronischer Kommunikationssysteme.

© Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.
Postfach 1954, 78159 Donaueschingen

Titelbild: Ziegelgelber Schleimkopf (Foto: D. Knoch)
Gestaltung und Druckvorbereitung: Holger von Briel
Druck: Moog-Druck, Hüfingen

ISSN 0340-4765

Vorwort	Seite 5
Abhandlungen	
HUGO SIEFERT	
Notizen zu Otto Rombachs „Roman von der jungen Donau“ <i>Der standhafte Geometer</i>	7
WOLF-INGO SEIDELMANN	
Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar (1938/40)	35
WERNER FISCHER/PETER KEMPTER/RENATE KEUSEN/ANTONIA REICHMANN	
Die Verenskapelle in Bachzimmern	59
ERICH WILLMANN	
Bildhauer Prof. Adolf Heer <i>Sein Leben und seine Werke auf der Baar und dem Umland</i>	81
ANGELA BORGSTEDT	
In Distanz zu allem ... Politischen leben <i>Karl Siegfried Bader als Rechtsanwalt im Nationalsozialismus</i>	99
DIETER KNOCH	
Herbstliche Pilz-Aspekte in den Wäldern der Südwest-Baar	111
WOLFGANG MÜNCH	
Ameisengesellschaften des Schwenninger Mooses	129
Kleine Beiträge	
EMIL KETTERER	
Muchen – ein untergegangenes Dorf auf der Baar	147
SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL	
Historische Hochwasser auf der Baar <i>Drei Beispiele aus Hüfingen und Bräunlingen</i>	161
JÜRGEN KAUTH	
Hans Thoma und Bad Dürrhein	169
ANTONIA REICHMANN	
Die Fürstlich Fürstenbergische Kammer, das heutige Einrichtungshaus »häring wohnen + objekte« – ein Exkursionsbericht	173
SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL	
Das Bibliotheksprojekt des Baarvereins	181
HELMUT GEHRING / FELIX ZINKE	
Mornellregenpfeifer-Rastplatz im Wutachgebiet	186
Nachrufe	190
Vereinschronik	194
Buchbesprechungen	200
Hinweise für unsere Autoren	208

Vorwort

Sie befassen sich mit der Geschichte der neuen Welt und mit der allgemeinen Naturgeschichte; aber die Naturgeschichte des eigenen Vaterlandes, dem sie ihr Leben und ihre Erhaltung zu verdanken haben, kennen sie nicht. Man wird vom Fremden und Ausländischen angezogen und verachtet und vernachlässigt das Einheimische. **GIORGIO BAGLIVI (1668–1707)**

Dem Vorwurf des italienischen Anatomen setzten Joseph von Engelberg und Friedrich Roth von Schreckenstein (in ihrer Untersuchung Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars, Donaueschingen 1804 recht trotzig entgegen, sie wollten „das Vaterland kennenlernen und ihm nützen“.

Für die Autorinnen und Autoren spielt dieser Anspruch über zweihundert Jahre später nicht mehr die große Rolle; sie fühlen sich vielmehr Land und Leuten der Region, genauer: der Geschichte und Naturgeschichte der Raumschaft Baar verpflichtet.

Die historisch, kunst- oder literaturgeschichtlich Orientierten schreiben als Archivare des Vergangenen und folgen William Faulkners Überzeugung, dass „die Vergangenheit nicht tot (ist); sie ist noch nicht einmal vergangen“. Sie stellen sich jedoch auch wie (schon immer) ihre naturwissenschaftlichen Kollegen dem „Einbruch des Realen“ und zeigen mit ihnen, wie das Ding zur Sprache kommt und wie die Sprache zum Ding wird.

Da treten ein Jurist und ein Geometer, ein Maler und ein Bildhauer sowie ein bedeutendes Herrschergeschlecht auf. Da geht man zwei Naturkatastrophen und einem abgegangenen westbaaremer Ort akribisch nach, stellt einen interessanten profanen Bau sowie fragwürdige Pläne zur Errichtung einer Eisenhütte vor und entreißt einen wertvollen sakralen Bau dem Vergessen.

Erstaunt werden nicht nur Naturfreunde lesen, dass ein Vogel entdeckt wurde, der als Wanderer zwischen den Welten einen Platz zur Rast auf der Baar gesucht und gefunden hat. Und welcher Kenner unserer Um- und Mitwelt weiß schon, wie Ameisen sich regelrecht als „Staat“ organisieren und so große ökologische Herausforderungen meistern? Genauso überrascht dürften Pilzliebhaber sein, wenn sie hören, wie vielfältig die „Pilzflora“ in unserer Landschaft ist.

Dr. Helmut Gehring und Hugo Siefert
Schriftleitung

Notizen zu Otto Rombachs »Roman von der jungen Donau« *Der standhafte Geometer* (1938)

Von Hugo Siefert

*Wenn Zweifel tief im Herzen steckt,
Die Säure an der Seele leckt.*

Parzival I, 1-2

Prolog

Die Vermessung der Welt ist kompliziert. Einer hat neue Erkundungsinstrumente entwickelt, ein anderer glaubt Urkunden entdeckt zu haben, die endgültig beweisen, was er schon immer verkündet hatte. Ständig werden scheinbar unumstößliche Lehrsätze aus dem Schulunterricht – „Brigach und Breg bringen die Donau zuweg“ – neu gefasst oder grundsätzlich infrage gestellt. Für die meisten Erdkundigen etwa war stets der Nil der längste Fluss der Erde, bis südamerikanische Geographen nachgemessen und ein Rinnsal ausgemacht hatten, das den Amazonas um 105 Kilometer verlängerte.

Die interessante und wie im Falle unseres *Geometers* politisch bedeutsame Frage, warum die Schweiz auf Kosten ihres italienischen Nachbarn größer wird, beantworten eidgenössische Landestopographen folgendermaßen: Die gemeinsame Grenze verschiebt sich dort bis zu 150 Metern, wo sie über Schneefelder und ständig schmelzende Gletscher verläuft; sie verändert die jeweiligen natürlichen Wasserscheiden in Richtung Italien und verschafft so der Eidgenossenschaft einen kleinen, aber messbaren Landzuwachs.

Dass man sich allerdings beim Vermessen fürchterlich irren kann, zeigt die Meldung, die Chinesische Mauer sei 8 851,8 Kilometer lang – zweieinhalbtausend Kilometer mehr als angenommen. Grund seien verbesserte globale Navigations- und geographische Informationssysteme – Computerprogramme, die räumliche mit nicht-räumlichen Daten kombinieren und die Ergebnisse auf Karten veranschaulichen – und Infrarot-Messgeräte. Außerdem hätten Kartographen neue, zum Teil unterirdische Mauerformationen entdeckt und deren Abmessungen zu den bekannten einfach addiert.

Offenbar sind wir, lautet HARALD FROMMERS lyrischer Kommentar dazu, von der *Totalen Vermessung* gar nicht mehr weit entfernt:

Alles vermessen wir / Die Erde den Himmelsgegend / Uns selbst

Auswendig und inwendig / Den Körper den Geist / Die Seele

Unter allen Wesen / Ist der Mensch das / Vermessenste

Introduktion Tropfen, die die Welt bedeuten

„Der Wanderer mag bei den Quellen, die als Donauquelle gelten könnten“, schreibt OTTO ROMBACH (1904–1984) im Nachwort zu seinem Buch¹, „Einkehr halten, und es wird ein guter Rat sein.“ Dieser Empfehlung folgend, kommen in Form einer Revue jene zu Wort, die sich mit dem Ausgangspunkt beschäftigt oder am Ursprung verweilt haben, von den Quellen fasziniert waren oder an ihnen zweifelten, wie es der amtlich bestellte Aufklärer und oftmals als Phantast verschrieene Friedrich Meerwein tut, dem der Autor in Erinnerung an den gleichnamigen Physiker, Mathematiker und Ingenieur ungewollt ein Denkmal setzt. Dieser maßgebliche badische Landesbaumeister (1737–1810) beschäftigte sich mit dem Vogelflug und mit dem Bau sowie der Erprobung von Flugapparaten. Ebenso interessiert war er an der Errichtung von Staustufen und an Flussregulierungen, wie sie später Johann Gottfried Tulla (1770–1828) vornahm und dem Oberrhein einen neuen Lauf schuf.

Der Meerwein des Romans wird nun vom Fürsten beauftragt, erstens das Gebiet des Donauursprungs neu zu vermessen, zweitens den wahren Anfang des sieben Millionen Jahre alten Gewässers zu ermitteln und drittens das Phänomen des versinkenden Flusses zu erkunden, um als Badener den Württembergern die Donau zu retten. Der von Natur aus neugierige Landmesser muss demnach nicht nur wissenschaftlich arbeiten und ein politisches oder besser geopolitisches Problem lösen. Ohnehin selbst in der Rolle eines Gral suchenden Parzival, dessen tiefe Zweifel mehr und mehr an seiner Seele nagen

Ist zwivel herzen nächgebür, / daz muoz der sêle werden sîr

hat er die „zweite Meinung“ der anderen Zweifler entweder zu widerlegen oder als richtig anzuerkennen. Aber letztlich hält er sich an Goethes Wilhelm Meister (in den *Lehrjahren*, VII. Buch, Kapitel 3) und an dessen Überzeugung: „Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt.“

Vielleicht geht das genauso zu weit, wie in ihm einen Alexander von Humboldt (1769–1859) im Kleinformat zu sehen. Zugegeben, der Preuße forscht und arbeitet in globalen, und bisweilen gar metaphysischen Dimensionen. Dass sie einander aber in ihrer tadellosen Geisteshaltung gleichen, zeigen Humboldts *Kritische Untersuchung zur historischen Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt*² und *Das Reisewerk zur Expedition von 1829 · Zentral-Asien*: „Die glückliche Anwendung der wissenschaftlichen Methoden“, heißt es dort, „und die angemessenere Würdigung der Beziehungen, die sämtliche Phänomene und alle Kräfte der Natur miteinander verketteten, müssen auf die geographischen Studien einen wohlthätigen Einfluss ausüben, indem sie den Gesichtskreis derselben erweitern“.

Scherzo Der Schwob an der Schlossquelle

(Geometer:) *Sie gingen still dahin, der Brücke und dem Schloss entgegen, der steil erhobenen Kirche zu, in deren Nähe die Donauquelle liegt. Vom Ufer aus sah man den Quellbach, der aus dem Marmorbecken kommend durch den Garten rinnt und dann als kleiner weißer Wasserfall hinunterplätschert in die Brigach, ein Bächlein, das den Brigachbach kaum reicher macht*³.

Wieviele Besucher diesen Schauplatz mit der näheren Umgebung schon bestaunt und zum Teil beschrieben haben: Kaiser Tiberius (als „bewaffneter Tourist“, nach

Scheffels Worten), der ältere Plinius, die Caesaren Vespasian, Valentinian und Gratian, die Poeten Ausonius (und seine Bissula) und Walafrid Strabo sowie nicht zuletzt Kaiser Maximilian!

Andere sprangen vergnügt in den Brunnen und huldigten damit – worauf neben anderen *Dr. H. F.* auf einem undatierten blumentumrankten Flugblatt hingewiesen hat – einem alten angeblich alemannischen Kult⁴. Dass einst der Donau als einem Gott namens Danuvius mythische Größe zugeschrieben wurde, das kümmerte die Wasserhüpfer genauso wenig wie die Weltgeltung des Stromes, wie sie in Berninis Fontana dei Fiumi auf der Piazza Navona in Rom inszeniert wird. Undenkbar, dort ein ähnliches Spektakel zu veranstalten.

Andrerseits wurde immer wieder von jenem schwäbischen Spitzbuben berichtet, der im Jahr 1813 den Abfluss aus dem Quellbecken mit der Hand zugehalten und ausgerufen haben soll: „Schauen S', wie werden die Wiener sich wundern, wenn die Donau ausbleibt.“

Diese Denkwürdigkeit⁵ zitiert GUSTAV SCHWAB 1837 in seiner Beschreibung von Schwaben⁶. Sie muss einen anonymen Donaueschinger kurz nach Erscheinen des Buches derart beeindruckt haben, dass er das ganze Kapitel *Über den Donauursprung* fein säuberlich abschreibt und dem Archiv des Baarvereins einverleibt⁷.

In dem Gedicht *Entwicklung auf historischem Wege* ruft HEINRICH HOFFMANN VON FALLERSLEBEN den „hohen Herren und Herrendienern“ zu, sie machten es

grade wie der Wiener, / der auf die Donauquelle trat:

*Die Quelle hab ich nun bekleibt / Was werden nun die Wiener sagen,
wenn jetzt die Donau außen bleibt?*⁸

Die eigentliche Anekdote – *Der bekannte Knabenversuch, bei Donaueschingen durch Zuhalten der Quelle mit der Hand einen werdenden Strom im Keime zu ersticken* – erwähnen unter anderem zwei französische Autoren und der wortgewaltige Wiener KARL KRAUS in seiner Zeitschrift *Fackel*.

Und einhundert Jahre nach ihm erfahren die Leser der *Wiener Zeitung*⁹ abermals von dem beinahe schon Nestroy'schen Jux, den sich der „junge Schwob“ alias Töffel machen wollte. Seine Bemerkung: „Nun hoben 's in Wien kein Wasser“ findet Eingang in mehrere Sprichwörterbücher¹⁰. Der von 1816 bis 1823 in Donaueschingen tätige F. F. Hofkaplan und Gymnasialprofessor JOSEPH EISELEIN – Philologen als Herausgeber der Werke von JOHANN JOACHIM WINCKELMANN („edle Einfalt stille Größe“) noch lange Zeit ein Begriff – kannte sie offenbar nicht, so dass der Spruch in seiner Sammlung fehlt¹¹.

Rhein-Donau-Rezitativo der Komponisten, Dichter und Denker

Nun stammen die *paar Tropfen aus der versiegten Donauquelle*, welche RICHARD STRAUSS den Wiener Philharmonikern 1949 in Form eines Skizzenblattes mit durchgestrichenen Noten schickt, eben nicht aus dem F.F. Schlosshof. Der vom Tod gezeichnete Musiker muss den Plan aufgeben, ein Tongemälde *Die Donau* (von Ingolstadt bis in die Wachau) mit *Schloss Donaueschingen* und *Die Quelle* zu komponieren, so dass man während des Quellenstudiums erst wieder bei JOHANN WENZEL KALLIWODA fündig wird.

Der im Dezember 1822 an den F.F. Hof nach Donaueschingen berufene erst 21-jährige böhmische Geiger komponiert eine *Fest-Cantate*, deren erste Variante *Hohes Paar! Seid uns begrüßt! / In der Stadt der Donauquelle, Wo des Jubels klare Welle / Aus den Herzen schäumend fließt* den Donaursprung erwähnt.

Von seinem Vorgänger CONRADIN KREUTZER ist das *Donaueschinger* Klarinettenquartett Es-Dur K 5703 erhalten. Es verweist immerhin auf seinen Entstehungsort, nicht jedoch auf die dortige Quelle. Und wer annimmt, dass sein *Hobellied* in FERDINAND RAIMUNDS Komödie *Der Verschwender* (1834):

Da streiten sich die Leut herum (...)

Der eine heißt den andern dumm

auf die Kontroverse um den Ursprung anspielt, wird beim Anhören aller Strophen auf der Stelle eines Besseren belehrt wie jener, der mit dem *Bächlein, wohin eilst du? – dem Strome zu!* (in HEINRICH STIEGLITZ' von KREUTZER vertontem dreistrophigen Gedicht *Wohin?*) gar den Donaubach vermutet.

Nach dem endgültigen Zerwürfnis mit dem Fürsten und langen Wanderjahren denkt KREUTZER wie es scheint ungern oder überhaupt nicht mehr an den Donaursprung. Eben als städtischer Musikdirektor nach Köln engagiert, erweist er jetzt lieber dem Rhein, den viele ohnehin für den musikalischeren Fluss halten, seine Reverenz.

In der Tat ist am 15. Oktober 1840 das vom Hilfsgerichtsschreiber NIKOLAUS BECKER gedichtete und vom einstigen F. F. Hofkapellmeister in Töne gesetzte teutomane *Sie sollen ihn nicht haben! Den freien deutschen Rhein* erstmals im Kölner Theater in Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV. zu hören. Von da an wird das Poem, dessen Verse HEINRICH HEINE so schwer im Magen liegen, gleich der am 18. Dezember 1840 im *Tuttlinger Grenzboten* Nr. 51 erstmals veröffentlichten und ähnlich deutschtümelnde *Wacht am Rhein* des Talheimers MAX SCHNECKENBURGER in fast jedes Kommersbuch aufgenommen. Meist neben Gesängen wie *Burschenleben*, *Zerfahrener Schüler* oder *Alte Studenten* – in denen Wein und Bier, nur keine Donauwasser strömen – von dem 1896 FRANZ LUDWIG BAUMANN als F. F. Archivrat nachfolgenden EDUARD HEYCK (1862–1941), einem früh verkappt deutschnationalen, am Ende im *Völkischen Beobachter* offen nationalsozialistisches Gedankengut verbreitenden Privatgelehrten und Schriftsteller.

In krassem Gegensatz dazu steht der mit seiner an Madame de Staëls Germanophilie erinnernde Franzose EDGAR QUINET. Seine Empfehlung an die Deutschen im Jahre 1832, den Rhein als ihre Vergangenheit und die Donau als ihre Zukunft anzusehen, markiert eine Wende in der Beurteilung der beiden Ströme. Heinrich Heine auf deutscher und Victor Hugo auf französischer Seite haben als Europas Jordan den Rhein beschworen. Nach QUINET sollen dagegen künftig beide „Jordan“ sein und als europäische Lebensadern und Schicksalsströme von ihrem Ursprung an völkerverbindend wirken.

Bei der Rückkehr in die danubische Musiker- und Literatenszene denkt der Wasser-Aufspürer an WOLFGANG AMADEUS MOZARTS Besuch bei Fürst Joseph Wenzel zu Fürstenberg im Oktober 1766 und fragt sich, wofür der zehnjährige Wolfgang und seine Schwester Nannerl belohnt werden. Selbstverständlich erhal-

ten sie die 24 Louisdors und zwei Diamantenringe erst einmal für ihr Spiel. Und ebenso für verschiedene verlorengegangene Soli für Violoncello (KV 33 b) und wahrscheinlich für das Quodlibet *Galimathias musicum* für Klavier, Streicher und Bläser, ohne Bezug auf das geheimnisvolle Gewässer.

Mit ihm setzt sich der Komponist FRANZ LISZT überraschend nicht musikalisch: nicht programmusikalisch auseinander. Seine Bekanntschaft mit dem fraglichen Gewässer – allgemein hatte er schon 1835 im vierten Stück (*Au bord d'une source*) seiner *Années de pèlerinages: Suisse* mit dem Quellenstoff gespielt – teilt er brieflich seiner damaligen Freundin, der Gräfin Marie d'Agoult, mit:

Donaueschingen, Samstag den 26. November 1843

Hier weile ich nun, an der Quelle meines heimatlichen Stromes, der Donau. Zwei Schritte vom Schloss entfernt, am Eingang zum Palais des Fürsten von Fürstenberg [Karl Egon II.; H.S.], bei welchem ich mich gerade aufhalte, befindet sich eine kleine Quelle, die (...) mit einer steinernen Einfassung und einer kleine Treppe am Ablauf angelegt ist (...) Dies ist die Donau-Quelle. Wenige Schritte davon entfernt, fließen zwei kleine Flüsse, die Brigach und die Breg, mit diesem außerordentlichen Fluß an unbekannter Stelle zusammen.

Nur eine zweite Heimat wird für Liszts jüngeren Kollegen, den Wahl-Wiener JOHANNES BRAHMS der „Donaustrand“, wo das Haus steht, aus dem ein „rosiges Mädchen“ schaut, die neunte Nummer seines Liebesliederwalzers op. 52. Der Textdichter GEORG FRIEDRICH DAUMER wählt für das darauf folgende *O wie sanft die Quelle / Sich durch die Wiese windet* einen der gewohnten und weit verbreiteten selbst von FRIEDRICH SCHILLER in *Der Jüngling am Bache (An der Quelle saß der Knabe / Blumen band er sich zum Kranz)* benutzten Topoi.

Mit den offiziell „Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst“ genannten Musiktagen wird 1921 erstmals ein Fest moderner Musik an der Schlossquelle gefeiert. „Leider in des Komponisten Abwesenheit“, schreibt der in diesem Fall von THEODOR W. ADORNO beratene Romancier THOMAS MANN in seinem *Doktor Faustus*, „und vor einem keineswegs unempfindlichen, ich möchte sagen: künstlerisch-›republikanisch‹ gesinnten Publikum“ werden Adrian Leverkühns „fünf Stücke der ›Gesta Romanorum‹“ geboten, die keine Quellentöne erzeugen, „ein das Gemüt zwischen frommer Rührung und Gelächter wie nie zuvor hin und her reißendes Erlebnis“.

Anders als der 1921 an dem „badischen Festort“ (THOMAS MANN) weilende RICHARD STRAUSS lässt sich PAUL HINDEMITH von der Schlossquelle und wohl auch vom Wort *Donaueschingen* selbst inspirieren, in dem sich alle fünf Vokale harmonisch aneinanderreihen. Er komponiert in den zwei Tagen 25./26. Juli 1923 für ein privates Fest zum Ausklang der Musiktage den *Minimax*. Dieser besteht unter anderem aus dem den *Hohenfriedberger Marsch* Friedrichs des Großen parodierenden Armeemarsch 606 *Der Hohenfürstenberger* und aus dem *Abend an der Donauquelle*, einem *Intermezzo für zwei entfernte Trompeten*, die merkwürdigerweise von der zweiten Geige und der Bratsche gespielt werden: Ein origineller musikalischer Spaß des kontrafakturfreudigen Komponisten! Wer weiß, ob dieser über den von Konrad Adenauer der Sängerin Anneliese Rothenberger einst erzählten und an dieser Stelle aktualisierten Altherrenwitz hätte lachen können:

Wir hatten einen Musikstudenten. Der wurde (mo)zärtlich, kaufte für ein paar Kreuzer meiner Tochter Strauss um Strauß und führte sie mit Liszt über den Bach in die Haydn. Dort wurde er immer reger. Er konnte sich einfach nicht brahmsen. Ja, und nun haben wir einen (Mendels)-Sohn und wissen nicht wohin demith.

Krachen lässt es auch HEINRICH BURKARD. Nur tritt der Mitinitiator des Festivals dieses Mal nicht als Musiker auf. Vielmehr versammelt er 1925 unter dem Titel *Schlapperklänge. Ein Buch rund um die Donauquelle* Rotzfreches – „Wer anderen in der Nase bohrt, ist selbst ein Schwein“ – und Geistreiches namhafter Schriftsteller und Maler wie BRUNO GOETZ, LYONEL FEININGER und CARL HOFER, Texte, die Otto Meder in Donaueschingen verlegt und mit denen erstmals literarisch auf die Musiktage aufmerksam gemacht wird.

Sein bester Freund während gemeinsamer Berliner Tage ist kein anderer als OTTO ROMBACH. Wer den *Geometer* genau liest und gut hinhört, erkennt in der Figur des fürstlichen Musikdirektors Heinrich Tschudi unschwer HEINRICH BURKARD, den mit ROMBACHS Worten „kleinen Dürren mit einer zinkenartigen Nase“.

In jüngster Zeit geben sich Musiktage mit allein musikalischen Darbietungen nicht mehr zufrieden. Ein Aufsehen erregendes Beispiel für eine schier artistische Beschäftigung mit der Schlossquelle liefert im Oktober 2007 der Allroundkünstler Trimpin. Er produziert Töne mit einer computergesteuerten Installation; der Donauersprung wird zu einer meditativ wirkenden Klangquelle: „Jede Bambusröhre“, erläutert er, „ist nach der chromatischen Tonleiter gestimmt. Die um die Quelle positionierten Instrumente (Bambusröhren) spielen eine bestimmte Komposition, wobei sie entweder unabhängig einen einzelnen Ton spielen oder in unterschiedlichen Kombinationen mit anderen Klangkörpern zusammen erklingen“.

Selbstverständlich fällt im Zusammenhang mit den Musiktagen, ihren Initiatoren und Pionieren sowie beim Diskutieren der Quellenfrage der Name MAX RIEPLE. Im Prolog der Festnummer zum *150 Jahr-Jubiläum des Gymnasiums Donaueschingen* der Volkszeitung *Donau-Bote* preist am 20. Oktober 1928 der Dichter beide, Schule und Schlossquelle:

*Fünf Menschenalter sind's, da war gegründet
Einst bei dem Donauquell der Weisheit Hort;
Kein Zufall ist 's, dass Schule und auch Quelle
So eng beisammen sind am gleichen Ort.*

*Denn beiden ist gemeinsam doch so manches;
Wie aus der Quelle schon seit grauer Zeit
Die Wasser strömen, fließt der Weisheit Brunnen,
Der durch die Schule geht, seit Ewigkeit.*

Der Lyriker setzt *Weisheit* und *Wissen* gleich; sie entströmen einem Ort – Symbol des Lebens und der Jugend – wo Gelehrsamkeit herrscht und wo Verstand und Verständigkeit geschult werden.

FRIEDRICH HÖLDERLIN kommt in der Hymne *Am Quell der Donau* „mit kräftiger Woge“ zu dem Wasser. Der Lauf des „melodischen Stroms“ – „man nennet

aber diesen den Ister“ – ist Vorbild für den Menschen, dessen Leben (wie in den Hymnen *Der Rhein* und *Der Neckar*) mit dem des Flusses verglichen wird: *Und nicht umsonst ward uns / In die Seele die Treue gegeben*. Am Schluss bittet der Autor: *Darum, ihr Gütigen, umgebet mich leicht, / Damit ich bleiben möge* – Verse, mit denen MARTIN HEIDEGGER seine Andenken-Vorlesung beschließt und dabei ausführt: „Das ursprüngliche Quellen der Quelle quillt in ihren Ursprung zurück. Sie ist nicht nur verborgen durch die Erde, sondern ihr Quellen ist ein sich verbergendes Verbergen in den Grund“¹². In der Hymne *Heimat* heißt es:

*Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; (...)*

Nach HEIDEGGER versteht HÖLDERLIN sein Dichten als Nennen und führt als Beleg die Verse 65f. *Am Quelle der Donau an: Wir nennen dich, heiligengenötiget, nennen / Natur dich ...* Und *Natur* ist dasselbe wie *das Heilige*. Genauso sagt der Philosoph Juli 1943 in seinem im Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen gehaltenen Vortrag „Zu HÖLDERLINS *Wie wenn am Feiertage*“: „Das Heilige ist das Wesen der [urgöttlichen; H.S.] Natur“¹³, wobei *heilig* entsprechend dem lateinischen *sacer* ebenso *verflucht* bedeuten kann.

Diese Mythisierung prägt über weite Strecken PETER ACKROYDS 2009 in München erschienenen Buch *Die Themse – Biographie eines Flusses*. Der Originaltitel *Thames, Sacred River* betont das Ursprüngliche, Geheimnisvolle, Undurchdringliche, was der deutsche Titel verschweigt. Außerdem ist dieser dem Donau-Lebenslauf von CLAUDIO MAGRIS, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2009, abgekupfert, seinem zu Recht als Nonplusultra literarischer Flussbändigung gerühmten 500-Seiten-Opus.

Die gebürtige Budapesterin und als Zehnjährige mit ihren Eltern nach Deutschland geflüchtete ZSUZSANNA GAHSE deutet in ihrem *Neunsilber* (2006) den Strom erst allegorisch und betrachtet dann das Wasser versonnen-syllabisch:

*Die Donau, die Donau, die Donau
ich sah sie einmal als uralte
Frau, die Donau war eine Frau. Jetzt
ist sie Wasser und sehr breit, sie eilt*

Weniger philosophisch geben sich Schriftsteller wie FRIEDRICH NICOLAI, der drei Quell-Theorien erörtert und über den Bassinausfluss der Quelle mit einen eineinhalb Fuß breiten Schritt förmlich über die Donau schreitet¹⁴, und JULES MICHELET (Die Bezeichnung *Donaueschingen* sei eine Lüge und die Quelle ein „kleines Becken, ein erbärmlicher steinerner Kübel“)¹⁵.

Oder der Kunsthistoriker JACOB BURCKHARDT. „Lieber Grien! [d.i. Robert Grüninger; H.S.]“ schreibt er am „17. Aug 1888 aus Donau-Eschingen in dem besagten Schützen“, er müsse nun, es mag sein, wie es will, Donauquelle und Park sehen“, was den Herausgeber MAX BURCKHARDT veranlasst zu erklären, J. B.

meine „den beim Schloss emporsprudelnden so bezeichneten Brunnen, indes *Donau* offiziell erst für die vereinigten Bäche Brigach und Brege gilt“¹⁶.

Die nicht authentische 73. Strophe des Badnerlieds weiß es genau:

*Die Brigach und die lange Breg,
Die plätschern vor sich her.
Vom Schlosspark fließt die Donau dann
Weit fort ins Schwarze Meer.*

Anscheinend sitzt der Verseschmied weder in St. Georgen noch in Furtwangen, wo man wenigstens froh sein wird, dass seine Breg länger ist als der benachbarte Quellfluss.

ALGERNON BLACKWOODS (1869–1951) Schauergeschichten gelten heute als Klassiker des Genres, und die auf einer mehrwöchigen Kanufahrt auf der Donau basierende Erzählung „Die Weiden“ (1907) wird als sein Meisterwerk gelobt. Die Schockeffekte setzt der Autor sparsam und ohnehin spät ein; die Donauquelle ist für ihn ein Ort der Idylle: „Von seinem winzigen sprudelnden Eintritt in die Welt unter den Kiefern des Donaueschinger Parks bis zu dem Augenblick, wo sie das Spiel eines Stromes zu spielen begann, verlor sie sich in verlassenem Sümpfen – unbeobachtet, unbändig“¹⁷.

Den Ursprung empfindet ABRAHAM A SANCTA CLARA eher friedlich, ja lustig, als er den Kindern zusieht, „wie sie [in der Donauquelle] herumwaden und mit leichten Strohhalmen die wintzige Wellen trutzen“¹⁸. Hoffentlich haben die Kleinen dabei vorsichtig geplätschert und nicht die märchenhafte Wassernixe Undine gestört, die gerade „nach den Donauquellen hinab“ lustwandelt und davon träumt, so einmal „bis Wien hinabfahren“ zu dürfen¹⁹.

Wer jetzt nach FRIEDRICH RATZELS Aufsatzsammlung *Glücksinseln und Träume* greifend fragt, ob quasi für den großen Geographen im Sinne seines Buchtitels die Donauquelle ein lieblicher heiterer Ort sei, den wundert es, wie nüchtern der Autor die Stelle beschreibt, nämlich als „ein großes, ungemein klares Wasser in einem kreisrunden Becken mit monumentalem Denkmal“²⁰.

EVA DEMSKI zieht es „nach Donaueschingen, wo es die fein und pathetisch hergerichtete Donauquelle zu bestaunen gibt“. Aber täuscht sie sich nicht, wenn sie meint, nach der Mündung des Donaubächles in die Brigach am Donautempelchen heiße „die Donau Donau“?²¹ Der Hüfänger GOTTFRIED SCHAFBUCH kennt sich freilich bestens aus. In seinem Gedicht *Di jung Donau* (aus: *Mii Boor – mii Hoamet*) liegt das Gewässer *vernehm (...)* *ide Windle*:

*D' Modder Boor giit uff dech acht.
Zwischet Schloß und hohne Kerchderm
lehrt si 's laufe dier ganz gschlacht.*

„GOETHE und ...“ Wer kennt schon die zahllosen Gegenstände, Orte und Personen, denen der Weimarer Dichter im Laufe seines langen Lebens begegnet ist und mit denen er sowie die Nachwelt sich beschäftigt hat? „GOETHE und die Donau-

quelle“ gibt es nicht. Und die ersten beiden Schweizerreisen 1775 und 1779/1780 führen nicht über die Baar. Auf seiner dritten Tour in die Eidgenossenschaft kommt ihm zwar am 17. September 1797 die Donau „vom Abend her geflossen“²², er befindet sich jedoch hinter Tuttlingen und will nicht *ad fontes* eilen; das Schreien des Hirsches nach der Quelle (Psalm 42,2) ist kein Thema für ihn. Dennoch lässt ihn das Element Wasser nicht los; ihn ihm sieht er das organische Leben entstehen:

Da, wo das Wasser sich entzweit,

Wird zuerst Lebendig's befreit

heißt einer der ersten *Sprüche*. Und in dem Gedicht *Weltseele* sowie im *Faust II* (Ende der klassischen Walpurgisnacht) führt er dieses Empfinden näher aus.

Studienreferendar Ole Reuter, Held in STEN NADOLNYS erschienenem Roman *Netzkarte* (1981) gibt aus Scheu vor dem Lehrerberuf seiner Reiselust nach und macht sich per Netzkarte der Deutschen Bundesbahn auf den Weg von Neustadt vorbei an Döggingen nach Donaueschingen²³. Zum Besuch der Donauquelle kann er sich freilich nicht entschließen, fühlt er sich doch selber irgendwie hohl und windig.

Vermutlich bleibt OTTO ROMBACHS *Geometer* das einzige epische Werk, das durchgehend im Gebiet der oberen Donau und auf der Baar spielt, wo seine Hauptperson lebt und lebt. Damit folgt der Autor seinem Vorbild GOETHE, der davon überzeugt war, dass „ohne Figuren eine Landschaft todt“²⁴ sei.

Pas de deux – Ganz schön blau

Weder an den Quellen noch an den ein paar Kilometer weiter östlichen Mäandern unseres jungen Flusses lässt LUDWIG BEMELMAN seinen Roman *An der schönen blauen Donau* spielen. Und ebensowenig assoziiert sein (deutscher) Titel JOHANN STRAUSS' SOHN vergangene Walzseligkeit. Im Gegenteil: „Vorbei an blumenbestückten Wiesen, dunklen Wäldern (...) fließt die Donau in Richtung Regensburg“²⁵, dessen Leben unterm Hakenkreuz geschildert wird und von wo aus regelmäßig Bürger ins KZ Dachau deportiert werden.

Am weitesten weg vom Ursprung in bislang höchste Sphären entführt 1968 die Raumfähre *Orion* den Kinogänger in STANLEY KUBRICKS Science-fiction-Film *2001 – Odyssee im Weltraum*. Auf seinem Mondflug umkreist sie die Raumstation, bevor sie andockt, im Dreivierteltakt zu *Blue-Danube*-Klängen, die damit buchstäblich all-gegenwärtig sind und noch im Jahr 2001 die Astronauten begeistert haben müssen. Was erschallt nämlich aus der nunmehr echten bemannten amerikanisch-russischen Raumstation *ISS* während ihrer Begegnung mit dem Raumtransporter *Discovery*? Der Donauwalzer.

Die andererseits ironisch gemeinte *Schöne blaue Donau* hält schließlich FRANZ HUMMEL (*1939) auf seine Weise fest. Einzige Station seiner 1993 in Klagenfurt uraufgeführten und in der Weimarer Republik spielenden Kammeroper ist Regensburg. Mithin führt die Geschichte der mit den Kommunisten sympathisierenden Lehrerin Elly Maldaque, der deswegen von der Schulbehörde mit Entlassung gedroht wird, den Besucher des Musiktheaters nicht weiter donauaufwärts.

Wie es die Donau hinabgeht, erzählen CHRISTIAN THANHÄUSER und KARL-MARKUS GAUß (Innsbruck und Wien 2009). Sie glauben in dem Fluss einen Kosmos

zu sehen, in dem seit seiner Geburt mehr Wasser abgeströmt sei, als der gegenwärtige globale Wasserhaushalt einschließlich der Eismassen aufbietet.

Wasserscheiden-Intermezzo

(Geometer:) *Auf dem Kammweg nahm Friedrich Meerwein wahr, wie sich die Regentropfen sammelten und sich trennten!! Zwei Regentropfen, im Abstand eines Zentimeters auf die Erde schlagend, konnten so nach Norden und nach Süden fortgetragen werden! Hier war der Trennungsstrich, die Wasserscheide zwischen dem Atlantik und dem Schwarzen Meer, zwischen Rhein und Donau, für Friedrich Meerwein eine tief erregende Erkenntnis²⁶.*

Eine ähnliche Beobachtung lässt um 1920 JAMES JOYCE den Helden seines Romans ULYSSES, den „Wasserfreund, Wasserschöpfer, Wasserträger“ Leopold Bloom und damit gewissermaßen einen Kollegen Meerweins, fragen:

Was bewunderte Bloom ... am Wasser? Seine Gewalt bei Wasserscheiden, Wassertrennung; das Geheimnis seiner Quellen; die Einfachheit seiner Zusammensetzung, zwei Teile Hydrogenium mit einem Teil Oxygenium²⁷.

Tatsächlich befindet sich Meerwein in einer Gegend, in der die europäische Hauptwasserscheide, der Kampf um die Wasserscheide (Wutach), geköpfte Täler und andere hydrologische, geologische und geomorphologische Singularitäten (beispielsweise die Bifurkation am Fuß des Blumberger Eichbergs) nicht nur die Fachwelt für sich einnehmen.

Bereits 1785 meldet JOHANN HERMANN DIELHELM im *Antiquarius des Donaustroms*²⁸, der First eines alten Bauernhauses am Berg Abnoba bilde die Rhein-Donau-Wasserscheide. Auf solche Trennlinien trifft man allenthalben; wissenschaftlich haltbar sind sie jedoch nicht.

Im französischen Juraort Les Rousses (1100 m NN) erklärt stolz der Pfarrer, seine Kirche böte eine lustige geographische Besonderheit („L'édifice d' église présente une particularité géographique amusante“): „Das Regenwasser auf dem Norddach fließt zur Nordsee über Orbe und Rhein; das Wasser des nach Süden geneigten Daches läuft zum Mittelmeer über Bienne und Rhone.“ Das gleiche Phänomen – für die Rhein-Donau-Wasserscheide – soll beim Dachfirst der Martin-Luther-Kirche im bayerischen Poppberg festgestellt worden sein.

Wie gesagt, unterhaltsam. ROBERT GRADMANN berichtet, die Wasserscheide gehe „mitten durch manche Dörfer der Hochalb, und man zeigt dort scherzweise die Häuser, von denen die eine Dachtraufe zur Nordsee, die andere zum Schwarzen Meer rinnt“²⁹. So soll ein Dachtrauf des Deilinger Rathauses zur Bära (Donau), der andere zur Schlichem (Neckar, Rhein) entwässern.

Zwei echte Wasserscheiden hätte Friedrich Meerwein am Ende im Fränkischen gefunden. Dort, nahe Schillingsfürst-Frankenheim, gibt in einem breiten Mulden-tal die Wörnitzquelle ihr Wasser zur einhundert Kilometer entfernten Donau bei Donauwörth ab, während das Wasser des Wohnbaches aus einem tiefen Kerbtal nach nur sechs Kilometern in die Tauber mündet.

Ergebnis einer Flussumkehr – der Urmain fließt im Oligozän nordwärts zur Donau – sind Talwasserscheide und Nagelberg der Fossa Carolina. Da Rezat-

ursprung und die Altmühlzuflüsse nur etwa 150 Meter auseinander liegen, versuchte Kaiser Karl der Große 793 an dieser günstigen Stelle Donau und Main durch einen Kanal zu verbinden. Die Pläne dafür lieferte der geniale Schriftsteller und Diplomat Einhard, der außerdem Oberaufseher der kaiserlichen Bauten ist. Liegt es nicht nahe, ihn und dieses erste abendländische (gleichwohl unvollendete) Kanalprojekt mit Friedrich Meerwein und seiner Arbeit zu vergleichen?

Aufklärerisches Zwischenspiel

Neben dem Geographen könnte an der Rezatquelle der historisch interessierte Bücherfreund für einen Augenblick innehalten, um einen kleinen Exkurs zu wagen. Er müsste sich gedanklich ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts versetzen und dürfte beim Namen KARL HEINRICH RITTER VON LANG stützen, der 1830 den *Historischen Verein des Rezatkreises* in Ansbach – heute *Historischer Verein für Mittelfranken* – und damit der ersten regionalen bayerischen Geschichtsverein ins Leben ruft.

Und womöglich spielt eine prominente, nicht ganz so bizarre Persönlichkeit dabei Geburtshelfer: JOSEPH VON LAßBERG! Der Mitgründer des seit 1805 bestehenden *Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar*, dessen Geburtstag sich am 10. April 2010 zum 140. Mal jährt, liest nun die von RITTER, dem er schon längere Zeit wissenschaftlich verbunden war, herausgegebene *Literarisch-historische Zeitschrift in zwanglosen Heften*. Die beiden ersten Bändchen des Jahres 1934 – eigenhändig von „Meister Sepp“ mit IV.4131 signiert und seinen Exlibris *Villa Epponis ad Bibliothecam J. Laßbergii* versehen – stehen heute als rare Kostbarkeiten in der altneuen *Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* im Haus Schulstraße 6.

Donaueschinger Reprise – „Reisender, nennen Sie ihre Quellen! Donau: (zuckt die Schultern)“³⁰

(Geometer:) *Der Quellhofbauer stellte sich zu Meerwein: „Mein Bach da (...) ist die Brigach. Sie entspringt in meinem Haus... Wenn man es genau nimmt, (...) dann ist in diesem Hüttle, das seit Jahrhunderten vor unserem Hof steht, die eigentliche Donauquelle und nicht da drunten in der Residenz bei eurem Fürsten“.*

Außerdem: „Driüben die Klosterbrüder von Sankt Georgen wissen ganz genau, dass es ein Buch gibt von einem Mann, der dazumal berühmt war, namens Breuninger. Der hat es nachgewiesen, dass die Donau bei uns entspringt“³¹.

Die Streitfrage, wer der wahre und nicht bloß „erdachte“ Donauursprung ist, Brigach- oder Schlossquelle, wird im Roman, der übrigens die Bregquelle nur ganz am Rande erwähnt, nicht beantwortet. In einem freilich sind sich Donaueschinger und Furtwanger einig: Sie haben es mit einem „Scheinproblem“ zu tun.

Erstere argumentieren unter anderem mit GÜNTHER REICHELT³² und BERNHARD EVERKE³³, dass die Benennung von Flüssen historisch geworden sei. Die anderen verweisen auf eine „international anerkannte Geographen-Regel“, beim Fehlen einer zentralen Quelle sei der längste seiner Quellflüsse, demnach die Breg,

als Ursprung zu betrachten. Warum, so Stadtverwaltung und Gemeinderat, beschäftigen wir uns überhaupt noch mit einem „schon seit Jahren anhängigen Scheinproblem“³⁴, das zu einer viel belachten Provinzposse ausartet?

Massive Schützenhilfe leistet Dr. Ludwig Ohrlein. Seine Frau Irma habe im Juli 1954 während ihres Ferienaufenthaltes in Triberg die Bregquelle bei der Furtwanger Martinskapelle entdeckt und erworben, schreibt der Würzburger Zahnarzt am 14. Oktober 1955 an die F.F. Verwaltung in Donaueschingen³⁵:

Meine Quelle liegt am höchsten 1078 m über NN und am weitesten entfernt von der Mündung. Nach der Regel der Geographie wie sie in der ganzen Welt zu Grunde liegt, ist meine Quelle die »Geographische Donauquelle«.

Vierzehn Tage später, nachdem Ohrlein mit Altgraf Salm gesprochen hat, antwortet Dr. Eduard Johné für die Fürstlich Fürstenbergische Kammer: Die Bregquelle einfach Donauquelle zu nennen, sei unhistorisch und „nur eine private Meinungsäußerung“, mit der sich weder die Stadt Donaueschingen noch das Fürstenhaus weiter beschäftigen wollten.

Unter der Überschrift „Donauquelle bei Furtwangen?“ greift am 21. November 1955 die *Badische Zeitung* vorsichtig in die Debatte ein. „Wahrscheinlich“ müssten Landkarten und Geographiebücher berichtigt werden, wenn sich Ohrleins Behauptungen bestätigten. Jedenfalls wäre dann die Zeit der Schlossquelle als Donauursprung vorbei.

Ostinato Hochmut kommt vor dem (Wasser-) Fall

Der eifrige Quellenfahnder aus Würzburg schreibt am 1. Februar 1960 an Dr. Johné, er habe erfahren, dass dieser beim *Verein der Geschichte und Naturgeschichte der Bar* [sic!] über den „Streit um die Donauquelle“ referieren wolle. Er rät ihm, „die Landkarte zu studieren und die Grundwasserverhältnisse zu berücksichtigen“. Die „zweifelhafte Römerentdeckung“ lasse sich „niemals beweisen“ und weder Tiberius noch Plinius hätten jemals Donaueschingen besucht. Der Briefschreiber lässt die Mitglieder des Baarvereins hämisch „mit der Empfehlung“ grüßen, „die Schlossquelle als Bestandteil des Fürstenbergischen Museums zu betrachten. Mit der wirklichen Donauquelle hat diese hochmütige Pfütze nichts zu tun.“

Jetzt ist gewissermaßen der Mythos von der Furtwanger Donauquelle geboren, mit dem ihre Herkunft erklärt, ihr gegenwärtiger Zustand sowie die künftige Existenz gerechtfertigt werden soll. Jetzt steht im viel benutzten *Diercke*-Atlas verschämt *Donau* in Klammern hinter dem Namen *Breg* – so noch 1973 in der 177. Auflage – was erst in den Neubearbeitungen korrigiert wird. Jetzt ist *der* Treppenwitz der deutschen Flussgeschichte in aller Munde.

Im September 1992 platzt nun dem Donaueschinger Franz Gottwald der Kragen. Mit zwei Forstarbeitern als Zeugen eilt er zum Notar, um beurkunden zu lassen, dass er „in den 50er Jahren“ als Revierförster an der Martinskapelle mitangesehen habe, wie vier Waldarbeiter von Irma Ohrlein angewiesen wurden, eine künstliche Quelle in dem Sumpf oberhalb der Bregquelle anzulegen und das Schild *Donauquelle* anzubringen.

Zugegeben, diese Katze lässt Franz Gottwald recht spät aus dem Sack. Haben die drei Beobachter wirklich den Augenblick der Entdeckung der Quelle und ihre

gleichzeitige Nominierung miterlebt? Andererseits hätte er wegen einer Lappalie nicht gleich den Notar aufgesucht, sich als Kronzeuge ausgegeben und unverzüglich zwei weitere verlässliche Mitwisser einer verdächtig heimlichen Nottaufe aufgeboten.

Jetzt zum anderen Donau-Zuwegbringer: Der oben erwähnten Kronzeuge des Quellhofbauern, der St. Georgener Prälat FRIEDERICH WILHELM BREUNINGER, überschreibt das vierte Kapitel seiner Untersuchung mit:

Ist eine Historische Nachricht von der DONAU erstlich überhaupt und sodann deroselben bißhero vermeynten einigen Ursprung zu Don-Eschingen und ihrer eigentlichen Ur-Quelle und erstern Anfang in der Brigach auf dem Schwarzwald St. Georgischen Closter-Amts und Württembergischen Territorii³⁶.

Er argumentiert unvoreingenommen und mancher spätere Diskutant beruft sich gerne auf den Verfechter der Brigach-These, die am 24. August 2009 auch JÜRGEN LIEBING in der SWR2 *Musikstunde* („Von Bächen, Flüssen und Strömen“) anspricht, kurzerhand jedoch das Schwarzwaldbächlein auf die Schwäbische Alb verlegt.

Man staunt nebenbei, welche Berufe die Zeugen des Donauursprungs haben und aus welchem Blickwinkel die Kontrahenten den Quellenstreit jeweils sehen und so gut wie interdisziplinär austragen. So äußern sich die Theologen Friederich Wilhelm Breuninger, Eberhard David Hauber, Carl Borromäus Alois Fickler, Heinrich Hansjakob und Heinrich Feurstein. Mediziner wie die beiden F. F. Leibärzte Urban Gottfried Bucher und Wilhelm August Rehmann, Johann Jakob Scheuchzer (ebenso Mathematiker), Friedrich Hölderlin, Joseph von Laßberg, Josef Victor von Scheffel, Heinrich Hansjakob, Karl Kraus, Gustav Schwab, Otto Rombach, Péter Esterházy und Eva Demski sind Literaten. Die Geographie vertreten Johann Hermann Dielhelm (der Donau- und Elbe-Antiquarius), der Historiker Andreas Hund, ferner J. Georg Schienbein, Graf Marsigli, Günther Reichelt. C. B. A. Fickler war Theologe, Geschichts- und Erdkundelehrer sowie Altphilologe, Martin Heidegger Philosoph, Graf Marsigli Soldat, Johann Ulrich Pregitzer und Bernhard Everke Juristen.

Ohne völlig der Sortierungswut zu verfallen: ein ordnungsliebender Klassifizierer will doch festhalten, wieviele gebürtige oder Wahl-Donaueschinger die Quellenfrage streiften oder sich ausführlich wissenschaftlich, künstlerisch oder literarisch mit ihr auseinandersetzen.

Zum Beispiel nennt BREUNINGER (S. 290) in diesem Zusammenhang den in Donaueschingen geborenen Tübinger Jura-Professor MATTHAEUS NESERUS und dessen „Brunnen in dem Flecken Don-Eschingen“, der in die Brigach münde und sich mit der „Brege“ schließlich vereinige, bevor sie sich als „eine der Stammütter der Donau“ in HEINRICH HANSJAKOBS *Leutnant von Hasle*³⁷ (1895) „zwischen rauen Bergwänden (...) durch enges Tal schleicht“.

Ausführlich geht der Direktor des Großherzoglich Badischen Gymnasiums zu Donaueschingen, C.B.A. FICKLER, das Thema an. 1840 erscheint in Karlsruhe die „geographische Untersuchung als Excurs zu Taciti Germania, Cap. I“ *Die Donauquellen und das Abnoba-Gebirg der Alten*. Auf Ptolemäus, Herodot, Tiberius und

Strabo verweisend, kann er sich (wie wohlgermerkt „1715 DR. BUCHER“) nicht für die Schlossquelle als Startpunkt der Donau entscheiden. Sein Fazit: „Die Verschmelzung aller Quellen“ sei „mit Recht die Wiege der Donau“³⁸. Ist es nicht folgerichtig, den auf seine Initiative hin 1842 neu zum Leben erweckten Baarverein in *Verein für Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau* umzubenennen?

Der Obertertiärer derselben, am 20. Oktober 1928 in der *Donaueschinger Volkszeitung Donau-Bote* von Redakteur DR. HERMANN LAUER, überdies einem kundigen Kirchenhistoriker, die „Alma Mater an den Quellen der Donau“ gerühmten und inzwischen Fürstenberg-Gymnasium getauften Schule, schreibt am 12. Mai 1953 in einem Klassenaufsatz, wie er es gelernt hat, die Donauquelle sei *eigentlich nur symbolisch. Die 'richtige' Donau entsteht durch den Zusammenfluß von Brigach und Breg unterhalb von Donaueschingen. Da aber jeder Fluß eine Quelle haben sollte, nannte man die Quelle, als man sie entdeckte, Donauquelle.*

12.5.53

Hr. 1. Klassenaufsatz.

Die Donauquelle im Schlosspark.

Um zur Donauquelle zu gelangen, muß man von der Staatsstraße aus die Treppen hinuntersteigen und steht dann vor der eingefassten Quelle. Hinter der Quelle, von Bäumen verdeckt, steht eine große Mauer. Im Vordergrund wächst ein grünes, tennisähnliches Gewächs, das den Schlosshof mit dem Schloß von dem Gebiet der Quelle trennt.

Die Donauquelle, die wir vor uns haben, ist eigentlich nur symbolisch. Die „richtige“ Donau entsteht durch den Zusammenfluß von Brigach und Breg unterhalb von Donaueschingen. Da aber jeder Fluß eine Quelle haben sollte, nannte man die Quelle, als man sie entdeckte, Donauquelle.

Ich stehe nun vor der kunstvollen, auf-

Brüstung. Sie besteht aus zementartigen Gestein, ~~und~~ ^{an} zwei Seiten stehen dicke, steinerne Bänke. ~~Ob~~ ^{Ob} sieht man die Donauquelle zum ersten Mal, so fällt einem doch zuerst das mächtige Denkmal auf, das eine Frau als Baar darstellt, die einem Mädchen (Donau) den Weg nach Osten weist. Gerade diesem Monument gegenüber ist eine kleine Treppe, die direkt an das Wasser führt, das wieder von einem Eisengitter und umschlossen ist. Zwischen der äußeren Brüstung und dem Eisengitter sind noch ungefähr 3 m Platz, so daß man die Quelle von allen Seiten betrachten kann. Ich schaue in das kleine Wasser und sehe am Grunde viele glänzende Münzen liegen, die die Fremden des Ansehens hineinwerfen. Unterhalb des Denkmals steht im Stern ge-

U₂
U₃

Thema!

A₁
A₂
R₁

Den Schluss zu ziehen und jetzt von einer „historischen“ Entscheidung zu sprechen, darauf ist der Junge nicht (mehr) gekommen. Dennoch hat er erkannt, dass die Quelle wie andere Naturphänomene offene Symbole sind. Sie besitzen genau die Bedeutung, die wir in sie hineinlegen.

Episode mit bildenden Künstlern, Designern und einem Sammler

Derweil allegorisiert, ähnlich wie seine Bildhauerkollegen Franz Xaver Reich und Adolf Heer, der Hüfingener Maler Johann Nepomuk („Muckle“) Heinemann (1817–1902) in seinem Aquarell die Donauquelle, indem er sechs Nixen in einem Reigen die über ihnen thronende Wassergöttin umtanzen lässt; er siedelt das Gruppenbild mit Najade zweifellos im Schlosspark an. Denn aus dem rechten Hintergrund lugt noch der Ostturm der Stadtkirche St. Johann hervor.

Im Schwetzingener Schlossgartenteich lagert der nach antikem Vorbild im 18. Jahrhundert geschaffene steinerne Flussgott Danubius mit seiner Rechten auf der Donauquellurne und schaut, offenbar das Sonnenlicht mit der Linken abschirmend, dem ausströmenden jungen Wasser nach. Auf eine leere Quellamphore stützt sich demgegenüber Guiseppa Volpinis gleichnamige Liegefigur (1717) an der Großen Kaskade im Schlosspark Nymphenburg, wo Hausherr König Maximilian I. (IV.) Joseph 1821 das Schwetzingener Motiv für eine Münzprägung verwendete. Der Dukat aus Donau-Wasch-Gold mit der Umschrift *EX AURO DANUBII* zeigt die männliche Gottheit, wie sie sich rechts an ein Gefäß, aus dem Wasser fließt, und links auf das bayerische Staatswappen lehnt.

Ähnliche Darstellungen finden sich bei Danubius' großem Kollegen „Vater Rhein“. Bekränzte sich dieser zum Beispiel nicht mit Weinlaub und blickte nüchtern Richtung Bingener Mäuseturm – ein Kunstsinniger hätte ihn im Handumdrehen als Donau-Neptun identifiziert. Denn Rauschebart, Szepter und Amphore kennzeichnen beide allegorische Wassermänner.

Bestimmt war der 2008 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnete Anselm Kiefer (*1945) mit FICKLERS Wiegen-Deutung nicht vertraut. Die Kenner seiner Werke wollen nun herausfinden, dass der Maler „in einigen Gemälden (...) mit den Bedeutungen des Namens seines Geburtsortes Donaueschingen“ spiele, „wenn von der Geburt der Donau die Rede“³⁹ sei. In seiner *Donauquelle* (1991) „kommt das Gewässer in einem düsteren Kellerraum zur Welt. Noch ist es in der häuslichen Gewalt des Menschen geborgen. Doch jetzt will es hinaus in die zeitlose Natur, ins Reich der Pflanzen und Tiere, fordert Neubeginn und Wiedergeburt“: So oder so ähnlich könnte die Kunstwelt Kiefers Bild interpretieren.

Auslegungsprobleme hat auch der Betrachter der auf einem Londoner Flohmarkt gefundenen kolorierten Federzeichnung *The source of the Danube at Donaueschingen*. Der biografisch nicht genauer ermittelte wohl britische Künstler verwendet dieselbe Ansicht, die WILLI HÖNLE kürzlich in seinen Archivbilder-Band *Donaueschingen 1875 bis 1935* wieder aufgenommen hat. Zwei der vier biedermeierlich gekleideten und vor dem alten Schloss flanierenden Parkbesucher blicken über ein Eisengeländer in den mauerschauartig versteckten Quellbrunnen, über dem noch nicht Adolf Heers Monument mit Mutter Baar und Tochter Donau thront, so

dass das Bild vor 1875, als die Quelle von Adolf Weinbrenner kunstvoll eingefasst wurde, entstanden sein muss.

Auf der noch älteren Darstellung für *Dr. von Kunike (...) gez. von J. Alt* [d.i. JAKOB VON ALT (1789–1872); H.S.] schwungvoll mit „BADEN Angebliche Quelle der Donau im Schloßhofe zu Donaueschingen“ unterschrieben, beobachtet der Mann auf der Brüstung seinen Begleiter, der den Quelltopf auf seinem Zeichenblock skizziert und damit den authentischen Donaueschinger Ursprung abermals anzweifelt. Die Lithographie hängt im Geschäftszimmer des Baarvereins und stammt aus ADOLPH KUNIKES (1777–1838) 1826 in Wien erschienenen *Zwey hundert vier und sechzig Donau-Ansichten nach dem Laufe des Donaustromes von seinem Ursprunge bis zu seinem Ausflusse in das schwarze Meer*.

Die Begriffe *Donauperle* und *Fürstenbergquell* lassen den Leser erst einmal rätseln. Aber er weiß wohl, dass Wasserperlen aus der Schlossquelle aufsteigen und dass Stadtführerin Martina Wiemer gelegentlich in ihre Tasche greift, die Legende von der perlenproduzierenden Donaukönigin erzählt und dem Besucher in einem unterhaltsamen Glasperlenspiel ein gläsernes Kügelchen zusteckt.

Hört er dann *Danubia Export*, wird ihm die Angelegenheit schon klarer. Diese Bezeichnung lässt nämlich 1895 die F.F. Brauerei in die Gebrauchsmuster-Rolle des Deutschen Patentamtes eintragen und sich zwanzig Jahre danach die Markennamen für zwei weitere Biersorten sichern. *Donauquelle* für einen Hopfentrank?



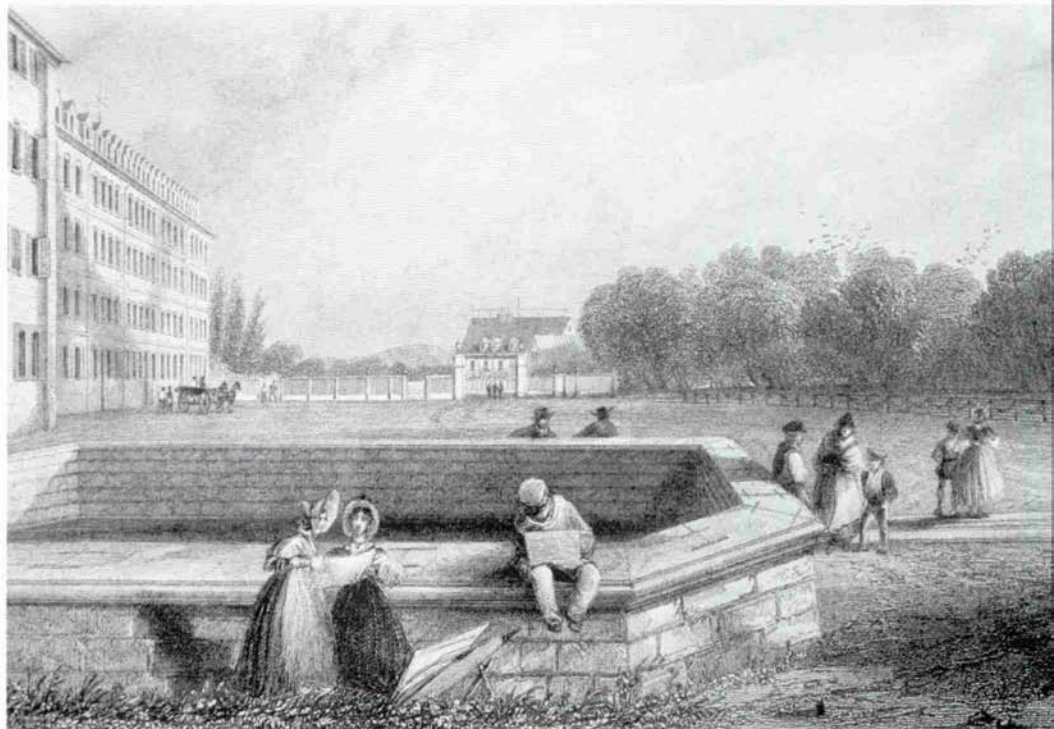
The Source of Danube, Abbildung H.S.

Kaum vorstellbar. Aber *Donaperle* (1917; GM-Verzeichnis Nr. 220280) und *Fürstenbergquell* (1917; Nr. 154083) erleben den Ersten Weltkrieg und werden in der im Zweiten Weltkrieg zerstörten und nicht wieder aufgebauten Gastwirtschaft *Zur Donauquelle* serviert.

In friedlichen Tagen mag sich JOSEPH VON LAßBERG dort aufgehalten haben. Aber entpuppt er sich dabei als ein Kämpfer an der Donauquellenfront? Tatsächlich findet sich unter der Signatur *Cod. Don. G II 12* in der Württembergischen Landesbibliothek ein doppelseitiger Autograph *Donaueschingen und die Donauquelle* betreffend⁴⁰. Wer jetzt die kritische Prüfung des einen oder die Verwerfung eines anderen Axioms mit entsprechender Parteinahme erwartet hat, wird enttäuscht sein.

Aus Eppishausen meldet sich der Eklektiker und emsige Sammler zu Wort und schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstens beschäftigt ihn die Diskussion um den wahren Donauursprung. Und zweitens interessiert den Interpreten historischer Quellen die Verwicklung seiner Heimatstadt in den Schwaben- oder Schweizerkrieg.

Text 1^r ist ein Exzerpt aus AEGIDIUS TSCHUDIS *Chronicon Helveticum*⁴¹ über König Heinrich IV., der im Dezember *anno 1061 ... nach Dñnow-Eschingen* kam, um den *Ursprung der Dñnow* zu besehen. Der Schweizer Historiker ist für seinen deutschen Kollegen FRIEDRICH SCHILLER eine hohe Autorität und zuverlässiger Chronist, so dass dieser den Stoff zu *Wilhelm Tell* weitgehend aus der *Helvetischen*



Schlossquelle, Abbildung Baarverein.

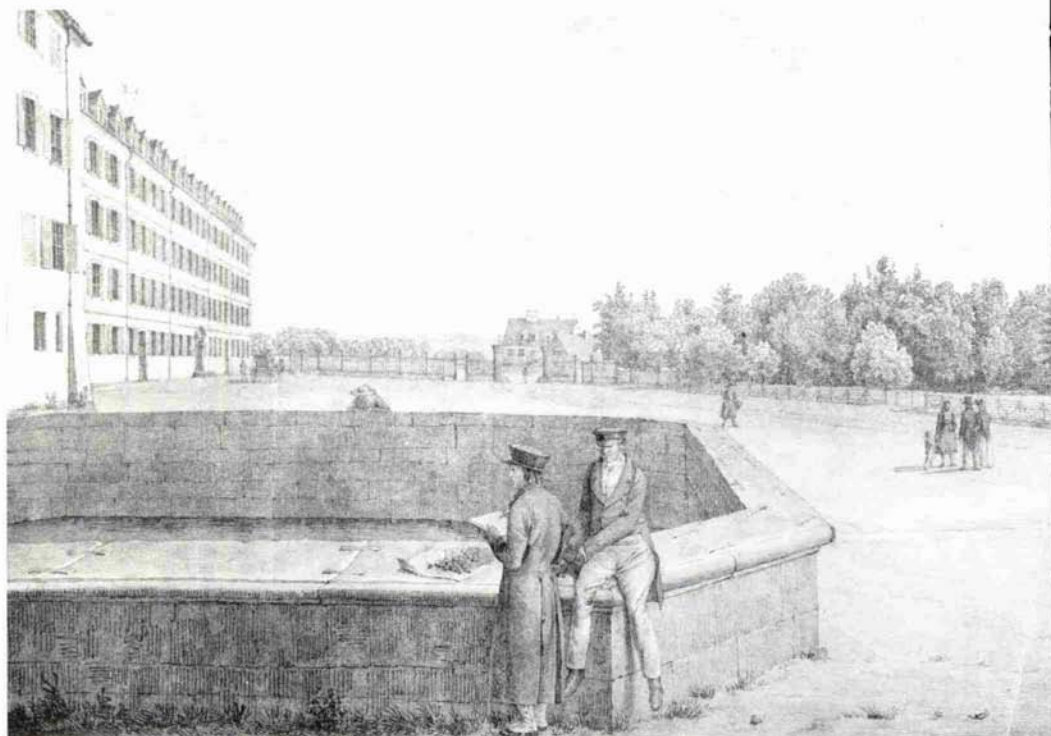
Geschichte übernimmt. Dem 57-jährigen Wahl-Schweizer LAßBERG scheint TSCHUDIS Bericht ein gut bezeugtes und treffend beurkundetes Plädoyer für Donaueschingen als Ort der Donauquelle zu sein.

Im *Thesaurus historiae Helveticae*⁴² schreibt ein hier ungenannter Verfasser – es ist JOHANN KONRAD FÜRLI – *der Kaiser [Maximilian] habe [Anfang August 1499; H.S.] eine Heeresabteilung in den Höwgau geschickt und nach einem kurzen Aufenthalt in Villingen den*

kleinen fleken Dona Esching [von Laßberg unterstrichen] besucht, wo die Donau (...) mitten aus einem hügel, den ursprung der klaren gewässer, mit einer gewaltigen Quelle nimmt. Unter nächst der Quelle geschlagenen gezelten sei mit Tänzen und andern vernügungen die herrlichkeit eines so berühmten ursprungs aufs fröhlichste gefeiert worden.

FÜSSLIS Darstellung ist für LAßBERG insofern schlüssig, als er im folgenden daneben notierten Exzerpt⁴³ *Liber II Wilibaldi Pirkheimeri bellum helveticum* eine Art *Tertium Comparationis* vorfand. Der Donaufluss, schreibt der Humanist, bringe nicht weit von Villingen in dem kleinen Ort Donaueschingen aus einem Hügel klarstes Wasser hervor

Et quia Danuvius fluvius non procul inde in villa non magna Dona Esching [Unterstreichung von Laßberg] nomine, e colle quodam medio iuxta limpidissimae aquae fraturiginem ingenti oritur fonte).



Angebliche Donauquelle, Abbildung Baarverein.

Donauschlingen.

anno 1061. Kam Künig Heinrich IV. nach Dünono=
Eschingen) den urprung der Dünono zu besuchen,
und gab allda am 3 tag des Christmonats
Bischof Diethmar von Chur ain freyheit
Litra Chur: in Huchj Chron. helvet. I. 24.

Subscriptio chartae est:

Sigehardus cancellarius vice Sigefridi archi-
cancellarii recognovi, Data non: Decbrs.

Anno domini MLXI. Indictione XV.
ordinat. 8. et regni 6. attum Eschegit.

Hf. Notyan von Lupsberg

Hier habe der *caesar* [Maximil.I, so LÄßBERG] mit der Königin ein prächtiges Gastmahl gefeiert und sei anschließend nach Überwindung des Schwarzwaldes nach Freiburg weitergereist *deinde superata silva nigra, una cum Regina Friburgum est progressus*.

Mit König Heinrich IV., AEGIDIUS TSCHUDI und WILLIBALD PIRCKHEIMER, der im Schweizerkrieg die Nürnberger Heeresmacht befehligt, führt LÄßBERG drei Zeugen für den Standorts Schlossquelle an, die sich sehen lassen können und zu deren Beobachtungen er sich nicht weiter äußern muss.

Furioso Tatort Donauversinkung

(Geometer:) *Friedrich Meerwein und seine drei Gehilfen stapften durch das trockene Donauflussbett, wo nur bisweilen kleine Tümpel standen, Wasserlachen, die von der nächsten Tageshitze ausgesogen wurden. (...) Die eigentliche Sickerstelle unterschied sich von den anderen Tümpeln nur durch die leise kreisende Bewegung der Wasserhaut und durch die Blasen, die aus dem Grund zur Oberfläche schwankten. (...) Dort ging die Donau unter. Dort verkroch sie sich. (...) Es riss sie in die Tiefe. Hier stieg bisweilen ein dunkles Gurgeln auf, ein Strudel zeigte sich⁴⁴.*

Versinkung, Versenkung, Versickerung – das bereits von BREUNINGER⁴⁵ festgestellte Verschwinden des Donauwassers bei Immendingen, Möhringen, Tuttlingen, Nendingen, Fridingen in einem Raum mit Karstphänomenen – die Schlossquelle als eine talgelegene Karstaufstoßquelle ist dem Geometer ja schon begegnet – wie Trockentälern und Dolinen soll demnach Friedrich Meerwein erforschen.

Wahrlich keine leichte Aufgabe, in einem Raubeinzugsgebiet mit der Schichtenfolge wasserundurchlässiges Diluvium über wasserdurchlässigem β -Kalk des Weißjura und wasserundurchlässigem Mergel die hydrologischen Entwicklungsbedingungen und anhand der Ponore (Schluck- und Speilöcher) die unterirdische Entwässerung und Wegsamkeit des Karsts zu erkunden.

Tatsächlich erkennt er, dass Kalk erst dann durchlässig wird, wenn das Oberflächenwasser und das absinkende kohlenensäurehaltige Regenwasser die eher engen Schichtfugen zu Klüften verbreitern und in einem nicht geschlossenen unterirdischen Röhrensystem verschwinden.

Surprise Auf Wiedersehen, Donau!

(Geometer:) *Und unterdessen bemühte sich hoch oben auf dem Berg die Donau, gleichsam in einer löcherigen Rinne (...) dahinzufließen. (...) Die löcherlige Rinne wurde ihr zum Verhängnis. Der Rhein soff die Donau, der Bodensee, der Hegau!*

Es könne – meint Meerwein – sein, dass es der Aachtopf sei, aus dem die Donau neugeboren wieder in die Welt entspringe. Der Aachtopf bei dem Städtchen Aach im Hegau, jene düstere von Bäumen überwölbte Felsennische in der Bergwand, wo eine Riesenquelle dermaßen mächtig aus dem Boden bricht, dass sie nach hundert Metern schon Sägemühlen treibt. Es sei noch zu beweisen⁴⁶. (...)

Zwölf Zentner Schieferöl sind mit dem Donauwasser in die Katarakte der Unterwelt hinabgestürzt. (...) Wer weiß, wohin sie sich verloren⁴⁷ (...)

Unterdessen ließ Friedrich Meerwein die Karren mit dem Salz an die Versickerungsstellen der Donau fahren⁴⁸.

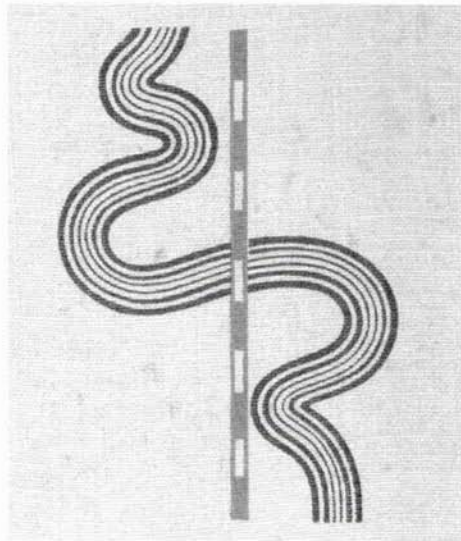
Den wissenschaftlichen Beweis für die Versinkung und die „Wiedergeburt“ liefert 1877 der Karlsruher Geologe Adolf Kop⁴⁹. Am 21. September mengt er 1,2 Tonnen Schieferöl unter das Donauwasser und wiederholt den Versuch Tage danach mit 20 Tonnen Kochsalz und 10 Kilogramm Natriumfluoreszin (Uranin). 60 Stunden später kommt 12 Kilometer weiter südlich und 177 Meter tiefer im Aachtopf jene hell leuchtende Mischung zum Vorschein ähnlich der, die den *standhaften Geometer* so sehr jubeln lässt, andere jedoch geradezu erschüttert: Die Donau wird zu einem Nebenfluss des Rheins degradiert.

Forte Land unter

(Geometer:)Tausende von Menschen hofften auf Meerwein, der aus Baden kam und helfen sollte, obgleich sie es bezweifelten, dass jene Badener, die ihnen zwar die Donau schickten, ihnen auch die Donau gönnten. (...) Die Versickerung der Donau sollte zu einem Streitpunkt werden, der alle Leidenshaften zwischen Bodensee und Schwarzwald und sogar die mächtigen Regenten in Württemberg und Baden alarmieren musste, ja, der auf einmal seiner Seltsamkeiten wegen ganz Deutschland auf das öde Flussbett blicken ließ⁵⁰.

Wenn im 16. Jahrhundert von nicht mehr ganz nüchternen so genannten *juncen herren* die Rede ist, die auf dumme Ideen kommen und wetten, wer den *bösten schwank* aufs Tapet bringt und eine *meisterliche Posse* vorbringt, dann nennt einer hierzu-lande sofort die *Zimmerische Chronik*⁵¹. Ob dagegen derjenige Schalk den Lorbeer erntet, der behauptet, den *Bodensee abgraben* zu können, ist ungewiss. In unserem Falle interessiert mehr, dass ein *ander davon redt, wie die Tonaw bei Dutlingen abzufieren were, damit sie für Mösskirch anhin flüße*. In seinem Scherz steckt nämlich ein politischer Kern.

Längst ist die Donau mit Versinkung und Wiedergeburt zum Zankapfel geworden, zu einer Sache, der sich ein unpolitischer Geodät annehmen muss. Ausgerechnet ein Badener soll die von ihm entdeckten Ponore verstopfen, damit württembergisches Gebiet ostwärts von Donauwasser profitieren kann. Der Hegau, so hört einer aus Engen und Singen, würde aufschreien: Wer treibt künftig die Mühlen, woher bekommen wir morgen unser Wasser?



Einband der Ausgabe von 1938, Abb. H.S.

Zum Glück wird Friedrich Meerweins Standfestigkeit nicht weiter auf die Probe gestellt; sein Dilemma lösen die Württemberger. Nach der katastrophalen Frühjahrsüberschwemmung – die Donau war „zu einem aufgewühlten Strom geworden“ – beseitigen sie die Schlucklöcher, so dass ein Teil des Donauwassers wieder in der Aach zutage treten und das Gebiet donauabwärts versorgen kann.

Donauaufwärts, genauer an der Wolterdinger Breg, lässt indes ab 2005 das Regierungspräsidium Freiburg ein Hochwasserrückhaltebeckens mit 4,7 Mio. m² Stauvolumen bauen. Mit der Dammaufschüttung wird 2009 begonnen und in zwei Jahren soll das Objekt, Bestandteil des 22 Millionen Euro teuren und bis kurz vor Ulm wirksamen *Integrierten Donauprogramms*, fertig sein. Die Frage, warum bereits an der mittleren Breg ein Schutzprojekt *Donau* angelegt wird, beantwortet der Naturwissenschaftler: Über dem Einzugsgebiet dieses Gewässers mit seinen tief eingeschnittenen Schwarzwaldtälern konzentrieren sich die Niederschläge derart, dass sozusagen am ersten neuralgischen Ort, eben bei Wolterdingen, wo der Fluss aus dem Schwarzwald heraustritt, Sperremaßnahmen notwendig werden.

Finale Baden gegen Württemberg

OTTO ROMBACH schildert im Nachwort⁵², warum 1927 die beiden Länder vor den Staatsgerichtshof zogen. Schließlich wurde Baden dazu verpflichtet, der „Vermehrung der natürlichen Versinkung“ Einhalt zu gebieten, und Württemberg zur Öffnung verstopfter Schlucklöcher aufgefordert. Der Natur dürfe nicht einfach ins Handwerk gepfuscht werden.

Trotzdem flammt der Wasserstreit nach dem Krieg erneut auf. Im Wahlkampf vor der Volksbefragung 1950 („Sind Sie für oder gegen den Zusammenschluss von Baden und Württemberg?“) tönt es da und dort politisch inkorrekt von badischen Stammtischen, die Württemberger wollten die Union doch nur, um später den Bodensee leertrinken zu können.

So wird die Donauversenkung mit der Frage auf einem badischen Plakat, ob Württemberg denn später wirklich Ernst mache mit der Trockenlegung des Hegaus, Gegenstand der Wahlpropaganda. Der badische Staatspräsident Leo Wohleb setzt noch eins drauf und stellt trocken fest, die Donau selbst liefere das wasserdichteste Argument gegen den Südweststaat; sie verschwinde am östlichen Ende des badischen Territoriums, um ja nicht auf württembergischem Gebiet weiterfließen zu müssen – eine Feststellung, die ein weiteres Mal das *Badnerlied* neckisch und geographisch ungenau besingt:

*Die Donau, Deutschlands längster Strom,
Bei uns ist sie noch rein.
Bei Immendingen sie versinkt;
Sie möcht' halt badisch sein.*

Von den 2 850 Kilometern, die die Donau zurücklegt, sind gerade mal 500 „deutsch“. Und wer wagt es, rufen deutschnational Gesinnte, dem Rhein sein ererbtes Prädikat so mir nichts dir nichts wegzunehmen?

1967 urteilt der Stuttgarter Landtag recht salomonisch und gibt für umweltfreundliche und nachhaltige Wasserbaumaßnahmen an der Fridinger Versinkung zur Sicherung der Aachquelle, die freilich nur zwei Drittel ihres Wassers aus der Donau bezieht, Geld frei. Mit den 3,5 Millionen DM wird außerdem ein Stollen zwischen Immendingen und Tuttlingen gebaut.

Der Wanderer an der malerischen jungen Donau, so OTTO ROMBACH im Nachwort seines Romans, *möge freilich nicht nach Krummenweiler fragen oder in der liebenswerten Residenz von Donaueschingen nach Friedrich Meerwein forschen (...) Er wird vielleicht nach Geologenbüchern greifen oder auf den Sonnenhängen des Donautals (...) träumen.*

Ein Schuss Wasser ...

... gehört an dieser Stelle in den Wein derer gegossen, die die Gretchenfragen *Donau, woher kommst du?* und *Quo vadis, Donau?* ein für alle mal mit Heraklids Feststellung beantwortet glauben, dass eben wie die Zeit „alles fließt“.

„Dieser Abfluss“, behauptet am 6. November 2009 in der Fernsehsendung *Landesschau mobil* der Furtwanger Narren-Guru Roland Wehrle mit Blick auf Kaiser Wilhelms II. Brigach-Donau-Tempelchen trotzig, „kann doch nicht die Donau sein (...) Die Donaueschinger haben den Zusammenfluss, und damit sollen sie zufrieden sein.“ Zum (einzigen) Beweis zitiert er für die Moderatorin Sonja Schrecklein das *Universallexikon des Großherzogtums Baden* des Jahres 1847 und folgert triumphierend: „Wir haben die Quelle!“ In den Augen der Eschinger hat dagegen wieder einmal der Brend gekreißt, aber nur eine Maus geboren und einen Mythos wiederbelebt, der keine Denkalternativen zulässt.

Übrigens ergreift der SWR – mit Absicht oder versehentlich – von vornherein Partei. Auf seinen naturgemäß stark generalisierten Wetterkarten und auf der Karte im Vorspann der obigen Ausstrahlung besitzt die Donau nur eine Quelle: die Breg. Und im zweiten Fall wird der Ort Donaueschingen schlankweg an die Stelle von Furtwangen verpflanzt.

Die offensichtlich nicht endenwollende Debatte mag die Leserschaft des Romans amüsieren. Ihr ist schon während der Lektüre etwas viel Wichtigeres bewusst geworden: Orte und Landschaften können zu Schauplätzen und Handlungsräumen eines literarischen Werks werden und ein „Georaum“, die Erdoberfläche, verwandelt sich in eine „literarisierten Landschaft“⁵³.

Vielleicht findet das Buch deshalb eines Tages Platz in einer neuartigen naturräumlichen und wie ein Atlas ausgestatteten europäischen Literaturgeschichte, die aufzeigt, dass es ohne Erdkunde – hier Donauquelle und Donauversinkung – keine Literatur gegeben hätte.

So kompliziert Vermessungen sind und so hitzig Diskussionen über den wahren Donauursprung gelaufen sein mögen – zuletzt sind Verstand und Vernunft vonnöten, damit alle die Donauquelle im Schlosshof wieder jederzeit ungehindert besichtigen können. „Eigentum verpflichtet“, sagt Artikel 14.2 des Grundgesetzes und „sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“.

Epilog Neuer Zwist wegen des Donauwassers?

Trotzdem haben jüngst Schlagwörter wie „Konflikte um das Donauwasser“ und „Gierige Blicke auf die Donau“ die Öffentlichkeit noch einmal aufgeschreckt⁵⁴. Dabei stammen die Zitate aus einem wissenschaftlichen „Zukunftsentwurf“ des Münchner Geographieprofessors WOLFRAM MAUSER, der die hydrologischen Verhältnisse im Gebiet um die obere Donau – genauer: am Flusslauf östlich des Meerwein'schen Donaubergrands – am Computer simuliert hat und sich nun fragt, wer künftig wieviel von ihrem Wasser nutzen darf. Ein Pfeil auf seinem Bildschirm weist überraschend von Norden in Richtung Po-Ebene: „Dort gibt es“, sagt MAUSER⁵⁵, „fruchtbare Böden, aber zu wenig Wasser“. Wahrscheinlich könnten bald italienische Bauern Wasser aus dem Norden und wenig später Rumänen an der unteren Donau Wasser aus dem Westen fordern.

Dass das begehrte Nass, dem Volumen des Tegernsees entsprechend, bereits heute aus der bayerischen Donau abgezweigt wird und zum Kummer von Umweltschützern über den Rhein-Main-Donau-Kanal abfließt, hätte sich Friedrich Meerwein wohl nicht vorstellen können. Aber zu seiner Zeit ahnte noch niemand, dass der Klimawandel für einen neuen nun europäischen Streit um Donauwasser sorgen könnte.

Anschrift des Verfassers:
Hugo Siefert
Am Skibuckel 2
78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Stuttgart 1938; spätere Ausgaben trugen den Titel *Cornelia und der standhafte Geometer*; auf die recht amüsante Liebesgeschichte wird in unserem Beitrag nicht eingegangen. Im Übrigen galt für den *Geometer*, was OTTO ROMBACH 1951 in der Erzählung *Das schwäbische Weinschiff* (in: Mit offenen Augen, Stuttgart, S. 165) festgestellt hat: „Im Schwäbischen ist man gewissenhaft genug, die dickste Chronik zu durchforsten.“ So war dem Autor wohl auch der bedeutende Geometer, Mathematiker und Forschungsreisende Carsten Niebuhr (1733–1815) ein Begriff.
- 2 Frankfurt am Main und Leipzig 2009, Vorrede, S. 13f. – Zitat „Die glückliche Anwendung ...“, in: Zentral-Asien, Frankfurt am Main 2009, S. 31.
- 3 „Alexander von Humboldt“, schreibt DANIEL KEHLMANN in *Die Vermessung der Welt* (Reinbek 15 2006, S. 19), „hatte jeden Fluss, Berg und See auf seinem Weg vermessen, war in jedes Erdloch gekrochen und hatte (...) mehr Bäume erklettert, als sich irgend jemand vorstellen mochte.“
- 4 ROMBACH, *Geometer*, S. 13.
- 4 Die Donauquelle im Schlosshof zu Donaueschingen, o. J. (um 1920 ?). – Vgl. VOLKHARD HUTH (1989): Zur Kulturgeschichte der Donauquelle, in: Donaueschingen · Stadt am Ursprung der Donau, Sigmaringen, S. 227–242. Vgl. MICHAEL W. WEITHMANN 2000: Die Donau · Ein europäischer Fluss und seine 3000-jährige Geschichte, Regensburg, S. 18 (Schlossquelle, die Quelle „mit bescheidenster Schüttung“, nämlich 150 l/sec, was WILLI PAUL dazu veranlasst hat, von einem „ordentlichen Guss Taufwasser“ zu sprechen. in: *Schriften der Baar*, 28. Heft, Jg. 1970, S. 155.

- Auf eine Burg an der Schlossquelle wird erstmals 1367 hingewiesen (Fürstliches Urkundenbuch FUB 2 Nr. 406).
- 5 BECHT (1817): Denkwürdigkeiten der zwey Feldzüge badischer Truppen im Elsaß 1814/15, Heidelberg.
- 6 2^e Section, – im malerischen und romanntischen [sic] Deutschland, Leipzig S. 77. Der Autor verwies auf die verschiedenen Donauursprünge „nicht fern von Donauöschingen“, von denen jeder „seine Verteidiger gefunden“ habe. Zum Beispiel wollten Siegmund von Birken und der österreichische General Marsigli die Bregquelle als Hauptquelle anerkennen, der „berühmte Geograph Joh. Maier“ dagegen „suchte die natürlichste Quelle der Donau in der Brig (Brigach)“.
- 7 Archiv Baarverein K(asten) 45.
- 8 HEINRICH HOFFMANN VON FALLERSLEBEN 1841: Gedichte · Unpolitische Lieder, Zweiter Theil, Hamburg, S. 9.
1862 mahnte ALEXANDRE WEILL seine Leser, nicht allzu leichtgläubig zu sein: „En niant la liberté, vous ressemblez à ce paysan autrichien qui, mettant son large pied sur la source du Danube, s'écria: 'Vont-ils être étonnés à Vienne en voyant le Danube arrêté subitement dans son cours.'“ Sonst ähnelten sie jenem österreichischen Bauern, der den Ausfluss der Donauquelle zuhält, so dass die Wiener plötzlich ohne ihr Wasser sind, in: *Premier Avertissement*, Paris, S. 33.
Wörtlich dasselbe rief der (dieses Mal staatenlose) Bauer in ÉDOUARD CONSTANTINS *Nos Victimes* (Marseille 1875, S. 7): „Ce paysan qui, voyant le filet d'eau formant la source du Danube, l'arrêta avec son pied en s'écriant: (...)“
- 9 KARL KRAUS, in: Die Fackel (1903) 134, 27. 03.09.2004; PETER LANDERT: Großer Fluss mit kleiner Quelle.
- 10 KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER 1880: Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Band 5, Leipzig, Spalte 229.
- 11 JOSEPH EISELEIN 1838: Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit, Donaueschingen. – Mit dem (als Heidelberger Universitätsbibliothekar) inkompetenten, „listigen und versoffenen Eiselein, (...) welcher alles wusste, nur nicht mit dem Gelde umzugehen“, rechnete DR. MARMOR im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur*, 46. Band, XXV. Jahrgang (1870), S. 98–100 ab; es ging dabei um die *Richenthal'sche Chronik*.
- 12 Gesamtausgabe 1996 Band 4, S. 146.
- 13 Ebenda, S. 59. – Reizvoll wäre es, HOLDERLINS Naturverständnis mit dem zweier verwandter Romantiker zu vergleichen. Während beispielsweise EDUARD MÖRIKE in der Natur eine Quelle des inneren unergründlichen Geheimnisses sah, entzog sich für ADALBERT STIFTER die Natur meist seinem Beobachter; sie gab ihm bloß Zeichen, Navigationshilfen, sich ihr anzunähern.
- 14 Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin und Stettin 1787, S. 26f. – NICOLAI und andere Besucher der Donauquelle nannten Fred und Gabriele Oberhauser in: *Literarische Führer durch Deutschland* 1983, Frankfurt am Main, S. 226f.
- 15 „Un mensonge“ – „Un petit bassin, miserable baquet de pierre“, in: *Légendes démocratiques du Nord* 1854, Paris, S. 281.
Vom „Brunnen“, ohne den „nicht viele hierher kämen“ und aus dem der Donaubach fließt, „der nach Meinung der Hydrologen und Geografen die Donauquelle nicht sein kann“, sprach ANDREAS NENTWICH, in: Ein Tag mit der jungen Donau (= du 777 – Die Donau. Fluss der Nationen Nr. 5/6, Sulgen/CH 2007, S. 37f.
- 16 JACOB BURCKHARDT 1880: Briefe, Band IX, Basel; Brief Nr. 1230, S. 156; Anmerkung des Herausgebers MAX BURCKHARDT, S. 446.
- 17 „From its tiny bubbling entry into the world among the pinewood gardens of Donaueschingen, until the moment when it began to play the great river-game of losing itself among the deserted swamps, unobserved, unrestrained“, in: ALGERNON BLACKWOOD 2004: *The Willows*, Kessinger Publishing, Whitefish, p. 3f.
Überhaupt schienen in England Kenntnisse über die Donau nicht weit verbreitet zu sein. Hanns Braun (Hier irrt Goethe, München 1966, S. 49) ist nämlich von „einem Angehörigen der mittelgebildeten Klasse“ einmal gefragt worden: „Die Donau, ist das nicht ein Fluss in Indien? Ich erklärte ihm, dass sie bei uns entspringt und durch welche Länder sie fließt.“ Offenbar glaubten viele Briten immer noch in splendid isolation zu leben, was ihnen ja nachgesehen wird.
- 18 In: Etwas für Alle, Würzburg 1711, S. 414.
- 19 FRIEDRICH DE LA MOTTE FOUQUÉ 1814:

- Undine, in: Die Jahreszeiten, Berlin, S. 101.
- 20 Glückinseln und Träume, Berlin 1911, S. 367.
- 21 Mama Donau, Frankfurt am Main 2001, S. 22f. – Überaus großzügig ging die *Südwest 3-Fernsehsendung Donauklöster – Nah an der Quelle: Erzabtei Beuron* am 18.04.2003 mit dem Donauursprung um: „... Beuron liegt nicht weit von der Donauquelle. Dort ist die Donau noch ein kleines Flüsschen, das sich durch ein stilles Tal mit Auen, Wäldern und schroffen Kalkfelsen schlängelt.“
- 22 Reise in die Schweiz, zit.: Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1957, S. 491. EDUARD JOHNE: War Goethe auf seiner Schweizerreise (1775) in Donaueschingen und welchen Weg nahm er von Freiburg nach Schaffhausen? (kM), in: Schriften der Baar, 23. Heft, Jahrgang 1954, S. 140–143 („Und vor allem wäre gerade er, der spätere Naturforscher und gewiss schon damalige Naturfreund, nicht wortlos an der Donauquelle vorbeigegangen (...) So scheiden (...) ein Aufenthalt oder eine Übernachtung [in Donaueschingen] von vornherein aus.“
- 23 München 1992, S. 27f.
- 24 Über Geßners Idyllen, in: Berliner Ausgabe (1960), Band 17, S. 220.
- 25 Frankfurt am Main 2007, S. 13; Originaltitel: *The Blue Danube* (1945); für die deutsche Übersetzung hat EVA DEMSKI das Vorwort geschrieben.
- 26 Seite 61.
- 27 *Ulysses* (zuerst 1918–1920), hier zitiert: Ausgabe München 1966, Band II, S. 684.
- 28 Frankfurt am Main, S. 15.
- 29 Süddeutschland, Band 2, Neudruck Darmstadt 1964, S. 293.
- 30 PÉTER ESTERHÁZY 1995: Donau abwärts, Salzburg Wien Frankfurt am Main, S. 41.
- 31 Seite 64 und Seite 69.
- 32 GÜNTHER REICHELT: Scheinprobleme oder: Über den Ursprung der Donau, in: Schriften der Baar XXVI. Heft, Jahrgang 1966, S. 200–201 und Günther Reichelt 1990: Wo Donau und Neckar entspringen · Die Baar, Donaueschingen, S. 56–60.
- 33 Zur Donauquelle, Vortrag 1995; Mai 1996 gedruckt und von der Stadt Donaueschingen herausgegeben.
- 34 *Der Spiegel*, 14.09.1981.
- 35 Abschrift dieses Schreibens, Johnes Antwort (Nr. 5457; Zeichen *Dr. Schr./Sche*) und Oehrlins Brief vom 01.02.1960 befinden sich im Kasten 78 Archiv Baarverein. Im Jahr 1954 veröffentlichte Franz Lerner „Eine bisher unbeachtete Darstellung zur Topographie der Donauquellen“, drei Kupferstiche, die im Treppenhaus des Hotel Schützen hingen, in: Schriften der Baar, XXIII. Heft, S. 144–148. Vgl. Artikel *Alte Eselsbrücke*, in: Der Spiegel Nr. 38/1989. Mittlerweile dachte die Stadt Donaueschingen daran, ab 2012 den Lauf der durch die Stadt fließenden Brigach umweltfreundlicher zu machen. Außer der Donauquelle könnte dann die Stadt eine weitere Wasserattraktion bieten (*Südkurier*, 18.03.2009).
- 36 Fons Danubii primus et naturalis, Die Ur-Quelle des Weltberühmten Donau-Stromes, Tübingen 1719, S. 284.
- 37 Haslach 151978, S. 119.
- 38 Seite 64. – FICKLERS Arbeiten fehlte es „bei großer Gelehrsamkeit“, so die Allgemeine Deutsche Biographie, Band 6, Leipzig 1877, S. 778, „und culturgeschichtlichem Blick doch an methodischer Schärfe.“
- 39 Bilder – Denken, hgg. BARBARA NAUMANN und EDGAR PANKOW, München 2004, S. 251. Bezeichnenderweise nannte der dieses Mal als Regisseur, Bühnenbildner und Texter wirkende Künstler sein am 7. Juli 2009 in Paris uraufgeführtes Spektakel, eine „Création“-Installation mit Musik (von dem in Donaueschingen nicht unbekanntem Jörg Widmann) *Am Anfang*, die – nach Kiefer – „den Kreislauf zwischen Zerstörung und Wiederaufbau“ thematisiert und zeigen wollte, dass „das Ende immer ein Anfang“ ist. (http://podcast-mp3.dradio.de/podcast/2009/07/08/dlf_20090708_0525_872cfb79.mp3) und *Süddeutsche Zeitung*, 09.07.2009).
- 40 1827 (?): Zwei einzelne in einem Umschlag aus Pappe aufbewahrten Blätter (fol. 2) mit einem Bleistifteintrag *Hs. Notizen von Laßberg* (WLB: „spätes 19. Jh.“). 2: Laßberg suchte eine Übereinstimmung des Wappens der thurgauischen Herren von Wespersbühl mit dem Hartmanns von Aue, um 1827 seine Vermutung zu erhärten, der Dichter stamme aus Eglisau im Thurgau. Vgl. Laßbergs Brief an das Ministerium, 14. Mai 1813 (Archiv Baarverein, Kasten 4), in dem er sich in die Diskussion einschaltete, Hagelschlag durch Beschießen (Böllern) von Gewitterwolken [freilich nicht mit Silberjodid; H.S.] zu verhindern. Sachkundig und

- meteorologisch versiert schreibt der F. F. Landesforst- und Jägermeister, dass es unter anderem darauf ankomme „zu beobachten, ob das Gewölk hoch oder tief hängt; ob es heftig in der Ferne schon blitz.“ Es müsse sonniert werden, „ob das Gewölk sich zerteilt und der Himmel rein und hell wurde; ob es sich in feinsten wohlthätigen Regen auflöse; ob es sich gegen einen anderen Ort hinzog oder in welche Himmelseggen.“
- 41 Basel 1734–36, Band I, S. 22.
SIGMUND RIEZLER bezog sich auf die *Berichte und Korrespondenzen* im 4. Band des Fürstenbergischen Urkundenbuchs (FUB), schilderte in seiner *Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis 1509*, Tübingen 1883, S. 456, ausführlich das *Fest am Donauquell* und beschrieb, wie sich Graf Wolfgang von Fürstenberg (*1465), „Landhofmeister des Herzogtums Wirtemberg als oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499“ (FRIEDRICH ROTH VON SCHRECKENSTEIN) nach dem Tod seines Bruders Heinrich (*1464) „in die Pflichten des Wirtes und in dieses heitere Treiben“ schicken musste. Das Gästebuch der Donauquell-Besucher vom 17. Jahrhundert bis 1914, dazwischen Autographen prominenter Gäste, verwahrt die Badische Landesbibliothek: Signatur G II, 11.
- 42 Laßberg exzerpierte Ausgabe Tiguri [Zürich] 1735, S. 25a. – DIETRICH W. H. SCHWARZ nannte Laßberg einen Mann, „der weder in Politik, Kirche, Kunst, Wissenschaft noch Wirtschaft an erster Stelle stand“ und doch Großes geleistet habe. Siehe seine Besprechung der von KARL S. BADER herausgegebenen Aufsatzsammlung *Joseph von Laßberg, Mittler und Sammler*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, Vol. 7 (1957), S. 247.
- 43 Ebenso Hs. 2^v.
- 44 Seite 193f. – In unseren Tagen vereitelt eine Versickerungsstelle zum Kummer der Kanutouristen das Befahren der Teilstrecke westlich von Beuron.
- 45 Seite 147. – OTTO ROMBACH kannte wohl ALBRECHT PENCKS Thalgeschichte der obersten Donau (in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 28. Heft, Jahrgang 1899, S. 123f.) sowie die „unterirdischen Stromablenkungen“ (S. 124) auf dem Balkan.
- Vom „extravaganten Verhalten der Donau“ sprach 1885 A. HOPFGARTNER: Das Versitzen des Bregwassers oberhalb Hüfingen (km 2), in: *Schriften der Baar*, Band 5, S. 132. Vgl. auch AUGUST GÖHRINGER: Die geologische Geschichte der Umgebung von Donaueschingen, in: *Schriften der Baar* XIII. Heft, Jahrgang 1913, S. 71: „Im Donauversinkungsgebiet finden sich etliche Einsturzdolinen, (...) die ganz besonders in den Kalkgebirgen von Krain, Istrien, Dalmatien und Montenegro häufig sind.“ Ferner: LUDWIG ERB: Über den Mechanismus der Donauversinkung und der Aachquelle, in: *Mitteilungen des Badischen Landesverbandes Naturkunde und Naturschutz*, Neue Folge 5, 6; Jahrgang 1952, S. 267–280.
- 46 Seite 217.
- 47 Seiten 275, 290.
- 48 Seite 291.
- 49 Über die hydrographischen Beziehungen zwischen der Donau und der Aachquelle im badischen Oberlande, in: *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie* (1878), S. 353.
- 50 Seite 215.
- 51 Neudruck, Dritter Band, Meersburg und Leipzig 1932, S. 386, Z. 14–18. – Das Original – Handschrift N° 580 der F. F. Hofbibliothek – haben u.a. benützt: *Freiherr Joseph von Lassberg in Eppishausen* (1817–1824), *Professor Dr. Eiselein* (1838), *Professor Dr. Fickler* (1846), *Dr. Ludwig Uhland* (1852–1854). Vgl. die begeisterte Rezension von A. Birlinger, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, 46. Band, XXV. Jahrgang, (1870), S. 324–327.
- 52 Seite 428.
- 53 Diesen Fragen gingen BARBARA PIATTI 2008: *Die Geographie der Literatur*, Göttingen, und FRANCO MORETTI 1999: *Atlas des europäischen Romans* (Köln) ausführlich nach.
- 54 Vgl. Potsdamer Tagung von über 300 Wissenschaftlern und Naturschützern im Oktober 2009 und HELMUT BÜRINGER / DIANA HEITZMANN: *Wasserbedarf der Wirtschaft in Baden-Württemberg*, in: *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* 10/2009.
- 55 Direktor des Instituts für Geographie der Ludwig-Maximilian-Universität München.

Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar (1938-1940)*

Von Wolf-Ingo Seidelmann

Der nationalsozialistische Vierjahresplan von 1936 verpflichtete die Saarhütten, ihren Eisenerzabbau auf der Baar schrittweise auf 3,6 Mio. Tonnen Roherz¹ pro Jahr zu steigern. Für 1938 waren 1,2 Mio. t vorgesehen, tatsächlich gefördert wurden jedoch nur 440.000 t. Die Doggererz-Bergbau GmbH (DBG), 1936 von den fünf Saarwerken als Erzabbaubetrieb in Blumberg gegründet, führte dies auf Personalengpässe zurück, die vom Bau des Westwalls und der staatlichen Hermann-Göring-Werke ausgelöst worden waren. Die Situation entspannte sich erst, als man im Herbst 1938 vom Arbeitsamt die Erlaubnis erhielt, 500 italienische Arbeiter anzuwerben. Von etwa 900 im Sommer 1938 stieg die Zahl der Beschäftigten in Blumberg auf über 1.500 im Februar 1939 an. Die DBG bemühte sich, den Zeitverzug wenigstens teilweise aufzuholen und baute den Stobergstollen auf eine Förderkapazität von 3.000 t pro Arbeitstag aus. Um seine Abbauzahlen rasch steigern zu können, nahm das Unternehmen am 13. Oktober 1938 den Tagebau am Eichberg mit dem Ziel auf, ab April 1939 täglich weitere 3.000 t direkt an der Oberfläche zu gewinnen. Die Crux war nur, dass der geplanten Gesamtfördermenge von 6.000 t viel zu geringe Aufbereitungskapazitäten gegenüberstanden. Sie betrug ganze 2.600 t pro Tag. 1.800 t konnten die vier Schachtröstöfen² verarbeiten, den Rest eine Magnetscheideanlage der Frankfurter Firma Lurgi. Als die Saarhütten versuchten, die lehmigen und mulmigen Tagebauerze roh zu verhütten, hatten sie prompt mit Störungen an den Produktionsanlagen zu kämpfen. Folglich beschnitt man in Blumberg die Planung für den Tagebau wieder und beließ es dabei, dass die Hochöfen an der Saar lediglich geringe Prozentsätze an Doggererz enthielten.

Die eingetretenen Verzögerungen hatten nicht nur externe Ursachen: Vor allem wegen ihres akuten Kapitalmangels hielten sich die Grubeneigner beim Ausbau ihrer Anlagen seit 1937 eher zurück. Den Werken an der Saar war seit langem bewusst, dass die verlangte Fördersteigerung nicht ohne teure Erweiterungsinvestitionen in Bergwerk, Aufbereitungsanlagen, Wohnsiedlungen und in die Hochöfen auf den Hüttenstandorten zu erzielen war. Allerdings fühlten sie sich überfordert³, die Mittel dafür allein aufzubringen. Man sandte deshalb am 10. Oktober 1938 eine Denkschrift⁴ an das Reichswirtschaftsministerium (RWM), die dem Adressaten vorrechnete, dass die Saarhütten bereits mehr als 10 Mio. RM in Blumberg investiert hatten. Der angeordnete Vollausbau von Bergwerk und Hochöfen auf die Endwerte des Vierjahresplans verlange sogar die enorme Summe von 25,6 Mio. RM.

* Fortsetzung des in den *Schriften der Baar*, Bd. 41 (1998) S. 44 ff. abgedruckten Aufsatzes desselben Verfassers.

Darüber hinaus müssten die Werke jährliche Betriebskostendefizite in Höhe von 15 Mio. RM tragen, wenn sie 700.000 t Roheisen aus badischem Doggererz anstatt aus billiger lothringischer Minette erschmelzen. Zwar enthielt das Papier keinerlei konkrete Forderungen, aber seine schiere Existenz machte deutlich, dass die Saarwirtschaft umfassende Hilfe vom Staat erwartete, wenn sie die von ihm vorgegebenen Ziele erreichen sollte.

Die Saar stieß damit eine offene Frage wieder an, in der sie Triebfeder und Getriebener zugleich war. Hermann Röchling und das Neunkircher Eisenwerk hatten sich für die Erze der Baar vor allem deshalb interessiert, weil sie befürchten mussten, im Falle von Krieg oder Zahlungsbilanzproblemen von der Zufuhr lothringischer Minette abgeschnitten zu werden, die bislang ihre unangefochtene Produktionsgrundlage bildete. 1938 schienen sich nun sämtliche Befürchtungen zu bewahrheiten: Die Versorgung der Saarwerke mit französischen Erzen verschlechterte sich derart, dass die Aufrechterhaltung der Produktion ernsthaft gefährdet schien. War es bislang üblich gewesen, dass die Saar ihre Erze im Tausch gegen Kohle oder Koks aus eigener Produktion bezog, so verfügten ihre französischen Partner nun Minette-Exportbeschränkungen zugunsten ihrer eigenen, inzwischen besser ausgelasteten Montanindustrie. Zwar gelang es meist, die fehlenden Erzmengen gegen Devisen zu beziehen, doch waren gerade diese sehr rar im Dritten Reich. Hinzu kam, dass auch das Tauschmittel der Deutschen – Kohle und Koks – knapp zu werden begann, weil rüstungsbedingt die Inlandsnachfrage stetig zunahm. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung entstand die Denkschrift der Saalhütten.

Die Ziele ihres lautstärksten Vertreters gingen über die Sicherstellung der notwendigen Erzversorgung freilich weit hinaus. So hatte der Völklinger Hüttenwerksbesitzer Hermann Röchling seinem Aufsichtsrat im Jahre 1937 mitgeteilt:

„Unsere hiesige Hochofenanlage ist bei voller Ausnutzung der vorhandenen fünf Hochofen am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Ich halte es daher für erforderlich, dass wir auch zu einem Hochofenwerk auf der Erzbasis in Südbaden kommen, dem sich dann Stahl- und Walzwerke anschließen müssen. Es ist auf Dauer untragbar, Kohle und Koks von der Saar nach Südbaden zu fahren, das Roheisen zurückzukutschieren und nördlich an Zollhaus-Blumberg vorbei unsere Fertigfabrikate von der Saar nach Süddeutschland zu unseren Abnehmern zu fahren“⁵.

Leider fehlte Röchling das notwendige Kapital zur Realisierung seiner weitgespannten Pläne. Also versuchte er über Jahre hinweg, den nationalsozialistischen Autarkiekurs für seine eigenen betriebswirtschaftlichen Ziele auszubuten und mit rüstungs- und devisenpolitischen Argumenten um Subventionen zu werben.

So hatte Röchling dem RWM im Herbst 1935 einen phantastischen Vorschlag unterbreitet, der die „endgültige und grundlegende Befreiung der Knebelung der Saarindustrie von französischer Erzzufuhr“⁶ mit sich bringe und etwa 30 Mio. RM an Devisenausgaben ersparen könne. Demnach sollte ein Unternehmen gegründet werden, dessen Aufgabe es war, 70 Mio. RM auf der Baar zu investieren, um dort gewaltige Mengen an Doggererz zu fördern und aufzubereiten. Dem Reich war dabei die Rolle eines Zahlmeisters beschieden: Es sollte nicht nur für die Investitionskredite der Doggererzgesellschaft bürgen, sondern den Saalhütten auch sämtliche Mehrkosten vergüten, die ihnen aus dem Einsatz der badischen Erze entstanden. Zu

deren Leidwesen lehnte das von Hjalmar Schacht damals geleitete RWM den Vorschlag jedoch ab. Nach dessen Entmachtung bearbeitete Röchling dann Hermann Göring, den Beauftragten für den 1936 verkündeten Vierjahresplan. Dieser griff die Anregungen von der Saar zwar endlich auf, aber leider nicht in der gewünschten Form. Statt den Montanbetrieben endlich die erhofften Subventionen zu gewähren, beschloss Göring am 15. Juli 1937 ein staatliches Hüttenwerk auf der Saar zu errichten. Der Anschluss Österreichs brachte neun Monate später den steirischen Erzberg in deutsche Hand. Als Konsequenz daraus verzichtete Göring auf seine süddeutschen Hüttenbaupläne und entschloss sich, ein großes Montankombinat in Linz an der Donau zu verwirklichen. Die Frage der Verhüttung des badischen Eisenerzes blieb deshalb weiter ungelöst.

Beim Empfänger der Denkschrift, dem Berliner RWM, hatte es nach der Demission Schachts als Reichswirtschaftsminister und der Ernennung Walther Funks zu dessen Nachfolger eine völlige Umorganisation und teilweise Verschmelzung mit den Vierjahresplanbehörden gegeben. Weil er sich nicht genügend um die Verhüttung deutscher Eisenerze bei der Montanindustrie gekümmert hatte, war Heinrich Schlattmann Ende 1937 seines Postens als Leiter der Bergbaubauabteilung verlustig gegangen; Chef der neu geschaffenen Hauptabteilung II (Bergbau-, Eisen- und Stahlerzeugung) wurde im Februar 1938 Hermann von Hanneken. Der im Range eines Generalmajors stehende Beamte war von Göring bereits im Juli 1937 zum Bevollmächtigten für die Eisen- und Stahlbewirtschaftung ernannt worden und spielte fortan die Hauptrolle bei allen Entscheidungen der Berliner Ministerialbürokratie in den Fragen der Eisen- und Stahlerzeugung. Von Hanneken musste die immer noch ungelöste Frage der Verhüttung badischer Eisenerze sehr ernst nehmen, weil sich die Lage auf dem Eisen- und Stahlsektor seit Monaten zuspitzte. Das wachsende Tempo der Aufrüstung, der Bau des Westwalls und der Hermann-Göring-Werke ließen die Nachfrage nach Eisen und Stahl stetig ansteigen, ohne dass der Montansektor ausreichende Produktionszuwächse erzielen konnte. Die metallverarbeitende Industrie sah sich deshalb mit wachsenden Lieferfristen konfrontiert, die zum Ende des Jahres 1938 auf neun Monate anstiegen. Der störende Erzeugungseingpass bestand allerdings nicht bei den Stahl- und Walzwerken, sondern auf der Verarbeitungsstufe davor: Was fehlte, war das Roheisen. Obwohl sämtliche deutschen Hochöfen unter Vollast liefen, reichte deren Produktion nur dazu aus, die Kapazität der vorhandenen Stahl- und Walzwerke zu 85 Prozent auszulasten⁷. Als Folge davon musste sich von Hanneken Gedanken darüber machen, wie er sowohl die Roheisenerzeugung als auch den Einsatz von Inlandserzen erhöhen konnte. Eine Lösung versprach der Bau von neuen Aufbereitungs- und Verhüttungsanlagen, deren Verwirklichung die Saarwerke zwar seit langem planten, aber mangels Kapital nicht realisieren konnten.

Als ein führender Mitarbeiter des Neunkircher Eisenwerks zu ersten vertraulichen Gesprächen über die vorgelegte Denkschrift nach Berlin fuhr, erhielt er diskrete Argumentationshilfen vom RWM. Ein namentlich ungenannter Spitzenbeamter empfahl dem Saarindustriellen, wehrwirtschaftliche Gründe anzuführen, um sich vom Staat ein Hochofenwerk in Blumberg errichten zu lassen und anschließend dessen Betrieb zu führen. Die notwendigen Investitionen könnten

leicht aus dem Haushalt der Berliner Reichsstelle für Raumordnung finanziert werden⁸. Im Neunkircher Eisenwerk sah man sich endlich am Ziel und notierte erfreut: „Falls also der Plan gelingt, das Kapital für das Vorschmelzwerk von fremder Seite zu beschaffen und verzinsen zu lassen, dürfte die Saar wieder einmal bahnbrechend in der Verarbeitung deutscher Erze gewesen sein“⁹. Das mit dem Projekt verbundene Betriebskostendefizit hielt man entgegen den eigenen Verlautbarungen wohl für durchaus erträglich. Interne Berechnungen führten zu dem Ergebnis, dass sich bei Anwendung einer Mischkalkulation die gesamte Roheisenerzeugung um lediglich drei RM verteuere, was durch die Mehrerzeugung im Stahl- und Walzwerk sowie in der Weiterverarbeitung leicht auszugleichen sei¹⁰.

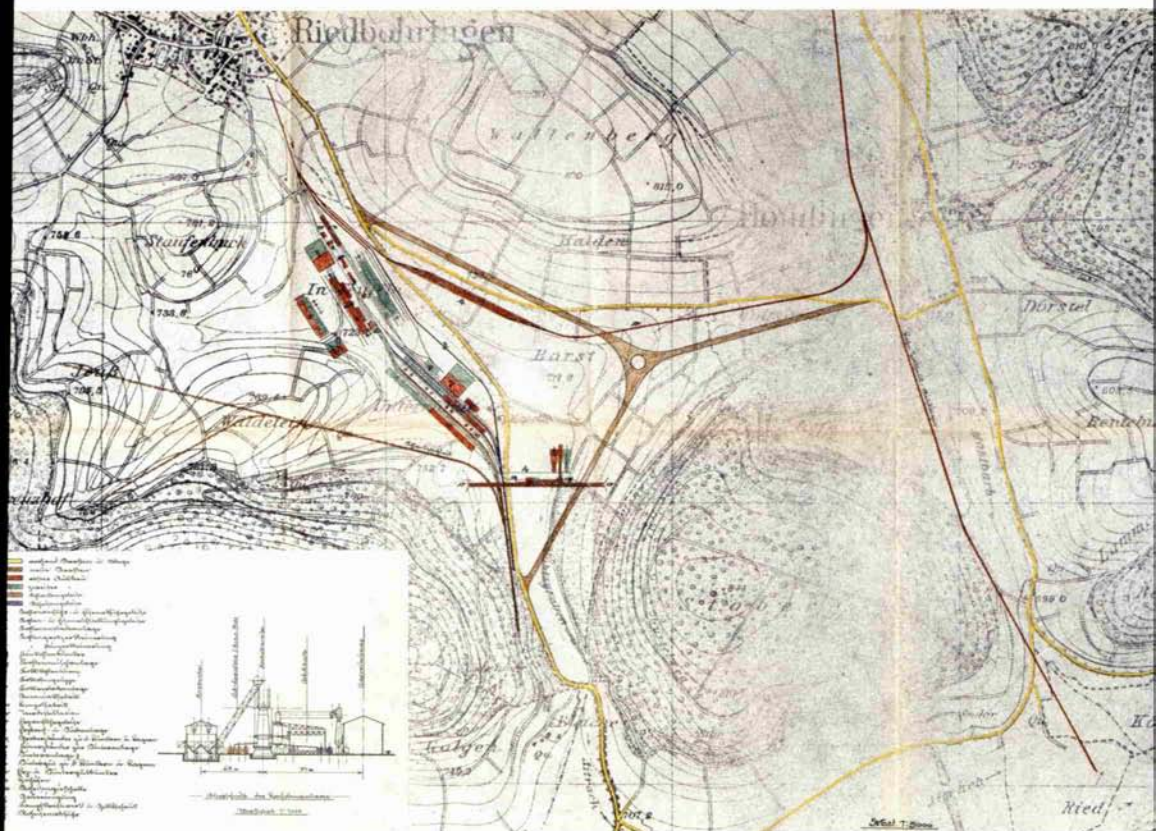
Von Hanneken berief im November 1938 eine Kommission ein, die sich mit den technischen Voraussetzungen für die geplante Fördersteigerung auf der Baar beschäftigen sollte. Organisatorisch angebinden war das vom Essener Professor Eduard Houdremont geleitete Gremium bei der Reichsstelle für Raumordnung, einer dem RWM nachgeordneten Behörde. Die „Doggererzkommission“, der neben den Saarwerken auch Vertreter des Vereins deutscher Eisenhüttenleute angehörten, legte am 26. Januar 1939 einen Zwischenbericht vor. Danach empfahl sie, die Erzförderung in einer ersten Phase von derzeit 3.000 t auf 5.000 t zu steigern und hälftig den Tagebauen und der Grube zu entnehmen. Das Stückerz aus dem Tiefbau (1.750 t) sollte künftig ausschließlich in den vier Röstöfen verarbeitet werden, das Feinerz aus dem Tagebau (2.500 t) und aus dem Tiefbau (750 t) dagegen in der bestehenden Lurgianlage. Da deren Kapazität lediglich 800 t betrug, schlug der Bericht vor, für die restlichen 2.450 t Feinerz bald neue Aufbereitungskapazitäten zu schaffen.

Größere Mengen in der Anfangsphase zu fördern hielt die Kommission für sinnlos, weil „die Verhüttungsanlagen an der Saar nicht mehr ausreichen, um ohne starke Leistungseinbuße die geförderte Doggererzmenge zu verarbeiten“¹¹. Der Grund bestand darin, dass das badische Material mehr Hochofenraum beanspruchte als die Minette. Man empfahl daher die notwendige Ausweitung der Verhüttungsanlagen auf der badischen Erzbasis vorzunehmen und dort ein Vorschmelzwerk zu errichten. Während der Bauzeit sollte die DBG ihre Eisenerzförderung in Blumberg kontinuierlich steigern und in der Endstufe auf einen dauerhaften Wert von 10.000 t pro Tag bringen. Der Plan sah vor, 60 Prozent des Erzes an Ort und Stelle zu verhütten. In den Hochöfen sollte jedoch kein Roheisen im üblichen Sinn erzeugt werden, sondern sog. Vorschmelzeisen, ein Zwischenprodukt, das wegen seines hohen Schwefelgehalts einer besonderen metallurgischen Nachbehandlung bedurfte. Die auf der Baar täglich erzeugten 1.200 t Vorschmelzeisen sollten dann per Bahn zur Saar verfrachtet und in den dortigen Hochöfen umgeschmolzen und durch Sodazugabe entschwefelt werden, bevor sie zu Thomasstahl weiterverarbeitet werden konnten.

Die restlichen 40 Prozent der Roherzförderung – also 4.000 t pro Tag – waren in Blumberg aufzubereiten oder zu rösten und dann auf den gleichen Weg zu schicken. Die Kommission errechnete für diese Variante einen deutlichen Produktionskostenvorteil gegenüber einem Alternativkonzept, das vorsah, die zusätzlichen Hochöfen an der Saar zu errichten, die komplette Tagesförderung von 10.000 t in

Blumberg lediglich aufzubereiten und in diesem Zustand zur Saar zu senden. Die Gründe dafür lagen vor allem im geringeren Beförderungsvolumen des Vorschmelzeisens. Außerdem hatte die Bahn in der Saarkohle nun auch Rückfracht für die Hochöfen auf der Saar und konnte so die Beförderungstarife niedriger gestalten. Dennoch waren dem Bericht zufolge selbst im günstigsten Fall Roheisenselbstkosten zu erwarten, die um gut 40 Prozent über dem Wert lagen, der bei Verwendung von Minetteerzen anfiel. Da eine Überwälzung der Mehraufwendungen auf die Eisenpreise wegen des seit 1936 herrschenden Preisstopps ausgeschlossen war, musste eine Lösung für die Finanzierung der Betriebskostendefizite und der erforderlichen Investitionen gefunden werden. Letztere berechneten die Mitarbeiter Röchlings in einer internen Studie auf ein Volumen von insgesamt 91 Mio. RM¹².

Von Hanneken setzte für den 9. Februar 1939 eine Besprechung in Berlin an, zu der die Vertreter der Saalhütten mit einem abgestimmten Vorschlag¹³ anreisten. Danach erklärten sie sich bereit, das in die DBG investierte Kapital um weitere fünf

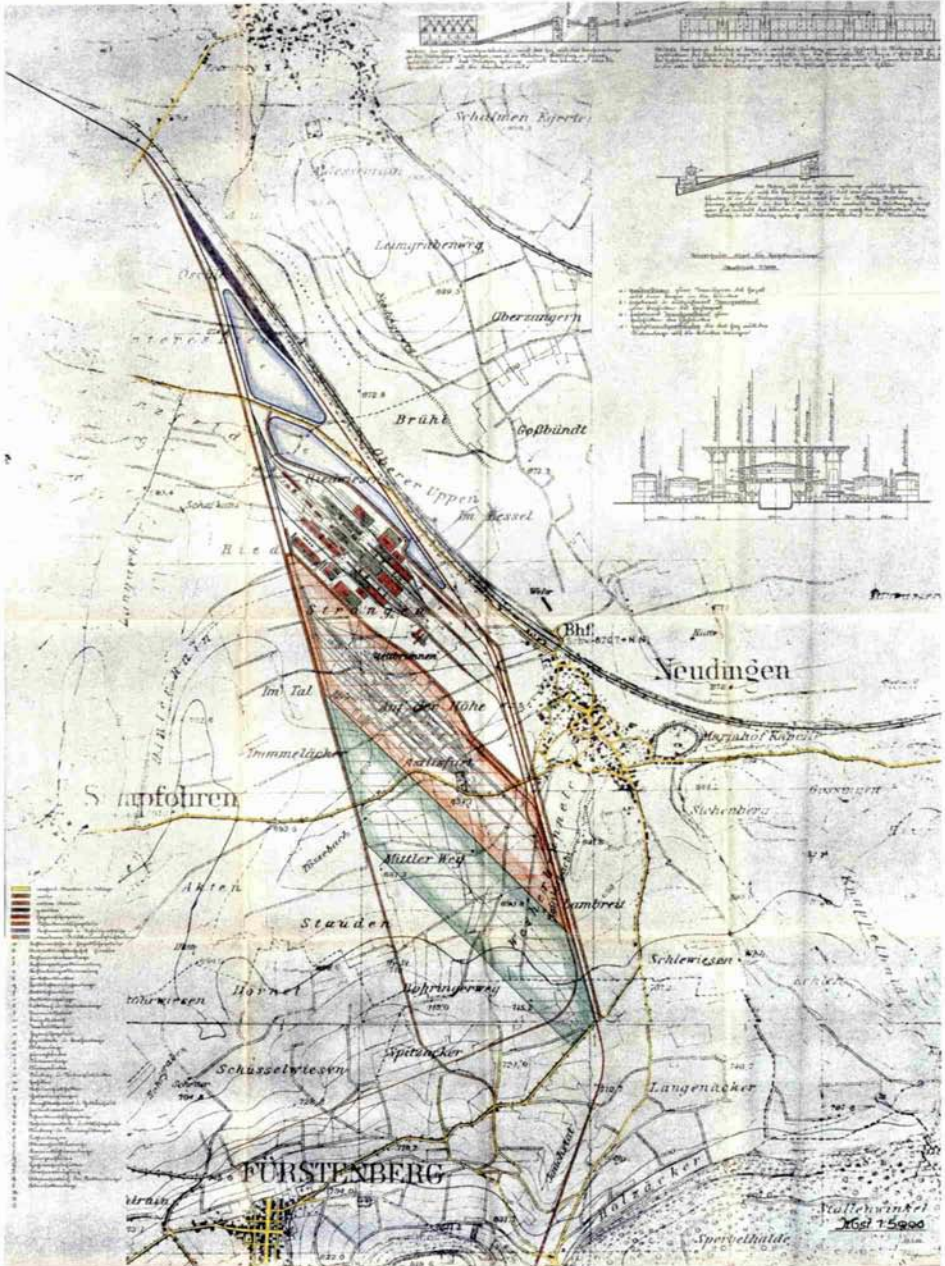


Eine von mehreren Standortalternativen für das Vorschmelzwerk: in direkter Bergwerksnähe, aber eingeklemt zwischen Staufenbuck, Eichberg, Stoberg und Wallenberg. Erste Ausbaustufe in Rot, die zweite in Grün. Planungsstand: April 1939; Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, Landesbergdirektion Freiburg.

Mio. RM auf dann 25 Mio. RM aufzustocken und der Regierung innerhalb kürzester Frist ein Maßnahmenprogramm vorzulegen, das den erwünschten Ausbau der Erzgruben und den Neubau von Aufbereitungs- und Hochofenanlagen beinhalten würde. Das Geld dafür sollte in Form eines staatlichen Zuschusses aufgebracht werden, dessen Höhe die Doggerzkommision noch festzulegen hatte. Darüber hinaus erwarteten die Saarlütten, dass ihnen das Reich auf alle Zeit sämtliche Betriebsmehrkosten ersetzte, die aus dem Einsatz badischer Erze resultierten. In der Besprechung lehnte es von Hanneken jedoch kategorisch ab, den Saarlütten einen Blankoscheck für die Zukunft auszustellen. Er erklärte sich lediglich dazu bereit, „ab heute bis zur Errichtung des Vorschmelzwerks diejenigen Kosten, welche der Saar durch die Verhüttung der inländischen Erze zusätzlich entstehen, und zwar über das Maß hinaus, was man billigerweise verlangen kann, in irgend einer Form zu ersetzen. Der Zeitraum, wie lange dieser Zuschuss gewährt wird, hängt von der Errichtung des Vorschmelzwerks ab. Sobald dieses steht, fällt jede Unterstützung fort. Die Saar ist dann wieder auf sich selbst gestellt“¹⁴.

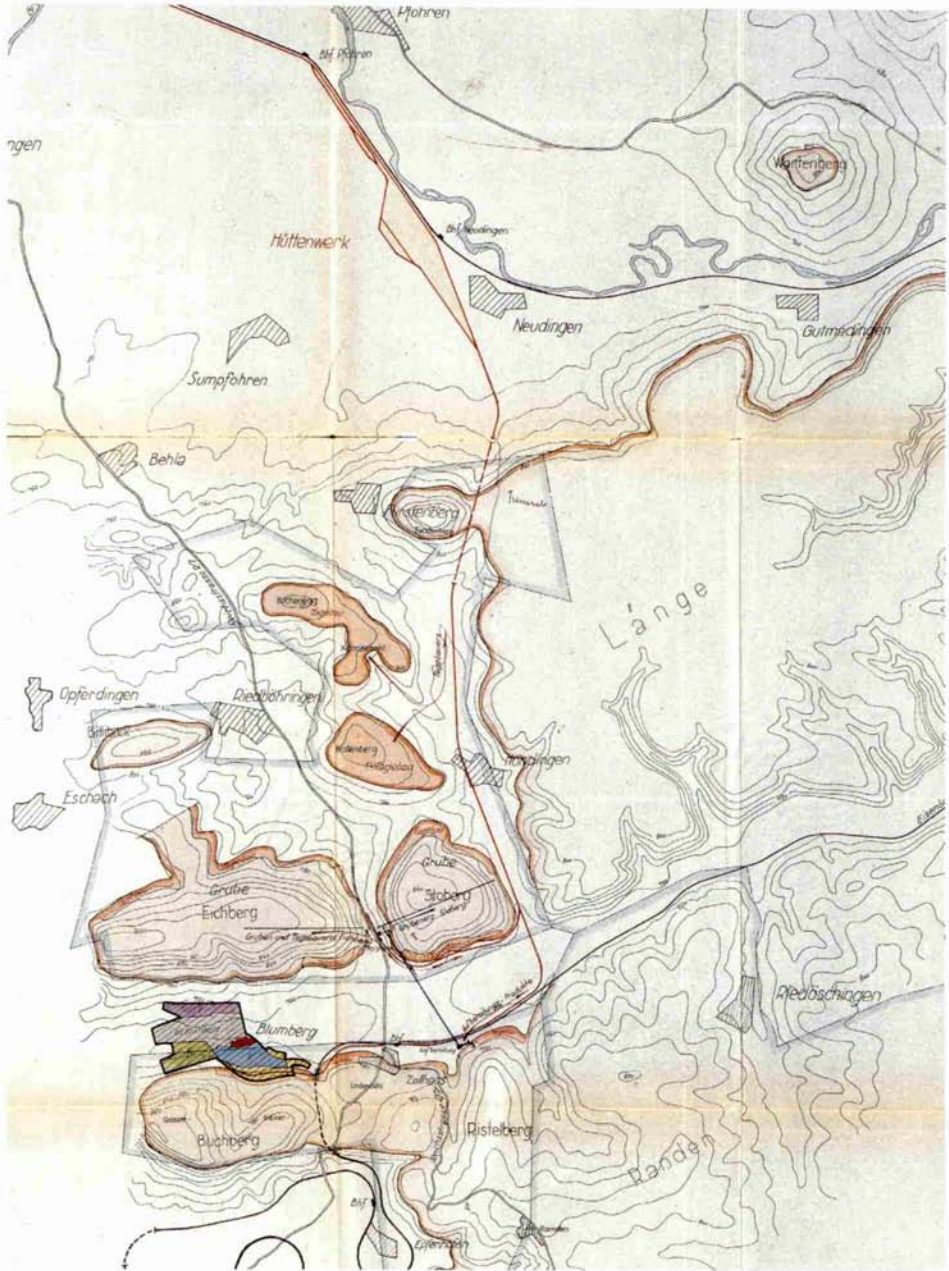
Zur Erörterung der Frage, welche Kostensteigerungen untragbar seien, beauftragte von Hanneken die Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie mit der Bildung einer weiteren Kommission. In ihr saßen nun auch Vertreter der Ruhr, die sich mit entsprechender „Begeisterung“ der Aufgabe zu widmen hatten, nach Kosten- und Ertragsentwicklungen zu forschen, auf deren Grundlage ihre Konkurrenten an der Saar staatliche Förderung erhalten sollten. Den Vorsitz des Gremiums nahm ausgerechnet Erich Poensgen ein, der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke und Leiter der Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie. Zwischen ihm und Herrmann Röchling hatte es noch einige Monate zuvor einen erregten Briefwechsel gegeben, in dessen Verlauf er der Saar massive Vorwürfe wegen ihrer Denkschrift vom Oktober 1938 machte. Barsch ließ er sie wissen: „Wie ich aus der mir inzwischen übergebenen Denkschrift ersehe, glaubt die Saarindustrie die für den künftigen Ausbau von Zollhaus-Blumberg erforderlichen 25,5 Mio. RM nicht selbst aufbringen zu können, und in diesem Zusammenhang ist das Wort Subventionen gefallen. Hier stehen sich Ihre Ansicht und die der Ruhrwerke diametral entgegen. Eine Subvention lehnen wir ab, wir wollen die entstehenden Lasten so lange wie möglich selbst tragen“¹⁵.

Von Hanneken hatte freilich dafür gesorgt, dass sich die Ruhrwerke nicht allzu widerspenstig zeigten. Mit Unbehagen mussten ihre Direktoren im November 1938 zur Kenntnis nehmen, dass im RWM zwei Fördermodelle kursierten. Stemmte sich die Ruhr allzu sehr gegen eine lokale, das heißt auf die Saar beschränkte Subventionierung durch den Reichshaushalt, griff am Ende eine schlimmere Variante. Diese bestand darin, dass man in Berlin die Verhüttung eisenarmer Inlandserze generell förderte und durch die Besteuerung von Auslandserzen, hochwertigen Inlandserzen und von Schrott finanzierte. Die Ruhr hätte in diesem Fall die Subventionen für ihren Konkurrenten an der Saar auch noch selbst aufbringen dürfen. Außerdem mussten sie befürchten, dass „damit auch der Weg vorgezeichnet wäre, um die Verluste der (staatlichen, WIS) Hermann-Göring-Werke umzulegen. Wenn überhaupt der Saar geholfen werden muss“, so resümierten die ernüchterten Ruhrindustriellen, „darf das nur durch eine Reichsunterstützung geschehen“¹⁶.



Nur das breite Donautal konnte bieten, was anderen Plätzen fehlte: Raum zur Erweiterung der Anlagen, aber auch zur Zerstörung der Baar. Direkt an der Donau: die erste (rot) und die zweite (grün) Ausbaustufe, mögliche Werksvergrößerungen hellrot und hellgrün unterlegt. Planungsstand: April 1939; Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, Landesbergdirektion Freiburg.

Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar



Die Hütte in Neudingen lag zentral zu den beiden Bergwerken in der Baar. Eine ca. 12 km lange Werksbahn sollte das Erz von den Blumberger Gruben und Tagebauen nach Neudingen bringen. Für die Anfuhr der Gutmadinger Erze reichte die bestehende Reichsbahnstrecke aus;
 Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, Landesbergdirektion Freiburg.

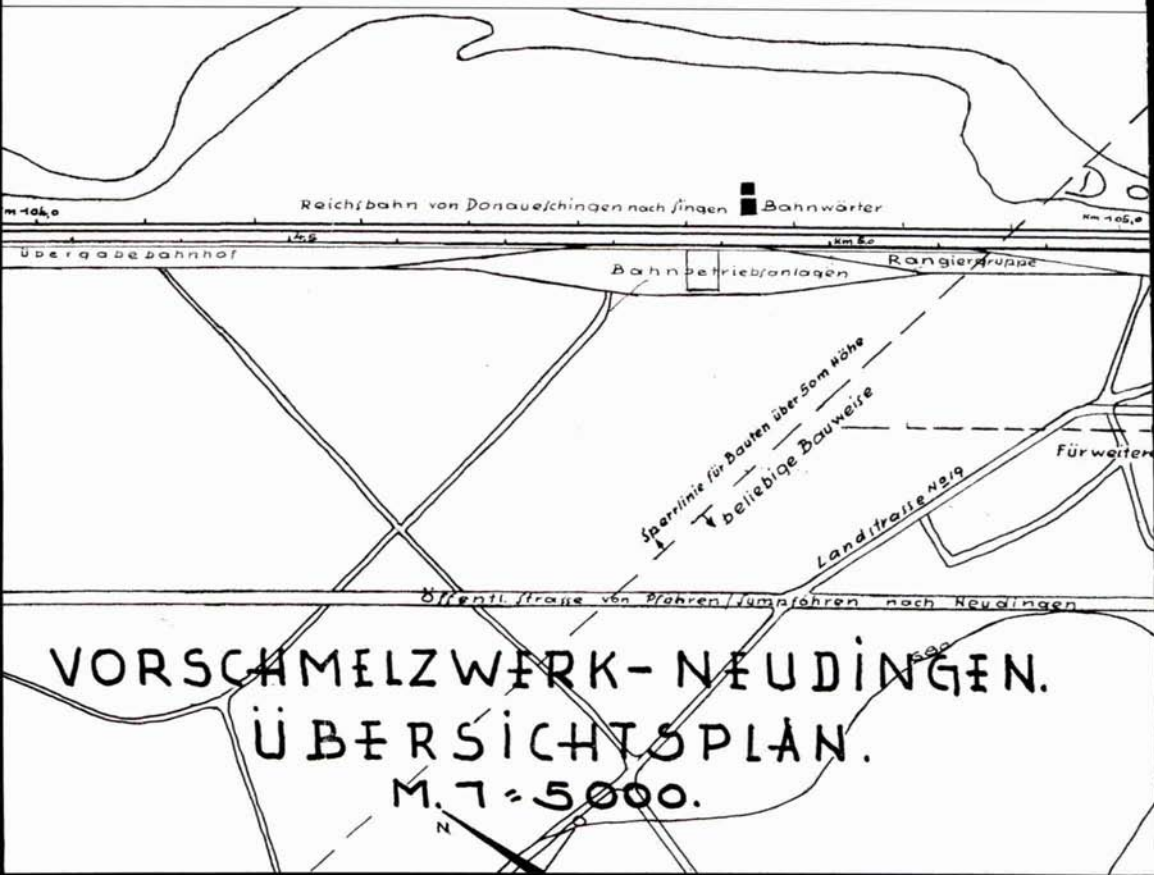
Die Kommission lieferte am 17. März 1939 ihren Bericht ab und befürwortete erwartungsgemäß die Errichtung eines Vorschmelzwerks auf der Baar und den Ausbau des Bergwerks bei Blumberg. Diese sollten jedoch nur als „Bereitschaftsanlagen für den A-Fall betrachtet und bei völliger Vorrückung der Gruben so schwach betrieben werden, wie dies betriebswirtschaftlich möglich ist“¹⁷. Auf diese Weise konnten die Saalhütten das Schwergewicht ihres Erzbezugs weiterhin auf die Minette legen, aber auch schnell auf badisches Erz umschalten, wenn Importprobleme auftauchten. Zur Abdeckung der damit verbundenen Betriebskostendefizite empfahl die Kommission, der DBG Förderprämien und den Saarwerken Verhüttungsvergütungen durch den Staat zu gewähren. Was die Errichtung des Vorschmelzwerks auf der Baar anbetraf, so stellte die Kommission kurz und bündig fest, „dass es weder für die Saar noch für die Eisenindustrie überhaupt möglich ist, diese Kosten aufzubringen, sondern dass das Reich diese Beträge zur Verfügung stellen muss“¹⁸.

Von Hanneken griff die Vorschläge nur teilweise auf. Das Konzept eines „Schattenbetriebs“, der nur im Notfall produzieren sollte, lehnte er entschieden ab. Schließlich ging es dem RWM nicht nur darum, die Erzversorgung der Saalhütten für den Notfall zu garantieren, sondern endlich eine nennenswerte Eisenproduktion aus süddeutschen Erzen in Gang zu setzen. In einem Briefwechsel, den das RWM zwischen Mai und Juli 1939 mit Otto Wolff, dem Hauptgesellschafter des Neunkircher Eisenwerks, führte, zeichneten sich dann konkrete Maßnahmen ab. Demnach war das Reich bereit, sich an einer Aktiengesellschaft zu beteiligen, die den Blumberger Grubenbetrieb übernehmen und ausbauen, sowie das Vorschmelzwerk auf der Baar erstellen sollte. Von den 50 Mio. RM Grundkapital hatten Reich und Saar jeweils die Hälfte zu übernehmen, wobei letztere das Sachvermögen der DBG in die Gründung der AG einbringen durfte. Da die Hüttenwerke diesen Wert mit rund 20 Mio. RM bezifferten, konnte sich deren Zusatzbelastung auf fünf Mio. RM beschränken. Den Hauptteil der liquiden Mittel – rund 25 Mio. RM – wollte das Reich aufbringen, weitere 40 Mio. RM sollten über eine Anleihe finanziert werden. Um die Verhüttungskosten des Doggererzes für die Saalhütten in einer Übergangszeit zu begrenzen, erklärte sich das Reich bereit, der AG bis zur Inbetriebnahme des Vorschmelzwerks eine Förderprämie von vier RM je t Erz zu zahlen. Was die Subvention vergangener Zeiten anbelangte, so konnte die Saar einen beachtlichen Erfolg erzielen. Hatte von Hanneken derartige Leistungen am 9. Februar noch kategorisch abgelehnt, so bestätigte er am 17. Juli 1939, das Reich werde zur Abgeltung aller Verluste, die den Saalhütten bislang bei der Doggererzverarbeitung entstanden seien, eine Entschädigung von drei Mio. RM zahlen¹⁹. Dieses Geld nutzten die Werke nun, um am 22. August 1939 die Doggererz AG (DAG) zu gründen – und zwar ohne das Reich. Dessen Beteiligung am gemeinsamen Unternehmen sollte sich nämlich noch über Monate hinweg verzögern, weil der um sein Budget besorgte Reichsfinanzminister hinhaltenden Widerstand leistete. Das Grundkapital der DAG betrug zwei Mio. RM und wurde von den Saalhütten bar eingezahlt. Zum Vorstand bestellte man Dr. Hans Bornitz, der seit Frühjahr 1938 das Amt des technischen Direktors bei der DBG bekleidete. Den Vorsitz im zehnköpfigen Aufsichtsrat übernahm der Generaldirektor der Dillinger Hütte, Wilhelm Wittke.

Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar

Diese Beschlüsse beendeten die Autonomie der Saalhütten in sämtlichen Fragen des Abbaus und der Verhüttung badischer Eisenerze. Als Hauptträger der künftigen Investitionslast gestaltete fortan das Reich den Gang der Dinge wesentlich mit. Für die Tagesarbeit bediente sich von Hanneken dazu der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau. Deren Fachreferent Dr. Rudolph Gerlach nutzte die gemeinschaftlich besetzte Doggererkommission als Instrument für die notwendige Abstimmung unter den Beteiligten. Ihr legten die Saarwerke am 21. März 1939 einen verbindlichen Schürffplan²⁰ vor, der die schrittweise Anhebung der kalender-täglichen Förderleistung von aktuell 3.500 t auf 8.000 t im Jahr 1942 vorsah. Eine Hauptrolle spielten dabei die Grubenerze, deren Förderung von derzeit 2.000 t auf 6.500 t zu verdreifachen war. Einziger Abbauort sollte bis Jahresende 1939 der Stobergstollen bleiben, danach wollte man mit dem Tiefbau im Eichberg beginnen. Was die Ausbeutung von Tagebauerzen anbelangte, so war eine nahezu konstante Förderung von 1.300 t geplant, die bis Jahresende 1940 in den sog. Randbetrieben²¹ Stoberg-Süd und Ristelberg-Nord zu erfolgen hatte.

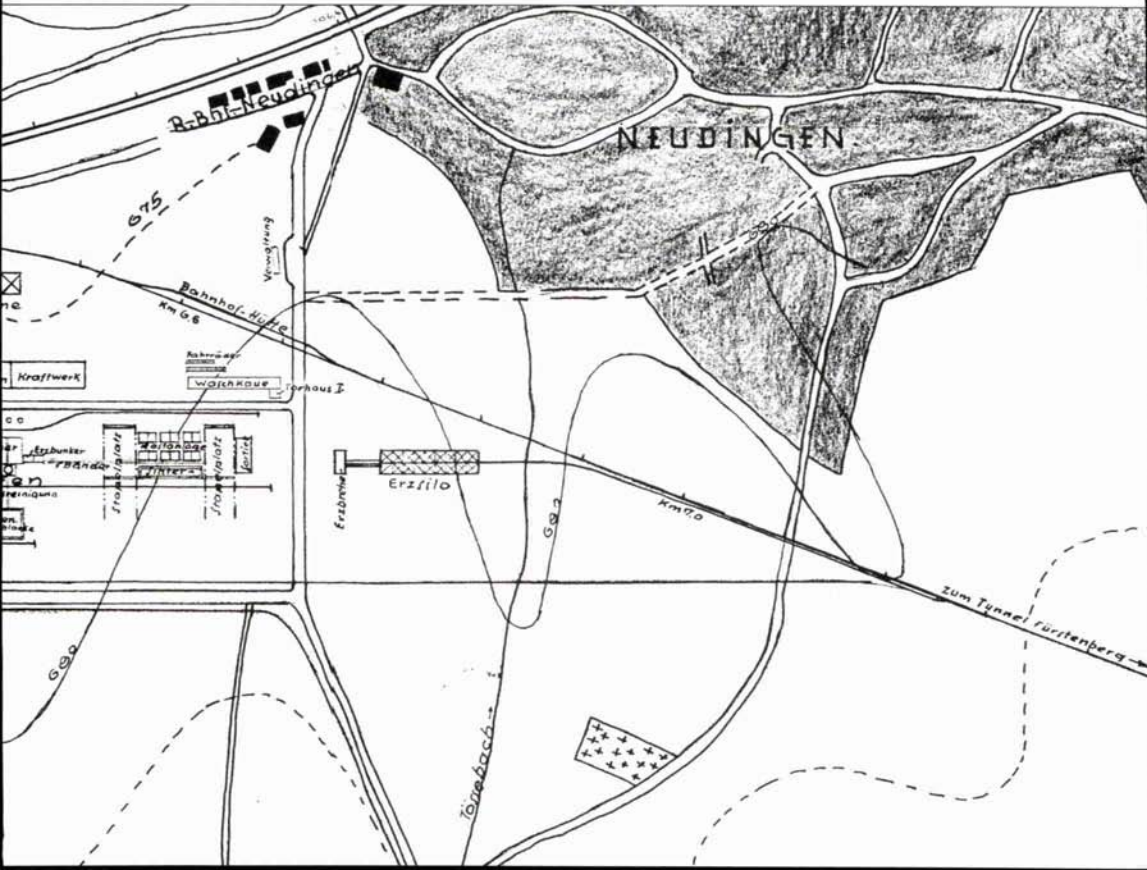
Abbildung Seite 46 bis 48: Ausschnitt aus dem Übersichtsplan Vorschmelzwerk Neudingen. Donauaufwärts gewaltige Bahnanlagen für Kohlenempfang und Eisen- bzw. Erzversand. Am entgegengesetzten Ende (südlich Neudingen): Hüttenbahnhof, Erzsilo und Aufbereitungsanlagen. Dazwischen: Kokerei, Hochöfen und Kraftwerk. Planungsstand: August 1939; Staatsarchiv Freiburg.



Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar

Um die technischen Grundlagen für den geplanten Hüttenbau zu erörtern, bildeten die Saarwerke im Februar 1939 einen „Technischen Ausschuss“. Das von Hermann Röchling geleitete Gremium bestand aus den für Technik zuständigen Vorstandsmitgliedern der Saarwerke und DBG-Geschäftsführer Dr. Hans Bornitz. Letzterem unterstand die Leitung eines gleichzeitig eingerichteten Hüttenbaubüros, das die technischen Rahmendaten zu ermitteln und entscheidungsreife Vorlagen für den Technischen Ausschuss zu erstellen hatte. Das mit zwei Fachkräften aus Neunkirchen besetzte Hüttenbaubüro der DBG konzentrierte sich im Sommerhalbjahr 1939 vor allem darauf, die künftige Ausschreibung der Bauarbeiten vorzubereiten. An ihnen gedachte sich der amerikanische Hüttenfachmann Hermann Brassert zu beteiligen, der im März 1939 ein erstes Vorangebot abgab und am 8. Juli 1939 zusammen mit Hermann Röchling die Baar in Augenschein nahm. Mit der Lurgi, den Zweibrücker Dinglerwerken und der Firma Ernst Heckel in Saarbrücken gab es aber auch deutsche Interessenten. Sie schlossen sich am 16. Juni unter Führung des Duisburger Maschinenbauunternehmens Demag zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen. Als Mitbewerber trat die Gutehoffnungshütte auf den Plan. Für die Projektierung des Hüttenkraftwerks forderte die DBG Siemens, AEG und BBC zur Abgabe von Vorangeboten auf.

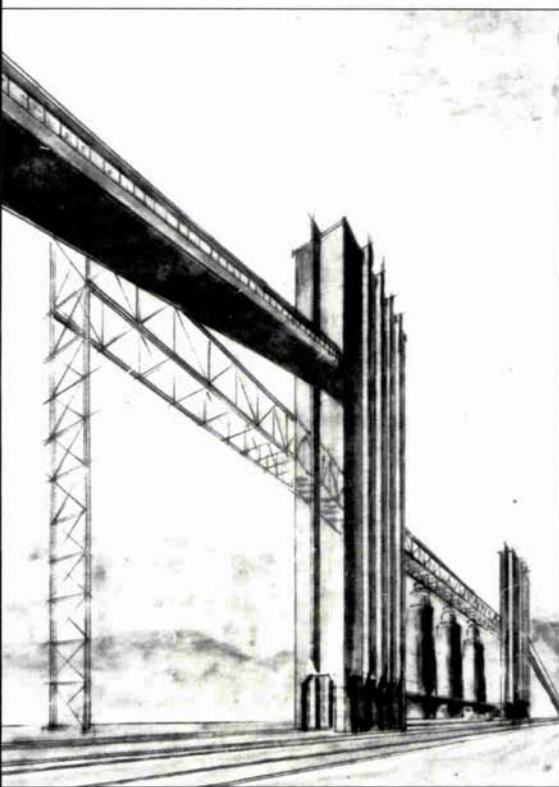
Zu klären war zunächst die Frage, an welcher Stelle die Hütte gebaut werden sollte. Bis zum Januar 1938 waren noch alle Beteiligten davon ausgegangen, dass der am besten geeignete Standort nahe der bestehenden Bergwerks- und Aufberei-



tungsanlagen zu suchen sei: im Aitrachtal zwischen Steppach und Riedöschingen. Bei näherem Augenschein stellte sich dann jedoch heraus, dass der mergelhaltige Baugrund zu schlecht und das Tal viel zu eng waren, um die Hütte kostengünstig bauen, betreiben oder später gar erweitern zu können. Also erkundete man Standortalternativen bei Hondingen, Riedböhringen, Leipferdingen und Aulfingen. Am 28. April 1939 entschied sich die Technische Kommission für ein Gelände in der offenen Baar. Neudingen an der Donau konnte bieten, was anderen Varianten fehlte: ebene und weite Flächen auf gutem Baugrund, der direkt an einer leistungsfähigen Bahnstrecke lag, die über Triberg zum Rhein führte. Zudem war die Donau nicht weit und garantierte die Lösung aller wasserwirtschaftlichen Probleme. Nachteile hatte die Wahl aber auch. Obwohl Grube und Hütte nur 9 km Luftlinie voneinander entfernt lagen, betrug die Entfernung der – über Immendingen führenden – Reichsbahnstrecke nicht weniger als 34 km. Das war für den Erztransport vollkommen unwirtschaftlich und erforderte den Bau einer 12 km langen Werkbahn von Zollhaus nach Neudingen. Allerdings musste dazu ein Tunnel durch den Fürstenberg gebohrt werden, der die Kostenrechnung erheblich belastete.

Die gesamte Entwicklung lief an der Karlsruher Ministerialbürokratie weitgehend vorbei. Zwar hatte Ministerpräsident Walter Köhler am 2. März 1939 von Hanneken zu überreden versucht, auch Landesbeamte in den Entscheidungsprozess einzubinden, doch war er damit vollständig gescheitert. In Karlsruhe konnte man sich mit der Verlegung des Hüttenstandorts aus dem engen Aitrachtal in die offene Baar nicht anfreunden. Insbesondere Landesbauernführer Friedrich Engler-Füßlin hielt es für unsinnig, „die industriellen Anlagen in die rein landwirtschaftlich orientierte Baar zu legen, die als Kornkammer Badens bezeichnet wird und deren landwirtschaftlicher Charakter durch die Ansetzung von Großindustrie völlig zerstört werden würde“²⁴. Engler-Füßlin lehnte damit keineswegs die gesamten Hüttenbaupläne ab. Er und Landesplaner Feldmann plädierten aber für die Beibehaltung des alten Werksstandorts östlich von Blumberg, dem freilich die Orte Epfenhofen-Fützen, Riedböhringen, Riedöschingen, Hondingen, Aulfingen und Kirchen-Hausen zum Opfer fallen mussten. Unterstützung bekamen die beiden von der Berliner Stelle für Raumordnung, die ihre Pläne gefährdet sah, Donaueschingen und Hüfingen zu qualifizierten Garnisonsstandorten auszubauen, wenn in unmittelbarer Nachbarschaft große Industriekomplexe entstünden.

Landesplaner Feldmann setzte für den 29. April 1939 eine Besprechung in Donaueschingen an, in der er Gerlach und Bornitz mit den massierten Bedenken badischer Ministerial- und Regionalinstanzen konfrontierte. Obwohl sich erstere damit verteidigten, dass der enorme Platz- und Wasserbedarf einer Eisenhütte nur von einem Standort direkt an der Donau zu decken war, ließen sich die badischen Behördenvertreter nicht überzeugen. Stattdessen schalteten sie Reichsstatthalter Robert Wagner ein, der sich wacker um eine Standortwahl im Aitrachtal bemühte. Freilich musste dieser bald erkennen, dass gegen die vom RWM favorisierten Pläne kaum Widerstand möglich war. Am 13. Juni 1939 wies er die Reichsstelle für Raumordnung zwar nochmals „auf die Nachteile hin, die ein Verlassen des geografisch abgeschlossenen Aitrachtals und ein Vordringen der Industrie in die offene Baar zur Folge haben: Zerstörung der Struktur eines gesunden Bauerntums, Zer-



Im September 1939 entstehen Detailpläne: Hochofengruppe mit Erzturm, Staatsarchiv Freiburg.

störung des Reizes einer bis jetzt völlig unberührten Landschaft, Schädigung der Fremdenindustrie“. In der Sache jedoch machte Wagner einen Rückzieher und teilte mit, er könne sich bei der „außerordentlichen Bedeutung des Erzbergbaus nicht dazu entschließen, formellen Einspruch gegen die bestehenden Planungsabsichten zu beantragen“²⁵.

Im Sommer 1939 legten die Werksingenieure Dr. Alfons Graff (Burbacher Hütte) und Dr. Eduard Senfter (Röchling) einen gemeinsamen Planentwurf²⁶ vor, der den Bau von vier Hochöfen mit einer Tagesleistung von je 300 t in Neudingen vorsah. Zur Amortisation der Investitionskosten ersannen die beiden Ingenieure eine perfekte Wärmewirtschaft: Anstatt einen Großteil der beim Verhüttungsprozess anfallenden Gichtgase ungenutzt entweichen zu lassen, sollten diese ein Kraftwerk und eine Kokerei mit Energie versorgen. In letzterer konnte nicht nur 500.000 t Hochofenkoks gewonnen werden, sondern auch rund 200 Mio. m³ Koksofengas, das man als Ferngas über ein Rohrleitungsnetz beim württembergischen Nachbarn abzusetzen gedachte oder aber als Energie-

grundlage für ein großes Elektrizitätswerk oder ein Hydrierwerk auf dem Hüttenstandort verwenden wollte²⁷. Dem Papier zufolge kostete das Hüttenwerk samt Kokerei 55 Mio. RM. Weitere 20 Mio. RM mussten für den Ausbau des Bergwerks und der Aufbereitungsanlagen aufgewandt werden. Mit 8 Mio. RM schlug die Bahnstrecke samt Tunnel zu Buche, der Rest entfiel auf den notwendigen Siedlungsbau und die Anlaufkosten des Vorschmelzwerks. Insgesamt lag das Investitionsvolumen bei fast 88 Mio. RM. Leider standen den Saarhütten nur etwa 73 Mio. RM zur Verfügung.

Die Kostenüberschreitung löste unterschiedliche Reaktionen bei den Hauptbeteiligten aus. Während Röchling hauptsächlich an der von ihm wenig geliebten Aufbereitung sparen wollte, setzten seine Partner andere Prioritäten. Rudolf Siedersleben, als Teilhaber der Firma Otto Wolff auch Miteigentümer des Neunkircher Eisenwerks, teilte dessen Generaldirektor Kugener am 24. Juni 1939 mit, er sei sich mit Generalmajor von Hanneken einig, dass das Hüttenprojekt keinesfalls um weitere Anlagen für Schlackeverwertung, Kokerei oder Hydrieranlage ergänzt werden könne. Die vorgelegten Wirtschaftlichkeitsberechnungen seien

fraglich, die erforderlichen Mittel nicht aufzubringen²⁸. Siedersleben versuchte auch den teuren Bau der Hüttenbahn zu verhindern und schlug der Reichsbahndirektion Karlsruhe im August 1939 vor, eine eigene Strecke von Blumberg über Neudingen nach Donaueschingen zu bauen.

Im Oktober 1939 gingen erste Signale aus dem RWM ein, man könne mit dem Hüttenbau im kommenden Frühjahr beginnen. Die Regierungsbeamten folgten den Vorschlägen der beiden Saaringenieure jedoch nicht, sondern machten deutlich, „dass der Hüttenbau nur auf eine reine Hochofenanlage begrenzt wird. Es sollen die früher geplanten Bauten, wie Kokerei, Bahnverbindung Neudingen-Blumberg usw. in Fortfall kommen“²⁹. Sämtliche Planungen hatten aber Vorsorge dafür zu tragen, dass eine spätere Realisierung der Anlagen noch möglich war. Freilich wurden nicht überall Abstriche angeordnet. Die Kapazität des Vorschmelzwerks sollte sogar erheblich anwachsen: von bislang geplanten 1.200 t auf 2.000 t pro Tag. Zwar blieb die Zahl der Hochöfen mit vier gegenüber den vorangegangenen Entwürfen unverändert, doch stiegen deren Einzelleistungen gewaltig an: von 300 t auf 500 t. In Berlin erwartete man eine kurze Bauzeit: Die ersten zwei Hochöfen waren bis Sommer 1941 fertigzustellen, die beiden anderen im Abstand von weiteren 12 bis 18 Monaten. Um keine Zeit zu verlieren, beschloss die Technische Kommission am 28. Oktober 1939, 300.000 RM vom Aufsichtsrat der DAG anzufordern, um den Erwerb des künftigen Werksgeländes einzuleiten und mit dem Bau von Straßen, Gleis- und Stromanschlüssen, von Werkstätten, Waschkauen und Baracken bald beginnen zu können.

Hermann Röchling ärgerte sich über die behördlich verfügten Planänderungen. Als ihn der Neunkircher Betriebsdirektor Hubert Gödel Ende Oktober 1939 zu einem Gespräch aufsuchte, hatte er keinen leichten Stand. Seinen Notizen zufolge hielt ihm der maßlos erregte Röchling vor: „Dass die Kokerei nicht gebaut wird, ist

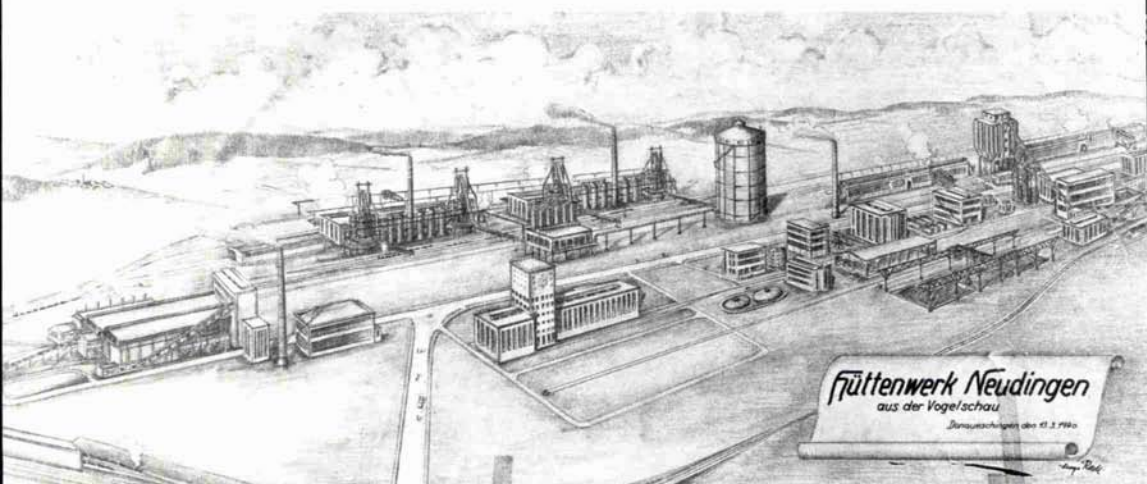


Hüttenkraftwerk mit Wasserhochbehälter. Planungsstand September 1939, Staatsarchiv Freiburg.

Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar

das Werk von Neunkirchen. Schließlich sei es einzig und allein das Werk Neunkirchens, dass die geplante Werksbahn von der Grube zur Hütte Neudingen nicht gebaut wird. Unter keinen Umständen lasse er sich weiterhin eine derartige Behandlung von Neunkirchen gefallen. Wenn Neunkirchen seine Einstellung nicht grundlegend ändert, werde er uns auch in derselben Weise entgegentreten“³⁰. Der Vortrag offenbart, wie sehr sich die langjährigen Partner entfremdet hatten. Während Röchling große Hoffnungen auf das Vorschmelzwerk auf der Baar setzte, beurteilte man die Qualität seiner Produkte in Neunkirchen dagegen außerordentlich kritisch: „Vorschmelzeisen ist jeder Dreck, der eben noch aus dem Hochofen rausläuft“³¹, spottete Betriebsdirektor Gödel und verglich es mit „Schrott von nicht gerade erster Qualität. Wir werden uns in die angenehme Lage versetzt sehen, diesen durchaus nicht einwandfreien Schrott mit einem Einstandspreis von 75 bis 80 RM pro t zu verhütten“³². Für einwandfreien Schrott hatte man allerdings üblicherweise nur 35 RM pro t zu zahlen.

Mit Kriegsbeginn trat schlagartig jene Situation ein, für die man mit dem Bau des Vorschmelzwerks in Neudingen eigentlich hatte vorsorgen wollen: Die Minettezufuhr war unterbrochen und die grenznahen Saarhütten lagen bereits im September 1939 fast allesamt still. Lediglich Neunkirchen produzierte noch mit halber Kapazität und setzte das dort wenig geliebte Erz aus der Baar ein. Wachsende Bestandshalden führten dann im Oktober 1939 dazu, dass die DAG den Tagebau in Blumberg stilllegte. Das Unternehmen durfte nicht einmal hoffen, seine Absatzverluste durch Lieferungen an die Ruhrhütten auszugleichen, konnten diese doch



Hüttenwerk Neudingen aus der Vogelschau. Vordergrund: links der Hüttenstraße: Erzsilo und Erzaufbereitungsanlagen, rechts der Hüttenstraße: Kesselhaus, Wasserhochbehälter, Kraft- und Gebläsehaus. Hintergrund: in Verlängerung der Hüttenstraße: vier Hochöfen, rechts davon der große runde Gichtgasbehälter, weiter rechts die beiden lang gestreckten Koksbatterien mit dem großen viereckigen Kohlenturm in der Mitte. Vor der Kokerei direkt über der Bildlegende: Produktionsstätten für die Nebenerzeugnisse der Kokerei (Pech, Teer, Ammoniak) Planungsstand: März 1940. Staatsarchiv Freiburg.

das hochwertige Schwedenerz während der ersten Kriegsmonate ungehindert weiter beziehen. Ungünstig wirkte sich auch die Tatsache aus, dass die Berliner Behörden den Schwerpunkt der inländischen Erzförderung auf das verkehrsgünstiger gelegene Revier von Salzgitter legten. Das Oberbergamt Karlsruhe musste dem Blumberger Betrieb deshalb schon im November 1939 mitteilen, er erhalte Arbeitskräfte nur noch im Rahmen des Ersatzes für Ausfall. An eine Ausweitung der Tagesförderung auf die ursprünglich für 1940 geplanten 4.500 t war demnach nicht mehr zu denken. Dennoch verzeichnete die DAG für 1939 eine Jahresfördermenge von fast 920.000 t Roherz. Das waren 110 Prozent Zuwachs gegenüber dem Vorjahr.

Im Dezember 1939 setzte anhaltender Frost ein. Er behinderte den Bezug schwedischer Erze über die Ostsee monatelang so stark, dass die Ruhrhütten eine Reihe von Hochöfen stilllegen und vermehrt auf Lieferungen aus Deutschland zurückgreifen mussten. Von 14,5 Prozent im August des Jahres 1939 stieg die Quote inländischer Erze am Thomasmöller auf mehr als 40 Prozent im April 1940³³. Zwar entstammte der größte Teil den Lagerstätten von Salzgitter, doch versandte auch die DAG rund 280.000 t Doggererz zu den Montanbetrieben an der Ruhr³⁴. Vor diesem Hintergrund schenkten die Berliner Behörden dem badischen Bergbau wieder größere Beachtung. Der gravierende Waggonmangel ließ freilich erwarten, dass die Blumberger Erze erst dann einen merklichen Beitrag zur Versorgung der Ruhr leisten konnten, wenn sich ihr Transportvolumen entscheidend verminderte. Genau dies war die Aufgabe des Hüttenwerks, das fünf Tonnen eisenarmes Erz in eine Tonne Vorschmelzisen mit hohem Metallgehalt verwandeln konnte. Von Hanneken trieb unter diesen veränderten Umständen die Dinge nun endlich stärker voran und entsandte am 1. Dezember 1939 Dr. Rudolph Gerlach in den Vorstand der DAG. Am 2. März 1940 gab auch Reichsfinanzminister Lutz Graf Schwerin von Krosigk nach und teilte mit, er sei nun „einverstanden, daß mit dem Bau des geplanten Vorschmelzwerks jetzt begonnen wird, weil ohne dieses die kriegswichtige Erzeugung der Gesellschaft nicht zu den Hütten an der Ruhr befördert werden kann“³⁵. Das RWM gab daraufhin die ersten Eisenkontingente für den Bau in Neudingen frei, obwohl die Verhandlungen mit den örtlichen Landwirten über den notwendigen Grunderwerb gerade erst begonnen hatten.

Als problematisch für eine zügige Projektierung der Anlagen hatte sich von Anfang an der Umstand erwiesen, dass DBG und später DAG nur über ein kleines Hüttenbaubüro verfügten, das durch Einberufungen zum Kriegsdienst nochmals dezimiert wurde. Da Röchling wegen der Schließung seines Werks über reichlich unbeschäftigtes Personal verfügte, ließ er sich im September 1939 mit den Projektierungsarbeiten für Neudingen beauftragen. Im Donaueschinger Hotel Lamm, das der Kommerzienrat kurzerhand gemietet hatte, betrieb fortan eine umfangreiche Arbeitsgruppe weitere Planungen für das Vorschmelzwerk. DAG-Vorstandsmitglied Gerlach opponierte freilich schon im Januar 1940 beim Aufsichtsratsvorsitzenden Wittke gegen den untragbaren Zustand, dass die strategischen Planungen einer Gruppe oblagen, der er selbst keinerlei Weisung erteilen konnte. Da auch das Hüttenbaubüro der DAG unbeirrt an eigenen Konzepten werkelte, stellte der Neunkircher Betriebsdirektor Gödel im März 1940 „eine unersprießliche Doppel- und Nebeneinanderarbeit“³⁶ der beiden Teams fest. Hinzu kamen persönliche Diffe-

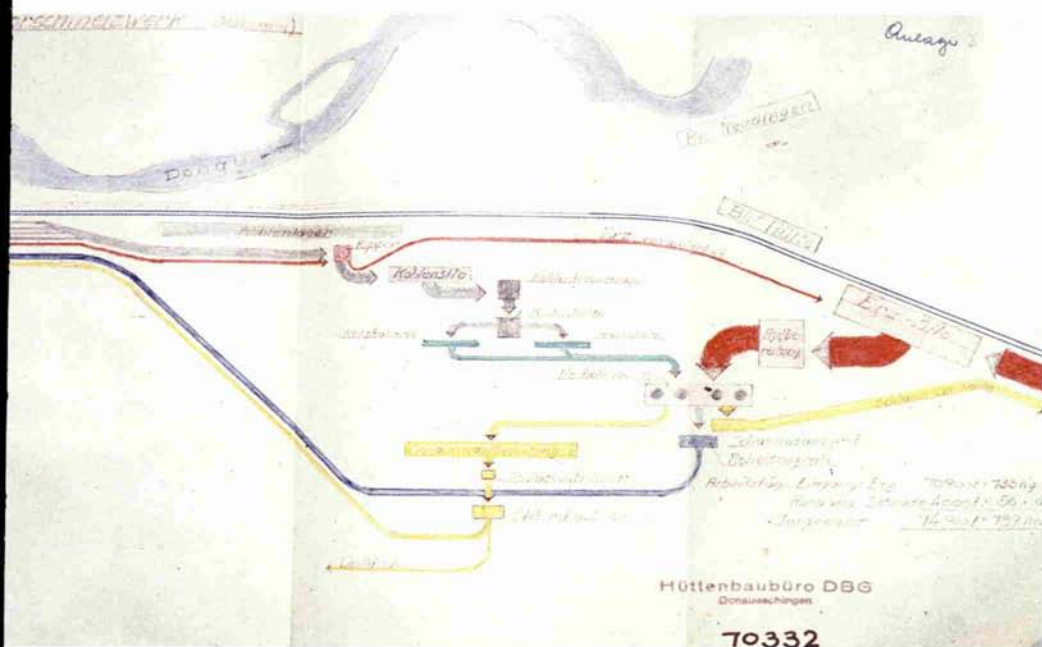
renzen zwischen Gerlach und Röchlings Chefplaner Senfter. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass man Röchlings Konstruktionsbüro in die Unternehmensorganisation eingliederte, Senfter andere Aufgaben wahrnahm und der Völklinger Kommerzienrat befristet bis zum Januar 1941 vom Aufsichtsrat in den Vorstand wechselte. Dort war er zusammen mit Gerlach zuständig für „Leitung, Planung und Durchführung der in Neudingen zu errichtenden Hochofen-Anlage mit allen zusammenhängenden Nebenanlagen“³⁷. Ein lukrativer Vertrag, den er am 19. Juni 1940 mit dem Blumberger Unternehmen schloss, wälzte die Lohnkosten für Röchlings Hüttenbaubüro auf die DAG ab und sicherte Röchling eine stattliche Provision von rund 750.000 RM zu³⁸.

Im Laufe des Frühjahrs schälten sich die endgültigen Dimensionen des Hüttenprojekts auf der Baar heraus. Die Beteiligten entschieden sich, zunächst 3 Hochofen mit einer Tagesleistung von jeweils 400 t zu errichten und den späteren Bau eines vierten Hochofens in den Plänen zu berücksichtigen. Zur Verbesserung der Rentabilität sollte das Werk nun doch mit Kokerei, Großkraftwerk und einer 12 km langen Zubringerbahn vom Blumberger Abbaubetrieb ausgestattet werden. Als Abnehmer für das als Nebenprodukt anfallende Kokereigas bestimmte das RWM die rüstungswirtschaftlich wichtigen Industrieregionen um Stuttgart, Heilbronn, Heidenheim und Ulm. Dort gründeten Städte und Gemeinden unter Führung des Stuttgarter Oberbürgermeisters Karl Strölin am 12. Februar 1940 den Zweckverband Gasversorgung Württemberg, der den Bau einer Ferngasleitung zu den eigenen Verbrauchernetzen übernehmen wollte. Sogar die bislang abseits stehende Gutehoffnungshütte zeigte erstmals Interesse am Hüttenbauprojekt. Da sie im nahe gelegenen Gutmadingen seit Jahren einen Grubenbetrieb unterhielt, bot sie von Hanneken an, das Vorschmelzwerk mit eigenen Erzen zu beliefern und so eine deutliche Kostentlastung für das Hüttenprojekt herbeizuführen, aus der sogar die vorzeitige Errichtung eines vierten Hochofens zu finanzieren sei³⁹.

Am 23. April 1940 reichte die DAG beim Bezirksamt Donaueschingen einen formellen Antrag⁴⁰ ein und bat um die amtliche Genehmigung zum Bau eines Vorschmelzwerks bei Neudingen. Dem Schreiben beigefügt waren Pläne und ein mehrseitiger Bericht, der Aufschluss über die Grundzüge des Projekts gab. Die topographischen Verhältnisse bestimmten Lage und Form des lang gestreckten und schmalen Werksgeländes im Donautal, denn der Fluss und die ihn begleitenden Anhöhen ließen die erforderliche Längenausdehnung des gesamten Komplexes nur parallel zum Talverlauf zu. Die Anordnung der Betriebsanlagen im Werksgelände selbst musste den gewaltigen Materialfluss optimieren und auf die bestehenden Verkehrsbeziehungen Rücksicht nehmen: Aus Nordwesten, von Donaueschingen her, lieferte die Reichsbahn Kohle von der Saar an und transportierte das in Neudingen erzeugte Vorschmelzeisen dorthin zurück. Deshalb konzentrierten sich am flussaufwärts gelegenen Ende des Werksgeländes umfangreiche Gleis- und Bahnhofsanlagen, denen sich das Kohlenlager und die Kokerei anschlossen. Am entgegengesetzten, südöstlich gelegenen, Ende lieferte die DAG-eigene Privatbahn das Roherz aus Blumberg an. Dort wurden sämtliche Anlagen zur Entladung, Lagerung und Aufbereitung des Erzes eingeplant. Dazwischen lagen Hochofen und Hüttenkraftwerk. Sie bildeten das Herzstück des ausgedehnten Industriekomplexes.

Der erste Spatenstich erfolgte am 29. April 1940, gerade eine Woche nachdem der Vorstand seinen Genehmigungsantrag in Donaueschingen eingereicht hatte. So begannen mitten im Zweiten Weltkrieg 50 Bauarbeiter, zwei Löffelbagger, zwei Dampflokomotiven und 100 Schmalspurwagen mit der Realisierung eines Vorhabens, das nach Schätzungen der DAG etwa 55.000 t Eisen, 10.000 m² Holz, 26.000 t Zement und 75,7 Mio. RM Investitionskosten verschlingen sollte. Die Arbeiten konzentrierten sich zunächst darauf, das Baugelände einzuebnen, eine Werksstraße zu verlegen und die erforderlichen Wohnbaracken für mehrere hundert Arbeiter zu errichten. Ein ehrgeiziger Zeitplan sah vor, drei der vier Hochöfen bis Mitte des Jahres 1943 fertigzustellen. 1.683 Mann sollten später einmal in diesem Industriekomplex Arbeit finden, 433 direkt an den vier Hochöfen. Die Baar schien beste Aussichten zu haben, das schwerindustrielle Zentrum Badens zu werden.

Bevor es soweit war, mussten sich DBG und ihr Rechtsnachfolger DAG allerdings noch eines juristischen Problems annehmen, das seit 1934 seiner Lösung harpte. Es bestand darin, dass das Unternehmen Erzabbau ohne bergrechtliche Konzessionen betrieb und seine Betriebsanlagen auf Grundstücken errichtete, die anderen gehörten: Grundeigentümer und Inhaber der meisten Bergbauberechtigungen war das Haus Fürstenberg in Donaueschingen. Zwischen DBG und Fürstlicher Verwaltung hatte es bereits jahrelange Verhandlungen gegeben, die im Herbst 1938 zu dem kuriosen Ergebnis gelangt waren, dass die DBG einen Kaufvertrag über 11 Eisenerzfelder unterschrieben und den Kaufpreis in Höhe von 175.000 RM an das Haus Fürstenberg überwiesen hatte, das Fürstliche Haus seine Unterschrift



Der Stofffluss in Neudinger Vorschmelzwerk. Planungsstand: Februar 1940.
Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, Landesbergdirektion Freiburg.

unter das ausgehandelte Dokument jedoch verweigerte, weil man sich über den Inhalt eines Nebenvertrags nicht hatte einigen können⁴¹. Da die DBG im März 1939 beschlossen hatte, ihre Eisenerzförderung in Blumberg drastisch zu steigern, versuchte sie im Verlaufe des Sommers die Angelegenheit abschließend zu regeln und bot der Fürstlichen Verwaltung an, 300.000 RM für insgesamt 15 Bergbauareale zu zahlen. In Donaueschingen beauftragte man den renommierten Oberberggrat Dr. Karl Schnarrenberger mit der Prüfung des Angebots und erhielt die beruhigende Bestätigung: „Das Angebot der Doggererz Bergbau GmbH zum Verkauf des Abbaurechts wird für sachgemäß gehalten“⁴². Prinz Max nahm es an und unterzeichnete am 30. April 1940 einen Kaufvertrag über 15 Bergwerksfelder⁴³ mit einer Gesamtfläche von 2.745 ha. Darüber hinaus wechselten zwei insgesamt 187 ha große Waldgrundstücke auf den Markungen Hondingen (Distrikt Stoberg) und Riedböhringen für 407.305 RM den Eigentümer⁴⁴. Im Gegenzug verpflichtete sich die DAG, in ihren Werkskantinen die Erzeugnisse der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei ununterbrochen zum Ausschank zu bringen und auf den Speise- und Getränkekarten an erster Stelle aufzuführen.

Prinz Max blieb nicht der einzige Vertragspartner der Saalhütten. Auch der badische Staat verfügte über beachtlichen Feldesbesitz. Von ihm hatte die DBG bereits im Jahre 1937 eine 2.560 ha große Fläche erwerben können. Um dieses Gebiet mit den vom Hause Fürstenberg erworbenen Arealen verbinden zu können, kaufte das Blumberger Unternehmen dem badischen Staat im November 1939 weitere 259 ha Bergwerksfläche⁴⁵ ab und erweiterte seinen Feldesbesitz auf insgesamt 5.564 ha. Die DBG hatte damit endlich die eigentumsrechtlichen Grundlagen dafür geschaffen, dass der Eisenerzabbau auf der Baar einer gesicherten Zukunft entgegenzusehen schien.



Im Frühling 1940 begannen die Bauarbeiten in Neudingen. Saarstahl AG.

Tab. 1: Förderplan der Saarhütten vom 21. März 1939

	Zum Vergleich: Ist-Stand 1.1.1939	Erforderliche Belegschaft und Wohnungszahl, geplante durchschnittliche Roherzförderung und Aufbereitung in t pro Kalendertag				
		1939	1940	1941	1942	1942+x
Wohnungen	960	1.160	1.470	1.600	2.150	2.300
Gesamtbelegschaft Bergwerk	1.427	1.750	2.200	2.400	3.200	3.500
Grubenförderung	1.700	2.200	3.200	4.100	6.500	10.000
Tagebauförderung	1.300	1.300	1.300	1.300	1.500	0
Gesamtförderung Blumberg	3.000	3.500	4.500	5.400	8.000	10.000
Aufbereitungskapazität	2.600	2.900	2.900	2.900		
Verbleibendes Roherz	400	600	1.600	2.500		
Roherzabnahmekapazität Saarhütten	600	600	1.000	1.000		
Überschüssiges Roherz	0	0	600	1.500		

Von den 960 verzeichneten Wohnungen waren am 1.1.1939 lediglich 412 fertiggestellt, 548 befanden sich im Bau. Für die Zeit nach Inbetriebnahme des Vorschmelzwerks (Mitte 1942) existieren keine Angaben über die voraussichtliche Aufbereitungskapazität. Die letzte Tabellenspalte (1942+x) beschreibt die Planungen für den Zeitraum nach Erschöpfung der Tagebaue (erwartet für ca. 1949).

Tab. 2: Technische Daten, Investitionskosten und jährliche Betriebskostendifferenz (in Mio. RM) für zwei Standortalternativen des 1939 geplanten Vorschmelzwerk in der Baar

Zahl und Tagesleistung der Hochöfen	4 Öfen à 300 t = 1.200 t	
Jahreserzeugung des Hüttenwerks an Vorschmelzeisen	420.000 t	
Zahl der Arbeitnehmer	ca. 1.650 einschl. Kokerei	
Nebenanlagen	Kokerei, evt. Hydrierwerk	
Investitionskosten und Betriebskostendifferenzen	bei Wahl des Standorts bei/im	
Kostenstellen	Neudingen	Aitrachtal
Bergwerksanlagen	13,0	13,0
Aufbereitungsanlagen	6,6	6,6
Hüttenwerksanlagen	55,0	60,5
Eisenbahn außerhalb Hüttengelände	8,1	0,6
Siedlungskosten (nur DBG/DAG)	3,0	3,2
Anlaufkosten	2,0	2,0
Gesamtsumme der Investitionen	87,7	85,9
Jährliche Betriebsmehrkosten gegenüber Standort Neudingen	-	0,27

Quelle: Bericht Graff/Senfner vom 28.8.1939, StF. Der Hüttenstandort im Aitrachtal hätte 1,8 Mio. RM geringere Investitionskosten verursacht als der Alternativstandort Neudingen. Dafür wären die jährlichen Transportkosten in Neudingen um 272.000 RM pro Jahr niedriger ausgefallen als im Aitrachtal. Der Grund besteht in der geplanten werkeigenen Eisenbahnstrecke zwischen Blumberg und Neudingen, die den Transportweg um 24 km verkürzt, dafür aber auch 8 Mio. RM zusätzliche Investitionskosten verursacht hätte. Dennoch fällt die Investitionskostendifferenz zwischen beiden Standorten erheblich niedriger aus. Die Ursache dafür besteht in höheren Baukosten, verursacht durch den moorigen Untergrund des Aitrachtals und durch lange Wasserleitungen zwischen Donau und einem Werksstandort im Aitrachtal.

Pläne zum Bau einer Eisenhütte auf der Baar

Tab. 3: Die Vermögensentwicklung der DBG/DAG (1936-1940) in 1.000 RM

Stichtag	1.2.1936	31.12.1936	31.12.1937	31.12.1938	31.12.1939	31.12.1940
Bilanzsumme		3.479	9.770	14.578	22.771	54.155
Bilanzverlust		354	1.083	311	772	644
Betriebsanlagen	1.239	2.260	5.487	7.367	10.220	18.940
Umlaufvermögen	322	379	1.135	1.701	5.046	10.905

Quelle: Jahresbilanzen DBG/DAG, StF. Anmerkungen: Die **Bilanzsumme** steigt 1940 infolge Gründung der DAG stark an und umfasst u.a. 16,3 Mio. RM noch ausstehende Einlagen auf das Grundkapital. Die Angaben über die **Betriebsanlagen** sind vermindert um die jeweiligen Wertberichtigungen in der Bilanz und beinhalten auch Anzahlungen auf Betriebsanlagen. 1940 erfolgt ein starker Anstieg der Werte, weil Anzahlungen in Höhe von 3,7 Mio. RM für das bestellte Hüttenkraftwerk in Neudingen geleistet werden. **Umlaufvermögen:** 1939 führen umfangreiche Erzlieferungen an die Ruhrhütten zu einem signifikanten Anstieg. Da man an der Ruhr die ungewohnt hohen Preise weder anerkennen noch zahlen will, steigen die Forderungen aus Warengeschäften erheblich an. 1940: Als Folge der Kapitalerhöhung verfügt die DAG über höhere flüssige Mittel, was das Umlaufvermögen stark ansteigen lässt.

Tab. 4: Betriebsergebnisse der DBG/DAG (1936-1940) in 1.000 RM

Jahr	1936	1937	1938	1939	1940
Umsatzerlöse aus Erzverkäufen	22	1.376	4.632	5.047	5.917
Arbeitsförderung/Förderprämie	58	-	-	2.994	3.712
Aktivierete Kosten für selbsterstellte Anlagen	417	527	839	133	1.440
A. Summe Betriebserträge	497	1.903	5.471	8.174	11.069
Personalkosten	232	856	2.278	3.841	4.654
Abschreibungen	1.254	582	779	1.323	1.829
Zins- und Steuerzahlungen	-	18	70	91	120
Betriebs- und Verwaltungskosten	237	639	2.430	3.785	4.778
B. Summe Betriebsaufwendungen	1.723	2.095	5.557	9.040	11.381
C. Betriebsverlust (B-A)	1.226	192	86	866	312

Quelle: Bilanzen, sowie Gewinn- und Verlustrechnungen (GuV) DBG/DAG, StF. Der besseren Vergleichbarkeit wegen wurden viele Zahlen den GuV der Folgejahre entnommen. Diese enthalten auch die Werte für das jeweils zurückliegende Jahr und sind meist präziser als die GuV für das jeweils aktuelle Jahr.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wolf-Ingo Seidelmann
Weinbergstraße 12 · 96472 Rödental

Anmerkungen

Abkürzungen:
DAG: Doggererz AG
DBG: Doggererz-Bergbau GmbH
RWM: Reichswirtschaftsministerium

- 1 Vierjahresplan in der Fassung vom 10.1.1937, Bundesarchiv-Militärarchiv Wi I F 5 Bü2363.
- 2 In Völklingen existierte darüber hinaus ein weiterer Röstofen mit einer Kapazität von ca. 400 t pro Tag.
- 3 So klagte etwa Generaldirektor Wittke, die Dillingen Hütte habe im vorausgegangenem

Geschäftsjahr 1,5 Mio. RM Verlust eingefahren: „Hiervon kämen 1,2 Mio. auf das Konto Doggererz. Eine solche Unterbilanz könne er nicht vertreten, da sie auf Dauer zum Bankrott führe“. Protokoll der Besprechung der Saarhütten vom 15.12.1938, Staatsarchiv Freiburg, Bestand Doggererz AG (künftig abgek. StF).

- 4 Denkschrift über die bisherigen und zukünftigen Aufwendungen der Saarhütten für die Gewinnung und Verwertung der südbadischen Doggererze aus Zollhaus Blumberg, Stadtarchiv Neunkirchen, Depositem Saarstahl AG, unverzeichneter Bestand (künftig abgek. NK).
- 5 Röchling an Aufsichtsrat vom 9.7.1937, Registratur der Saarstahl AG, Werk Völklingen (künftig abgek. VK) E-K 65/286.
- 6 Röchling und Neunkircher Eisenwerk an

- RWM vom 17.9.1935, Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, Landesbergdirektion, Freiburg (künftig abgek. LBA) 10A/110.
- 7 Siehe dazu: PAUL RHEINLÄNDER, Die deutsche Eisen- und Stahlwirtschaft im Vierjahresplan, Berlin 1939; HEINRICH BAÜMER, Die Eisen schaffende Industrie im Dritten Reich, Diss. 1941 und MATTHIAS RIEDEL, Die Eisenerzversorgung der deutschen Hüttenindustrie zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971)S. 482 ff.
 - 8 Undatierter, nicht unterzeichneter, keine Namen nennender „Vertraulicher Bericht“, NK.
 - 9 Aktenvermerk vom 21.1.1939, NK.
 - 10 Der Bericht beziffert die Betriebskosten je t Roheisen aus Minette auf 52 RM, aus Vorschmelzweisen auf 60 RM und aus Doggererz auf 70 RM (Bericht vom 21.1.1939, NK). Treffen diese Angaben zu, belegen sie eine Feststellung des ehemaligen Generaldirektors des Neunkircher Eisenwerks, Erich Tgahrt. Der mit den Saarinterna bestens vertraute Manager war 1938 zu Hoesch gewechselt und berichtete anschließend im Kreise der Ruhrhütten, „daß die Dinge von der Saar stark übertrieben würden“. Vermerk Lübsen an Kellermann vom 12.11.1938, Haniel-Archiv Duisburg (Künftig abgek. HA) 400 101 303/4b.
 - 11 Zwischenbericht vom 26.1.1939, StF. Die Planzahlen beziehen auf Kalendertage und liegen nominal um 20 Prozent niedriger als die Zahlen der DBG, die mit arbeitstäglichen Förderzahlen rechnete (1 Jahr = 300 Arbeitstage). Das langfristig angestrebte Jahresförderziel von 3,6 Mio. t entspricht demgemäß einem Volumen von arbeitstäglich 12.000 t (DBG) und von kalendertäglich 10.000 t (Staat und Doggererzkommission). Spätere Unterlagen sind einheitlich auf Kalendertage kalibriert.
 - 12 „Ermittlung (Senfters) des Gesamtkapitalaufwandes zum Vollausbau der Erzgruben und zur Errichtung eines Vorschmelzwerkes in Zollh.-Blumberg vom 31.1.1939“, VK 2184. Es waren zu investieren in den Bergbau 16,8 Mio. RM, in die Aufbereitungsanlagen 12,7 Mio. RM, in den Hüttenbau 54,4 Mio. RM und in den Wohnungsbau 7,6 Mio. RM.
 - 13 Dokument „Sitzung 8.2.1939“, LBA 10/10. Röchling hatte allerdings kurz zuvor erfolglos versucht, drei seiner vier Partner auszubooten. Er reiste im Dezember 1938 nach Berlin, um dem RWM den Ausschluss der Werke in Dillingen, Burbach und Halbach von den weiteren Gesprächen vorzuschlagen. Der Saarindustrielle verfolgte die Absicht, den Eisenhüttenbau in der Baar allein mit den Neunkircher Eisenwerken und den staatlichen Hermann-Göring-Werken zu realisieren. (Aktennotizen Röchling vom 17.12.1938, VK 2185 und vom 7.1.1939, VK 2184.) Röchlings handelte dabei in der Vermutung, dass drei der fünf Saalhütten seinen bedingungslosen Einsatz zur Erschließung und Verhüttung des badischen Doggererzes nur halbherzig unterstützen, weil sie daraus wenig Nutzen ziehen konnten, denn Neunkirchen und Völklingen waren die einzigen Werke in rein deutschem Besitz. Vor allem sie mussten Vorsorge dafür treffen, dass Zahlungsbilanzprobleme oder militärische Konflikte ihre Erzzufuhr unterbanden. Die Werke in Dillingen, Burbach und Halbach dagegen besaßen ausländische Haupteigentümer, die allesamt über Minettegruben verfügten. Diesen lag die Rentabilität ihrer eigenen Saalhütten in Friedenszeiten wahrscheinlich so sehr am Herzen, dass sie auch bei schweren deutschen Zahlungsbilanzproblemen für die notwendigen Minettelieferungen sorgen würden. Sollte dagegen ein Krieg zwischen Deutschland und seinen Nachbarn ausbrechen, so wäre die Sicherstellung der deutschen Eisenproduktion wohl die geringste Sorge der ausländischen Mutterkonzerne gewesen.
 - 14 Sitzungsprotokoll vom 9.2.1939, StF.
 - 15 Poensgen an Röchling vom 5.12.1938, HA 400 101 290/42.
 - 16 Vermerk Lübsen an Kellermann vom 12.11.1938, HA 400 101 303/4b.
 - 17 Sitzungsprotokoll der Doggererzkommission der Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie vom 2.3.1939 und Bericht der Kommission vom 17.3.1939, StF. Als A-Fall bezeichnete man damals den Kriegsfall.
 - 18 Wie Anm. 17
 - 19 RWM an Otto Wolff vom 17.7.1938, VK 2184.
 - 20 Unterlagen zur Besprechung vom 21.3.1939, NK. Exakte Zahlen siehe Tabelle 1 im Anhang.
 - 21 Randbetriebe werden an Bergflanken betrieben, Großbetriebe dienen dem Abbau großer zusammenhängender Vorkommen auf Bergkuppen.
 - 22 Vgl. dazu Seidelmann, Die Eisenerze der Baar im Rahmen des Vierjahresplans von

- 1936, in: *Schriften der Baar* 41 (1998) S. 47 f.
- 23 In den nachfolgenden Monaten machten die übrigen Saarrhütten mit dem Einsatz gerösteten Erzes derart schlechte Erfahrungen, dass man im Neunkircher Eisenwerk darüber nachsann, Röchlings Röstöfen stillzulegen und die noch brauchbaren Teile zum Aufbau von drei weiteren Lurgiöfen mitzuverwenden. Vermerk vom 23.10.1939, NK.
- 24 Reichsstelle für Raumordnung an RWM vom 11.5.1939, Bundesarchiv Berlin R 113/1404.
- 25 Landesplanungsgemeinschaft Baden an Reichsstelle für Raumordnung vom 13.6.1939, LBA 10A/109.
- 26 Bericht Graff/Senfter vom 28.8.1939, StF. Zu den Details vgl. Tabelle 2 im Anhang. Auffällig ist, dass das DBG-Hüttenbaubüro im Frühjahr 1939 zwar eigene Planungen betrieben hatte, diese jedoch in der späteren Diskussion bis zum Frühjahr 1940 keine große Rolle mehr spielten. Wohl um die übrigen Saarwerke aus dem Frühstadium der Entwurfsplanung herauszuhalten, übertrug Röchling diese Arbeiten auf werkseigene Ingenieure unter der Leitung von Dr. Senfter.
- 27 Sitzungsprotokoll der Technischen Kommission vom 28.4.1939, LBA 10A/111.
- 28 Siedersleben an Kugener vom 24.6.1939, VK 2494.
- 29 Sitzungsprotokoll der Technischen Kommission vom 28.10.1939, StF.
- 30 Vermerk Gödel vom 23.10.1939, NK. Das Stadtarchiv Neunkirchen stellte für die zweite Hälfte der 1930er Jahre einen Diplom-Ingenieur Hubert Göddel als Bewohner einer firmeneigenen Villa des Neunkircher Eisenwerks fest. Zahlreiche Werksunterlagen, die Gödel zu einem Teil sogar selbst abgezeichnet hat, legen indessen den Schluss nahe, dass er seinen Namen nur mit einem d schrieb.
- 31 Vermerk Gödel vom 19.12.1939, NK.
- 32 Wie Anm. 30.
- 33 Riedel, wie Anm. 7, S. 493.
- 34 Die Zahl bezieht sich auf den Zeitraum vom September 1939 bis Juni 1940. Die Ruhrindustrie nahm das teure und schwer zu verarbeitende Material allerdings nur sehr unwillig ab und verweigerte überdies die Bezahlung offener Rechnungen der DBG. Riesige Erzstapel in den Mainhäfen Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg waren die Folge.
- 35 Reichsfinanzministerium an DAG vom 2.3.1940, StF.
- 36 In seinem Vermerk vom 13.3.1940 stellte Gödel enttäuscht fest, dass „trotz der vielen Planungen, die vom Baubüro Röchling bereits durchgeführt sind, so gut wie nichts fertig zur Bestellung vorliegt. Es muss alles noch in die klare Linie hineingebracht und der genaue Umfang der Bauten festgelegt werden“. NK.
- 37 Vertrag Röchling DAG vom 19.6.1940, StF.
- 38 Diese Regelung hob der DAG-Aufsichtsrat am 2. Mai 1941 wieder auf und fand Röchling für seine bisherigen Dienste mit 200.000 RM ab.
- 39 H. Reusch an Ministerpräsident Köhler vom 21.3.1940, LBA 10A/114. Röchling hatte der Gutehoffnungshütte jahrelang verblichel vorgeschlagen, ein gemeinsames Hüttenwerk in der Baar zu errichten. Reusch lehnte dies regelmäßig ab und urteilte über Röchlings letzten Vorschlag: „Der Zweck des Schreibens von Röchling ist doch nur, irgendwie an unsere Erzfelder heranzukommen“. Reusch an Kellermann vom 5.8.1938, HA 400 101 308/0.
- 40 DAG an Bezirksamt Donaueschingen vom 23.4.1940, LBA 10A/104.
- 41 Wie Anm. 22, S. 62 ff.
- 42 Gutachten Schnarrenberger vom 20.2.1940, Fürstl. Fürstenberg. Kammer, Generalia Bergbau, Das Eisenerzvorkommen bei Gutmadingen und Blumberg 1937–1941, Vol. 2 Fasz. 4, Fürstl. Fürstenberg. Archiv (künftig. Abgek. FFA), Donaueschingen.
- 43 Es handelt sich um 2.745 ha Feldesfläche mit den Namen: Berchen, Fürstin Irma, Dorotheengruben I bis III, Fürstenberg, Huchenegg, Goldbach, Max-Egons-Bergwerk, Großer Buchberg, Kleiner Buchberg, Zollhaus, Wolfental, Bohlkopf und Randen.
- 44 Kaufverträge vom 30.4.1940, LBA 9A/96 und FFA wie Anm. 42.
- 45 Kaufvertrag vom 10./15.11.1939, LBA 9A/98. Zur 1937 erworbenen Konzessionsfläche: wie Anm. 22, S. 65. Siehe auch GUSTAV ALBIEZ, *Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934–1942*, *Schriften der Baar* 30 (1974) S. 173 f. Eine Karte der Feldesabgrenzungen ist abgedruckt bei GÜNTER WALCZ, *Doggererz in Blumberg*, Konstanz 1983, S. 50 f. Weitere Literatur zum Thema: JOACHIM STURM (Hrsg.), *Blumberg – Die Geschichte einer Stadt*, Vöhrnbach 1995, S. 19–231 und S. 319–380, sowie HANS WOLFGANG BÄCHLE, *Eisenerzbergbau, Hüttenwerke, Folgeindustrien im Bereich der Schwäbischen Alb*, Schwäbisch Gmünd 1995, S. 270–287

Die Verenakapelle in Bachzimmern

unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wandmalereien

Von Werner Fischer, Peter Kempter,
Renate Keusen und Antonia Reichmann

Im Jahr 2006 besichtigten Mitglieder des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar zusammen mit Kunstinteressierten aus der Region die Verenakapelle im Tal von Bachzimmern, 3,5 km nördlich von Immendingen/Donau. Die Besitzerin Stefanie Schmitz berichtete über Feuchtigkeit im Gebäude, deren Beseitigung dringend nötig wäre. Eine größere Öffentlichkeit wäre wünschenswert. Dies veranlasste die beiden Autorinnen, den folgenden Artikel zu schreiben. Zudem wunderten sich die Exkursionsteilnehmer, dass die Kapelle und ihr kunst- und kulturhistorischer Rang selbst in der näheren Umgebung unbekannt waren¹.

Das Bachzimmerer Tal

Erwähnung findet das Bachzimmerer Tal schon 1089 in einer Urkunde des Klosters St. Georgen. Ursprünglich war das Tal Zähringer Besitz und kam 1218² an das Haus Fürstenberg. 1455 fiel es durch Erbteilung an den Grafen Egon von Fürstenberg, der es im Jahr 1466 an den Grafen Heinrich von Almshofen verkaufte. Schon 1527 erwarben es die Grafen von Fürstenberg zurück. Das Jagdschloss der Fürsten von Fürstenberg aus dem 18. Jahrhundert und den weitläufigen Garten, in dem die Verenakapelle steht, erwarb 1962 die Familie Horst Ploss aus Immendingen.

So ruhig, wie das Tal sich heute dem Besucher präsentiert, war es früher nicht. Eine kolorierte Zeichnung zeigt das Bachzimmerer Tal im 19. Jahrhundert von Westen (Bild 1).³ Von einer Anhöhe blickt der Betrachter auf das Schloss mit seinem charakteristischen Mittelbau. Rechts im Bild sieht man eine ausgedehnte Fabrikanlage. Hier hatte die Herrschaft Fürstenberg im 16. Jahrhundert ein Eisenwerk (seit 1833 Amalienhütte) zur Verhüttung von Bohnerz⁴ angelegt. Für seinen Betrieb wurde talaufwärts der Weißenbach gestaut, ein Weiher angelegt, das Holz der umliegenden Wälder gefällt und zu Holzkohle verarbeitet.⁵ Das Tal war erfüllt von Maschinen- und Hammerlärm, bevölkert mit Menschen aus der Schweiz, aus Sachsen und anderen Gegenden.⁶

Wenn wir uns wieder der Zeichnung zuwenden, sieht man zwischen Schloss und Hüttenwerk den weitläufigen Park. In ihm entdeckt man zwischen einer Baumgruppe die Giebelseite und das Dach der Verenakapelle von Bachzimmern (Bild 1).

Die Geschichte der Kapelle und ihr mögliches Alter

Über dem Portal der Kapelle steht die Jahreszahl 1591,⁷ die allgemein als Erbauungsjahr gilt. Als Stifterin des Gotteshauses wird Gräfin Amalie von Fürstenberg genannt.⁸ Bei unseren Recherchen fanden wir keine Hinweise auf Gräfin Amalie.

Möglicherweise hielt man das zu dieser Zeit lebende Fürstenbergische Grafenpaar allein durch die angegebene Jahreszahl (1591) für die Erbauer der Kapelle.⁹ Das Ehepaar war zudem fromm und wohlthätig: Amalie stiftete die Gregori-Schulbrüderschaft und das Gregorifest¹⁰, Graf Heinrich eine Jahrzeit für die Schwarze Madonna in Einsiedeln.

In der Verkaufsurkunde des Bachzimmerer Tals an den Grafen von Fürstenberg 1527¹¹ findet man einen Hinweis auf eine Verenakapelle. Dort heißt es:

„Am Freitag nach St. Ulrichstag (05.07.1527) verkaufte der Junker Philipp von Almshofen zu Immendingen dem Grafen Friedrich d. Ä. von Fürstenberg das Thal Bachzimmern...“

und weiter:

„dem Pfarrhern zu Immendingen oblag die Pflicht, gegen gewisse Entschädigung im Kepplin zu Bachzimmerthal der Wochen einmal Meß zu haben und die Unterthanen daselbs wie ein Pfarher versehen.“

Dafür wurde er mit Erträgen aus den Verenenäckern entschädigt. Deswegen ist anzunehmen, dass das in der Urkunde bezeichnete „Kepplin“ die Verenakapelle ist.¹² Somit bestand schon 1527 eine Verenakapelle. In einer weiteren, noch älteren Urkunde von 1506¹³ wird eine früher existierende, durch Kriegszeiten aber vermutlich zerstörte Kapelle im Bachzimmerer Tal „ad Stam. Verenam“¹⁴ bezeichnet. Somit ist die Kapelle zumindest 85 Jahre älter als bisher angenommen. Im Hinblick auf das Alter bedarf es also weiterer klärender Untersuchungen.

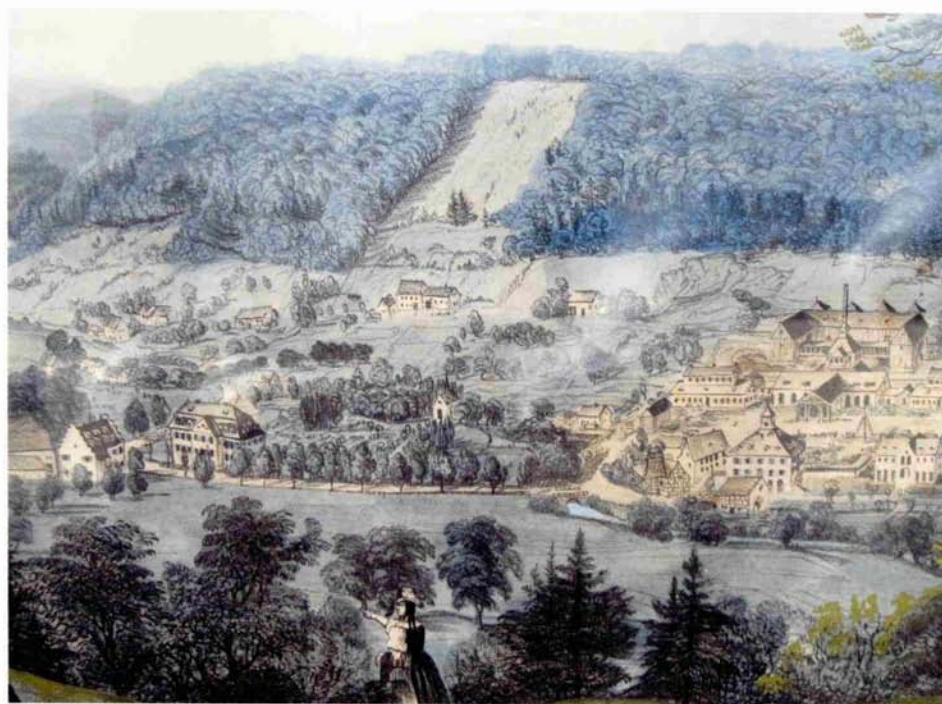


Bild 1: Amalienhütte im frühen 19. Jahrhundert.

Immerhin wird die derselben Patronin geweihte Stadtkirche in Hüfingen (Patrozinium Verena und Gallus) schon um 1183 erwähnt. Die zweite Verena-Kirche in unserer Gegend, nämlich in Hausen ob Verena (Landkreis Tuttlingen), ist seit 1275 bekannt.

Aber die Verenenverehrung ist noch älter, denn schon der 888 in Neudingen verstorbene Kaiser Karl III., der Dicke, überschrieb am 14. Oktober 881 in Bodman seiner Gemahlin Richardis das benediktinische Doppelkloster und die Grabeskirche der heiligen Verena in Zurzach.¹⁵ Ob die Kapelle möglicherweise im Zusammenhang mit einer ursprünglich keltischen Kultstätte stehen könnte, wird von unserem Vereinsmitglied Peter Kempter radiästhetisch untersucht¹⁶.

Immerhin ist die römisch-keltische Göttin Abnoba¹⁷ Schutzpatronin des Waldes, des Wildes und der Quellen. Sie konnte bei ungewollter Kinderlosigkeit helfen, eine Eigenschaft, die auch der heiligen Verena zugeschrieben wird.

Leben und kultische Verehrung der heiligen Verena

Die älteste Lebensbeschreibung der heiligen Verena wird in das Jahr 888 datiert. Sie war der schon erwähnten Kaiserin Richardis gewidmet, der Gemahlin Kaiser Karls III. und Besitzerin von Kloster Zurzach. Als Verfasser weist REINLE den Reichenauer Abt Hatto III. (Abt 888–913) aus.

Demnach wurde Verena um 260 n. Chr. in Theben (Ägypten) geboren. Getauft und im christlichen Glauben unterwiesen ging sie nach Unterägypten. Dort ließ Kaiser Diokletian neue Truppen ausheben und gründete die berühmte thebäische Legion unter der Leitung von Mauritius. Im Tross des Heeres gelangte Verena nach Mailand. Sie lebte dort in der Obhut eines heiligen Mannes namens Maximus. In Mailand hörte sie vom Märtyrertod der Legionäre bei Agaunum (St. Maurice, Schweiz); unter ihnen war auch ihr Verlobter Viktor. Sie brach dorthin auf, bestattete die Soldaten, zog dann nach Salodorum (Solothurn), lebte in der Umgebung der Stadt in einer Höhle (Verenaschlucht) und fand ihr Auskommen durch den Verkauf von Handarbeiten. Sie heilte Blinde und Besessene; gleichzeitig scharte sie Jungfrauen um sich. Der römische Stadtkommandant Hirtatius ließ sie verhaften. Im Gefängnis erschienen ihr im Traum Mauritius und die Märtyrersoldaten. Als Hirtatius erkrankte, heilte sie ihn und wurde daraufhin freigelassen. Während einer Hungersnot bat sie Gott um Hilfe:



Bild 2: Die Verenakapelle.

das Mehlwunder geschah. Da ihr der Ruhm lästig wurde, floh sie auf eine Rheininsel. Auch hier heilte sie viele Kranke. Gegen Ende ihres Lebens ließ sie sich in eine Zelle einmauern, wirkte von dort und starb um 320 n. Chr. im ursprünglich römischen Tenedo¹⁸, dem heutigen Zurzach/Schweiz. Über ihrem Grab entstand das Verenamünster und nahe dabei ein benediktinisches Doppelkloster. Um den römischen Friedhof erstreckt sich heute die Stadt.

Für eine christliche Frau um 300 n. Chr. ist das ein erstaunlicher Lebensweg, der an Hand der Römerstädte und Römerlager gut nachvollziehbar ist. 1729 wurde Verena heilig gesprochen.

Das Verenabild in ihren Viten

Während in der älteren Lebensbeschreibung der Schwerpunkt auf Verenas Jungfräulichkeit liegt, wird in den jüngeren Heiligenlegenden ihre strenge, asketische Lebensführung betont.¹⁹

In der Volksfrömmigkeit und in der Kunst ist ihr Andenken dagegen als liebeliche, zarte und zudem fröhliche Heilige überliefert, eher als Mädchen denn als Frau. Grundlage für diese Vorstellung der Heiligen ist das Mirakelbuch von Zurzach. Dort sind die ihr zugeschriebenen Wunder aufgezeichnet. (Das Verwandlungswunder: Wein in Wasser; das Ringwunder: ein verschwundener Ring wird im Innern eines Fisches gefunden). Geschrieben wurde es um das Jahr 1010 n. Chr., wahrscheinlich von einem Zurzacher Mönch.

Dem Mirakelbuch entnehmen wir, dass im 10. Jahrhundert Zurzach als Wallfahrtsort für Herzöge und Könige diente. Auch König Konrad von Burgund wallfahrte nach Zurzach, weil er von seiner Gattin keinen Erben hatte. Er bat die Heilige um Hilfe und: „... noch in der gleichen Nacht empfing die Königin einen Sohn und gebar ihn.“²⁰

Herzog Hermann I. von Alamannien mit Reginlinde vermählt war ohne Nachkommen. Auch dieses Ehepaar pilgerte zur Heiligen Verena. Ein Traum zeigte Reginlinde an, dass sie ein Kind empfangen würde; sie gebar die ersehnte Erbtöchter Ita.²¹ Aus Dankbarkeit schenkte das alamannische Herzogspaar dem Kloster Einsiedeln Güter am Zürichsee, u.a. den Ort Stäfa. Dort entstand 935 die Verena-kirche auf dem Kirchbühl. Stäfa hat zudem die Heilige in ihrem Stadtwappen.

Zum Inhalt des Mirakelbuches: Von den elf Wundern mit Heilung körperlicher Leiden beziehen sich fünf auf die ersehnte Geburt von Kindern. Verena ist laut Mirakelbuch in dieser Eigenschaft der machtvollen Odilia des Elsass überlegen.

Die Attribute der Heiligen

Die jugendliche Verena wird stets mit einem Doppelkamm und einem Krug für Wasser und Nahrung dargestellt²². Mit dem Wasser hat sie der Überlieferung nach die Kranken gewaschen, mit der Nahrung die Armen gepflegt und mit dem Kamm die Schutzbefohlenen gekämmt (Bild 3).

Als im 10. Jahrhundert in Zurzach Hirten im Gelände des ehemaligen Kastells einen Krug fanden, hielt man ihn für denjenigen der heiligen Verena. Es handelt sich dabei um einen römischen Bronzekrug. Kostbar gefasst und mit einem Verena-Statuettchen²³ bekrönt, ist das Gefäß heute Teil des Kirchenschatzes von Zurzach.

Zu Ehren des Fundes wurde im ehemaligen römischen Kastell, „auf Burg“, eine Verena und Mauritius-Kapelle errichtet, deren Nachfolgebau heute noch steht.

Die heilige Verena und das Haus Fürstenberg

Die Grafen von Fürstenberg waren mit den Habsburgern verwandt. König Rudolf I. übertrug Graf Heinrich I. 1283 die Landgrafschaft in der Baar. Die Habsburger, ihre Stammburg ist nur 20 km von Zurzach entfernt, verehrten die heilige Verena und bedachten ihre Grabeskirche in Zurzach immer wieder mit Schenkungen.

Aber auch über Heiraten machten die Fürstenberger Bekanntschaft mit der Heiligen Verena. Sophia, die Gattin des Grafen Heinrich von Fürstenberg (gest. 1408), war eine geborene Gräfin von Zollern-Schalksburg. In dem Herrschaftsgebiet ihrer Eltern lag der Ort Strassberg, in dem schon seit 843 eine Verenakirche existierte.²⁴ Seiner Gemahlin schenkte Graf Heinrich zur Hochzeit 1372 u.a. das Dorf Bachzimmern. Man kann davon ausgehen, dass die gebürtige Zollerische Gräfin die Verenaverehrung von ihrer Heimat auf der Schwäbischen Alb zumindest kannte, vielleicht sogar praktizierte. Möglich wäre daher auch, dass sie in Bachzimmern ein schon vorhandenes Gotteshaus der heiligen Verena weihen oder ihr zu Ehren eine Kapelle errichten ließ.

Gerade im 14. Jahrhundert findet man in der Fürstenbergischen Genealogie vermehrt Verenen als Töchter oder Gemahlinnen. So lebte eine Fürstenbergische Verena nach 1300 als Nonne im Neudinger Kloster „Auf Hof“.

Im Jahr 1627 gelangten nach dem Aussterben des Zimmerischen und des Gundelfinger-Helfensteinischen Geschlechts deren sämtliche Besitzungen über die Gemahlin von Wratislaus von Fürstenberg, Johanna Eleonore, an die Fürstenberger²⁵. In den Zimmerischen Besitzungen liegt der Ort Engelswies bei Inzigkofen. Dort begründete sich im Jahre 1331 die Wallfahrt zur Muttergottes und zur Heiligen Verena in Zusammenhang mit einer Wunderquelle. Im 15. Jahrhundert war allerdings die Kirche bis auf die Außenmauern und den Hauptaltar zerstört. Erst 1516 wurde die Kirche von Gottfried Werner von Zimmern neu gebaut, nachdem die Wallfahrt wieder auflebte. Engelswies war im 14. Jahrhundert Lehen des Hauses Habsburg vom Kloster St. Gallen und somit über verwandtschaftliche Beziehungen zu den Fürstenbergern sicher auch Letzteren bekannt. Die Holzfigur von Engelswies zeigt zudem Ähnlichkeit mit der Darstellung der Heiligen in den Glasfenstern von Königsfelden (bei Brugg im Aargau), einer Habsburger Stiftung.²⁶

Für die Adelsfamilien war es eine Katastrophe, keinen legitimen Erben zu haben. Außereheliche Söhne kamen ebenso wenig wie ehelich geborene Töchter als Erben in Betracht. Auch die Fürstenbergischen Adelsfamilien mussten mehrmals erleben, dass eine Linie ihres Hauses erlosch. Deswegen standen die adeligen Frauen unter einer Art Erfolgsdruck, einen Erben zu gebären. Es wäre begreiflich, wenn sie die Heilige als ihre Verbündete gesehen und um Erfüllung ihrer Anliegen gebetet hätten. So wurden aus diesem Grund Verenakirchen und -kapellen und vielleicht auch die Bachzimmerer Verenakapelle erbaut.

Auch die Ehe der Grafen Heinrich von Fürstenberg (1536 bis 1596) und Amalie (1537 bis 1593) geborene von Solms-Lich galt als kinderlos, weil sie nur eine Tochter hatten. Ob das gräfliche Paar die Heilige Verena deshalb um Hilfe bat, ist



Bild 3: Die heilige Verena von Bachzimmern mit Krug und Doppelkamm, links Petrus, rechts das Fürstenbergische Grafenwappen.

nicht bekannt. Zieht man allerdings als Baujahr der Verenakapelle das Datum 1591 ernsthaft in Betracht, war die Gräfin zu jener Zeit bereits 54 Jahre alt (sie starb zwei Jahre später). Somit ist der Bau oder die Renovierung der Kapelle aus dem Grund, einen dringend benötigten männlichen Erben zu erbitten, eher unwahrscheinlich. Aber die heilige Verena war auch eine gesuchte Helferin in Krankheit und Not.

Die Entdeckung der Wandmalereien und ihre Restauration

Im Jahr 1937 – die letzte Renovierung hatte im Jahr 1892 stattgefunden – hatte das Erzbischöfliche Bauamt in Konstanz einen Kostenplan für die Sanierung der Verenakapelle aufgestellt.²⁷ Danach waren für äußere Instandsetzungsarbeiten wie Trockenlegung und Dachumdeckung 850 Reichsmark (RM) veranschlagt worden.²⁸ Bei der dann erst im Jahr 1943 durchgeführten Sanierung wurden auch notwendige innere Instandsetzungen vorgenommen. Dabei gab es eine Überraschung: „weil bei einer Säuberung der im Jahre 1591 erbauten Kapelle unter der Tünche Reste einer Bemalung zu Tage traten, die aus verschiedenen Zeiten stammen dürften, da sie in verschiedenen Schichten übereinander festgestellt wurden.“²⁹ Dem Konservator der kirchlichen Bauämter der Erzdiözese Freiburg, Universitätsprofessor und Prälat Josef Sauer, wurde am 15.3.1943 unter folgendem Wortlaut vom Erzbischöflichen Bauamt davon berichtet:

„... als erste Malerei glauben wir zu erkennen eine ziemlich große Darstellung der 12 Apostel; an einigen Stellen sieht es jedoch so aus, als wäre vor diesen

Aposteln noch eine Bemalung gewesen, die sich bis jetzt allerdings noch nicht deuten liess. Weiterhin lassen sich noch Darstellungen von einer Stadt, dann mehrere Male die Bildnisse des hl. Georg im Kampf mit dem Drachen, eine Muttergottes mit dem Kinde und sonst noch eine Fülle kleinerer Begebenheiten feststellen; u.a. auch das Wappen der Fürsten zu Fürstenberg u. eine rätselhafte Inschrift, die wohl sehr deutlich ist, bis jetzt aber noch nicht entziffert werden konnte.“

Der Besitzer der Kapelle, Prinz Max zu Fürstenberg, beauftragte daraufhin den Restaurator Meinrad Glas von Wildenstein, die Malereien freizulegen und zu konservieren. In einem Brief vom 28. Juni 1943 lud Prinz Max Professor Sauer ein, die Malereien zu besichtigen. Der Prinz schreibt:

„Nun ist inzwischen in Bachzimmern an einer kleinen Kapelle eine ganz hübsche Wandmalerei gefunden worden, über die Ihnen berichtet werden soll. Ich habe Kunstmaler Glas in Wildenstein empfohlen, der inzwischen die Sache freigelegt hat. Der jetzige Zustand der Kapelle mit Altar etc. ist aber nicht voll befriedigend; ich hätte daher auch diese Sache gern mit Ihnen angesehen und besprochen.“

Professor Sauer besichtigte die Kapelle, ließ Fotos anfertigen, die sich noch heute im F. F. Archiv befinden, und erstellte eine ausführliche Beschreibung der Wandmalereien.³⁰ Dem ursprünglichen Hinweis, dass unter den Aposteln sich noch ältere Malereien befinden könnten, wurde nie mehr nachgegangen.

Wegen der Restauration der Wandmalereien verteuerte sich die Sanierung um 1.000 RM, was zu Unstimmigkeiten zwischen dem kirchlichen Stiftungsrat Immendingen und dem erzbischöflichen Bauamt führte. Denn die aus dem Mittelalter überlieferten komplizierten Rechtsverhältnisse führten immer wieder zu Unklarheiten, die der Vorsitzende Kinkel beim Bauamt in Freiburg klären ließ.

„Es sind hier insofern Widersprüche aufgetreten, als nach dem Realschematismus die Kapelle wohl Eigentum der F. F. Standesherrschaft ist, jedoch Baupflicht und Gebrauchsrecht dem Kapellenfonds Bachzimmern zustehen, dagegen besteht nach dem Schreiben auf Seiten der Herrn von Fürstenberg die selbstverständliche Meinung, dass ihnen das Bestimmungsrecht über die Herstellung der Kapelle usw. vorbehalten sei. – Wir bitten im Namen des Stiftungsrates die Rechtsverhältnisse hier klar zu stellen.“³¹

Nach der Besichtigung lobte Professor Sauer Meinrad Glas' Restauration der Wandmalereien sowohl gegenüber Prinz Max zu Fürstenberg als auch gegenüber dem Landesdenkmalamt Karlsruhe. Er wies zudem auf die Bedeutung der jüngeren Malereien hin: als Erzeugnis einer ausgesprochen ländlichen Volkskunst habe die jüngere Gruppe der Malereien aus der Mitte des 17. Jahrhunderts erheblichen kulturgeschichtlichen Wert³².

„H. Meinrad Glas hat die Freilegung der Malereien und ihre konservierende Behandlung sehr gut durchgeführt, wie es von diesem erfahrenen Fachmann auf diesem Gebiet nicht anders zu erwarten war.“³³

Meinrad Glas schreibt am 13. Mai 1944 an den Prinzen Max zu Fürstenberg:

„Die Malereien sind streng konservierend behandelt, es ist jede Rekonstruktion ausgeschlossen. Es wäre bei diesen dürftigen Resten auch gar nicht möglich und unehrlich. Es gereicht mir zur völligen Genugtuung, dass Prälat Dr. Sauer mir persönlich durch ein Schreiben seine Anerkennung gezollt hat.“

Und weiter unten, wie uns scheint als Widerspruch zum obigen Gesagten:

„Die Malereien sind auch ergänzend behandelt, sodass mir eigentlich nichts mehr zu berichten bleibt.“

Nach dem Verkauf von Schloss und Kapelle an die Familie Ploss im Jahr 1962 beauftragte das staatliche Amt für Denkmalpflege in Freiburg den Restaurator Jürgen Brodwolf mit einem Gutachten.³⁴

Er schreibt am 19.9.1963 über die Wandmalereien:

„Nach den Erzählungen der Kirchendienerin vom Ort, wurden die Malereien während des letzten Krieges freigelegt. Diese Freilegung muss leider auf eine sehr gewissenlose Art und Weise erfolgt sein, denn die Malereien zeigen ausserordentlich starke Kratzspuren auf, die von einem schnellen, unvorsichtigen Abschaben der Kalktüncheschicht herrühren, welche die Malerei überdeckt hatte. So wurden immer schöne und wichtige Partien in den Bildern verletzt, was bei der guten Beschaffenheit der Farbe, die sehr stark mit dem Untergrund verbunden ist, gar nicht hätte geschehen dürfen. Überhaupt bin ich erstaunt, dass dieser eigenwillige und originelle Bilderzyklus nicht stärker beachtet wurde. Interessant sind die mir bis jetzt unbekanntenen Gegenüberstellungen von religiösen Szenen mit Fürstlichen und Bäurischen Darstellungen.“

Der Restaurator Jürgen Brodwolf empfahl eine durchgreifende Restaurierung der Wandbilder, eine sorgfältige Freilegung, Säuberung und eine leichte, Fehlstellen verbindende Eintönung. Die durch die frühere grobe Freilegung entstandenen Kratzer sollten, da sie weiter aussanden, zugespachtelt werden. Ansonsten befand er die Kapelle als im Ganzen gut erhalten.

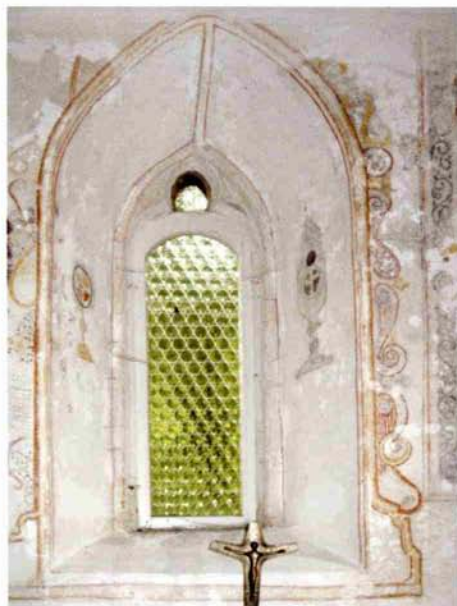


Bild 4: Das Chorfenster mit Reliquienmonstranzen.



Bild 5: Weibliche Gewändemaske und ornamentierter Türrahmen innen.

Als einzige größere, aber mir unbedingt wichtig scheinende Veränderung ist das Herausbrechen des alten ursprünglichen Chorfensters und das Entfernen des (...) Altars [zu empfehlen; die Verf.].⁴³⁵

Die Empfehlungen wurden übernommen, so dass heute im Inneren der Kapelle, ungestört durch den Altar und beleuchtet durch das Chorfenster, die Wandmalereien durchgehend betrachtet werden können (Bild 4).

Beschreibung der Kapelle

Die Kapelle, mit einem Dachreiter und einer Glocke ausgestattet, ist ein Rechteckraum von 62 Quadratmetern. Erhellung wird sie durch drei Spitzbogenfenster: im östlichen Teil der Südwand, im westlichen Teil der Nordwand und durch ein Chorfenster (Bild 2).

Außen trägt lediglich der steinerne Türrahmen einen gewissen Schmuck³⁶: Ein Dreiviertelrundstab³⁷ bildet die Einfassung, welcher im Scheitel übergreift. Über dem Scheitel steht in erhabener Schrift die Jahreszahl 1591. Die Eins der Jahreszahl wölbt sich zu einer Volute.³⁸ Und Voluten findet man auch am unteren Ende der beiden Rundstäbe. Die Rundstäbe enden in zwei Gewändemasken. Die linke Maske ist ein Frauengesicht. Auf dem Kopf trägt sie ein mit Rillen verziertes Kissen, wie es Frauen auf dem Kopf tragen, wenn Lasten transportiert werden müssen. Ein nicht symmetrisch ausgeführtes Rollwerk³⁹ schafft den Übergang zwischen Maske und Rundstab. Die weibliche Maske hat weit aufgerissene Augen, eine breite (beschädigte) Nase, einen offenen Mund, rechts ist ein Ohr sichtbar, links eine Andeutung von gewellten Haaren. Die Umrahmung des Gesichts läuft in zwei Voluten aus, wodurch der Eindruck entsteht, die Frau trage Zöpfe (Bild 5).

Ganz unterschiedlich ist die männliche Maske rechts gestaltet. Der Rundstab sitzt hier direkt auf dem Kopf auf, dadurch wirkt das Gesicht gedrückter und weniger menschlich als das linke. Die Maske besitzt tief liegende und mandelförmige Augen, der Mund ist geschlossen. Der Mann scheint zu schlafen, während die weibliche Maske einen erschreckten oder fast schon entsetzten Eindruck hinterlässt. Auch rechts wird das Kinn durch Voluten gerahmt. Sie sind allerdings weniger sorgfältig gearbeitet.

Dem Künstler gelingt es in der Schlichtheit und der stilistischen Knappheit der Figuren den Betrachter zu beeindrucken. Die Unzulänglichkeiten der Steinbearbeitung wirken dabei eher verstärkend. Das Rohe, Unfertige erzeugt einen kreatürlichen, archaischen Eindruck.

Ob die beiden Masken (Ansatzstelle sichtbar am rechten Rundstab über der Maske) mit der Jahreszahl 1591 korrespondieren, kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht geklärt werden. Allerdings findet sich auch in der Jahreszahl 1591 eine Volute.

Das Innere: Die Westwand

Möglicherweise stehen diese beiden Gewändemasken im Zusammenhang mit der Darstellung von Adam- und Eva im Paradies links vom Eingang an der nördlichen Westwand. Es ist eine in sich geschlossene und gut erhaltene Komposition. Mittig im unteren Teil der Wand steht ein Baum mit knorrigem Stamm, sich schlängelnden Ästen, spärlichem Blattwerk und kleinen Früchten. Er überragt beide Figuren

nur wenig. Eva steht auf einem leicht erhöhten Rasenstück (grün), Adam auf Erde (rot). Adam ist ein magerer, nackter, junger Mann mit üppigen roten Locken auf einem unproportional großen Kopf. Seinen linken Arm streckt er aus und ist im Begriff, eine Frucht zu pflücken, während ihm die Schlange dabei zuschaut (Bild 6).

Eva ist langbeinig, mit kleinem Kopf und üppiger, blonder Haartracht, die bis zur Hüfte reicht. Sie hat ihre Linke nach oben abgewinkelt und hält wohl eine Frucht in der Hand (nicht mehr sichtbar). Die Körper sind rot konturiert, ansonsten fleischfarben. Die beiden Personen stehen frontal zum Betrachter im Kontrapost (mit Spielbein und Standbein). Beide Figuren und der Baum sind stark beschädigt. Evas Rechte hält ein großes Blatt vor die Scham, während Adams Rechte zwischen Schritt und Schenkel liegt und die Genitalien sichtbar bleiben (soweit erkennbar). Die Farben sind weitgehend auf Braun- und Rottöne, wenig Grün und Grünblau (wie die Schlange und der Baum der Versuchung) reduziert. Die künstlerische Ausführung ist auch hier wieder unvollkommen, besonders Adam ist flächig und unproportioniert dargestellt, und dennoch ist die Darstellung von großem Reiz und feiner Erotik. Die Darstellung widerspricht der herkömmlichen Ikonografie von Adam und Eva: Die Schlange züngelt nicht Eva, sondern Adam an, der im Begriff ist, eine Frucht zu pflücken, während üblicherweise Eva Adam den Apfel reicht. Auf herkömmlichen Abbildungen sind beide bedeckt, aber hier ist Adam noch nackt, während Eva sich ihrer Nacktheit schon bewusst ist und sich bedeckt hat. Adam wird als Eigenverantwortlicher und nicht als Verführter dargestellt. Uns ist keine Darstellung bekannt, die das paradiesische Geschehen auf diese Weise abbildet.

Auf der anderen Seite der Eingangstür (Südseite) ist das Thema: Christus vor Herodes oder Pontius Pilatus dargestellt (Bild 7). Der Herrscher mit Zepter, Bart und prächtigem Turban gemalt, sitzt auf einem von einem Baldachin überwölbten zweistufigen Thron, der in einer perspektivisch angelegten monumentalen Portalarchitektur steht.⁴⁰



Bild 6: Adam und Eva und der Baum der Versuchung.

Gekrönt wird das Portal durch einen palmettenverzierten Dreiecksgiebel, der mit Blumen und kugelartigen Schmuckelementen an den Ecken und der Giebelspitze dekoriert ist. Auffallend ist Pilatus' Handgestik: seine rechte Handfläche zeigt zum Betrachter (Segensgruß oder Abwehrgeste?), die linke Hand hat Daumen und Zeigefinger gespreizt, mit den übrigen Fingern hält er das am Ende ornamental verzierte Zepter. Er ist durch den erhöhten Sitz, seine wuchtige Gestalt und einen dunklen, mit weiten Ärmeln und wuchtigen Falten ausgestatteten Mantel in der fast ausschließlich in Rot ausgeführten Zeichnung hervorgehoben. Die Machtfülle, die der Herrscher innehat, wird vom Künstler gut durch die



Bild 7: Christus vor Pontius Pilatus.

monumentale Architektur, den Thron und die Farbe des Mantels (schwarz) demonstriert. Der Potentat blickt auf eine Menschenmenge am rechten Bildrand, die den gefesselten Christus heranzführt.

Ein weiteres Architekturglied bildet den Abschluss zum rechten Bildrand, so dass die Soldaten, vorneweg einer mit Hellebarde, durch eine enge Gasse zu kommen scheinen. Christus, stoisch in sich gekehrt, ist durch den Heiligenschein und eine lange Kutte gekennzeichnet, die Soldaten tragen Rüstung und wirken geschäftig. Fast meint man, das Gesicht des Pilatus sei ein Vexierbild, weil sein rechtes Ohr auch als Auge gesehen werden kann. Er würde demnach geradeaus und gleichzeitig nach rechts blicken. Diese Widersprüchlichkeit würde auf Pontius Pilatus als den Dargestellten deuten. (Er befindet Christus für unschuldig und verurteilt ihn dennoch).

Da die Figur aber Zepter trägt, könnte es auch Herodes sein. Möglicherweise sind in die Darstellung beide Männer eingeflossen. Weshalb hier der Sündenfall im Paradies und Christus vor Herodes/Pontius Pilatus einander gegenübergestellt wurden, kann nur vermutet werden: Bei beiden Themen geht es um menschliche Schuld.

Der Apostelfries (Bild 8)

Über diesen beiden Kompositionen befindet sich ein über sämtliche Wände umlaufender Fries mit Apostelfiguren.⁴¹ Jede einzelne Gestalt steht in einem mit Ornamenten verzierten Rahmen. Jedes Feld ist mit einem Bordürenstreifen als Rankenwelle (Chorwand) oder mit Lanzenspitzen (Sauer) verziert. Durch die Verwendung der beiden Farben Rot und Schwarz werden schöne Effekte erzielt, die an farbige Stickerie erinnern. Leider sind sämtliche Figuren kopflos⁴² und stark beschädigt, etliche sogar ganz verschwunden. Sie sind, soweit noch ersichtlich, einheitlich gekleidet in



Bild 8: Lanzenspitzenfries und Apostelfragmente.

einen dunkleren Mantel über einem einfachen helleren Untergewand, das am unteren Ende teils mit Rankenornamentstickerei versehen ist. Die Konturen des Mantels sind wellig bewegt, während das Unterkleid in stark schematischen Falten abwärts fällt. Sie stehen auf einem schwarz ausgeführten Fundament. Die Figur an der südlichen Chorwand hält als Attribut ein Buch. Ihre klobigen Füße stehen auf dem Bordürestreifen. Eine ikonografische Zuordnung der wenigen noch vorhandenen Figuren gelingt nur bei der Person an der östlichen Südwand. Durch die dunklen Schrägbalken ist der Dargestellte als heiliger Andreas erkennbar (Bild 9).

An der Nordwand trägt über der später noch vorzustellenden Schrift eine Gestalt eine Keule, so dass Sauer sie als den Apostel Jakobus Minor ausweist. Zur Datierung des Apostelfrieses schreibt Sauer: *„Könnten Einzelheiten der Kleidung auf eine ältere Zeit schließen lassen, so spricht doch der Gesamthabitus dieser Einzelgestalten und ganz besonders die Bortenstickerei der Tuniken eindeutig auf die Zeit um 1600.“*

Weitere Apostel

An der westlichen Nordwand wurde in ein zerstörtes Apostelfeld ohne Einbindung in den Ornamentrahmen, oben und wesentlich kleiner, eine ebenfalls kopflose Person gestellt. Sie trägt einen gelblichen Mantel und steht auf einer grauen Brüstung, in grauen Buchstaben darunter der Name „BARTOLOM“. Weiter östlich findet man eine Darstellung eines Menschen, auf den von weiter rechts ein Armbrustschütze zielt. Der Bewehrte ist maßstäblich viel kleiner als sein Opfer, das Sauer als den Heiligen Sebastian bezeichnet. Dieser Meinung können wir uns nicht anschließen. Für uns sieht es eher so aus, als trage der Beschossene eine Schandmaske, wie es im Mittelalter bei kleinen Vergehen üblich war. Eine Deutung muss hier wie an manchen anderen Stellen späteren Untersuchungen überlassen werden.

Auch an der nördlichen Chorwand befindet sich innerhalb der ursprünglichen Rahmung eine männliche bärtige Gestalt in roter Umrisszeichnung, die Rechte zum

Segensgruß erhoben, in der Linken einen überdimensional großen Schlüssel haltend. Das nur noch schwach sichtbare Gesicht ziert ein üppig wallender Bart und eine turbanähnliche Kopfbedeckung. Die Füße stehen auf dem unteren Abschluss der Lanzenspitzenrahmung. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich hierbei um den Apostel Petrus handelt (siehe Bild 3). Es könnte sein, dass die verschwundenen Aposteldarstellungen an diesen beiden Stellen durch Bartholomäus und Petrus ergänzt wurden, allerdings in wesentlich kleinerem Format und außerhalb der ornamental vorgegebenen Rahmung.

Die einzelnen Wände: Die Nordwand

Wie in den beiden später hinzugefügten Apostelgestalten Bartholomäus und Petrus deutlich wird, hat ein späterer Künstler auf die nun freien Flächen erneut Apostel gemalt. Und dieses Ausmalen der Freiflächen, ohne das noch Vorhandene zu übertünchen, gibt der Kapelle ihren eigentümlichen Reiz. Dadurch entsteht der Charakter des Zufälligen, in gewisser Weise Willkürlichen, weil die Ausführungen auch scheinbar ohne sichtbaren Plan oder logische Zuordnung entstanden sind. Dabei werden Reste der älteren Bemalung mit einbezogen (schwarzer Untergrund der Apostelgestalten als Fundament der Architekturen) oder als zusammengehörig gelesen. Die Heilige Verena scheint einen Flügel zu besitzen, weil ein Teil einer älteren Darstellung stehen blieb und nun dadurch dieser Eindruck erzeugt wird (siehe Bild 3).

Die Schrift⁴³ in der Verenakapelle

In die Nordwand, rechts des Fensters, ist eine längliche, aufwändig gestaltete Kartusche eingefügt. Sie trägt eine fünfzeilige Inschrift. Jede Zeile ist schwarz und rot unterlegt. Seitlich ist die Kartusche mit lockeren Voluten bekränzt. Diese Dekorationsformen sind oben und unten noch kunstvoller, verschiedenfarbig und zudem dreidimensional gestaltet. In zwei schwungvollen Bögen glaubt man einen Elefantenrüssel und einen Tierkopf zu erkennen. Diese Schmuckelemente werden von zahlreichen Putti gehalten, die die schneckenartigen Ornamente umschweben oder auf ihnen stehen. Ein rotbäckiges Engelchen hält einen Perlenquast, während ein beflügeltes Köpfchen ernst auf das Geschehen herabschaut. Die Ausführung dieses Schriftschmuckes hat etwas auf beste Art Volkstümliches, unbekümmert Heiteres. Zu den Resten der strengen Apostelgestalten stehen die räumlichen Voluten und Putti im starken Gegensatz, was ihren Reiz erhöht.



Bild 9: Heiliger Andreas, darüber Stadtansicht und Südfenster.



Bild 9: Schrift und Schriftkartusche (alle Bilder Hans Keusen).

Das Entziffern der Schrift

Beim Lokaltermin in der Verenakapelle am 3. August 2009 mit WERNER FISCHER liest dieser:

1. Zeile: SEREROWENCEICHCIEC (folgt leere Restzeile)
2. Zeile: SISID . DLAWNERETSNIIF. MED NI.NIH (Zeile vollgeschrieben)
3. Zeile: ISISTVNSEREREROWENSEREROWENCEIN (Zeile vollgeschrieben)
4. Zeile: MEINSTEREVWALNEWO(r)E (folgt leere Restzeile)
5. Zeile: NEHCIECNEWORESNTSISIE (folgt leere Restzeile)

Es handelt sich bei dieser Schrift um die sog. „Bustrophedon-Schreibung“ (Erstes Jahrtausend v. Chr.; griechisch: „nach der Ochsenwendung“, d. h. wie man pflügt = einmal von links nach rechts und dann von rechts nach links gelesen; diese Schreibweise kommt auch in germanischen Runeninschriften vor).

Die Besichtigung ergab Folgendes: Die Zeilen sind nicht gleichmäßig vollgeschrieben; in Zeile 1 bleibt fast die halbe Zeile leer (weiß), in Zeile 4 und 5 bleibt am Ende jeweils fast ein Fünftel leer; die Zeile 2 und 3 sind bis ans Ende vollgeschrieben. In Zeile 2 sind manche Wörter und Ausdrücke durch Punkte auf halber Buchstabenhöhe oder durch einen Zwischenraum voneinander getrennt (viel-

leicht sind die einmal vorhandenen Trennungspunkte mit der Zeit verblasst); in den anderen Zeilen sind alle Wörter ohne Zwischenraum fortlaufend aneinandergereiht.

Die Buchstabengröße schwankt. Bei den Buchstaben sind Störungen zu erkennen: Buchstaben fehlen (VN Zeile 1, T Zeile 2, DI Zeile 3, DE und das D im Wort „Wald“ Zeile 4, FR Zeile 5). Buchstaben sind gedreht, d. h. nach links geschrieben, wenn von links nach rechts zu lesen ist, und umgekehrt (das erste S, das erste und das zweite C (für Z) Zeile 1, das erste und zweite S, alle drei D, alle N, das R Zeile 2, das dritte und vierte S, das letzte N, das letzte C und E Zeile 3, zweimal das N Zeile 4, alle S, das dritte E Zeile 5). F oft als E geschrieben (Zeile 1, 3, 4). In Zeile 5 muss das letzte E ein D sein. Das W steht auf dem Kopf (Zeilen 1, 2), im auf dem Kopf stehenden A fehlt der Querstrich (Zeile 2). Nur in Zeile 4: ein kopfüber stehendes kleines r (während sonst, mit Ausnahme des immer klein geschriebenen großen O, nur Großbuchstaben vorkommen). Zeile 4: das zweite N als V geschrieben.

Wörter stehen in der falschen Zeile: (T)SISID in Zeile 2 gehört offenbar an den Anfang von Zeile 1. Wörter sind unvollständig: Zeile 1 (Anfang v. l. n. r. zu lesen): das nach rechts geschriebene unvollständige Wort CEIC(H) trifft auf das nach links geschriebene, ebenfalls unvollständige (H)CIEC; das H ist beiden gemeinsam; außerdem ergeben (zufällig oder beabsichtigt?) die beiden unvollständigen Wörter ein Palindrom (vorwärts und rückwärts gelesen dasselbe): CEICH CIEC (mit der Anmerkung, dass die beiden ersten C „verkehrt“ geschrieben sind).

Verdoppelung Zeile 3; der Text lautet bis ins zweite Drittel der Zeile normal: (DI)S IST VNSER FROWEN; dann eine Teilwiederholung: SER FROWEN CE (fehlt am Anfang VN, am Ende ICHEN; statt dessen die Fortsetzung: IN). Wegen der Textwiederholung reichte der Platz nicht für den vollständigen Satz. Die letzten zwei Buchstaben (IN) gehören (plus DE) an den Anfang der Zeile 4.

Zur Schreibung

Die mittelhochdeutsche Schreibung V für U war bis ins 15./16. Jahrhundert üblich (kommt aus dem Lateinischen); auch die Schreibung DIS (für „dies“), FROWEN (Genitiv schwache Deklination) und das A in Zeile 4 könnten aus derselben Zeit stammen (vgl. Albrecht Dürers Signatur); auffällig sind das kleine große O und der Buchstabe L, der einem kantigen C ähnelt, sowie das Zeichen C für Z. Eine mögliche Erklärung dafür: Im Mittelhochdeutschen wurden die durch die Lautverschiebung aus westgermanisch -t- und -tt- im In- und Auslaut entstandenen -s- und -ss- mit einem geschwänzten z geschrieben (zur Unterscheidung von den alten germanischen -s-); im Anlaut wurden die alten -t- nur zum -z- verschoben; und die wurden mit z- geschrieben. Angenommen, diese Inschrift sei tatsächlich ursprünglich mittelhochdeutsch geschrieben gewesen, dann wären möglicherweise die verschobenen In- und Auslaut-t mit einem normalen z geschrieben gewesen und das verschobene Anlaut-t (zur Unterscheidung davon) mit einem C.

Zur Sprache und zum Alter der Schrift

Auf Grund der C-Schreibung für Z und der mittelhochdeutsch/ frühneuhochdeutsch geschriebenen Wörter DIS und FROWE sowie des alten Genitivs VNSER FRO-

WEN ist zu vermuten, dass es sich um eine alte Inschrift aus dem 14./15. Jahrhundert oder früher handelt. An der Kapelle ist die Jahreszahl 1591 angebracht. Nach den spätgotischen Bauelementen kann es sich wohl nicht um das Erbauungsjahr handeln (Renaissancezeit), sondern um das Jahr der Renovation oder einer Wiederherstellung. Es ist anzunehmen, dass die Schrift zum einem möglichen älteren Bau aus gotischer Zeit gehört oder von auswärts (Einsiedeln? Von zugewanderten Schweizer Arbeitern für das 1523 gegründete Schmelzwerk der Fürstenberger?) in der alten Schreibweise hierher kam und dann mit „neueren“ Schriftzeichen aufgemalt wurde. Viele Buchstaben sind relativ „modern“ und passen eher ins 17. oder 18. Jahrhundert. Die Inschrift ist wahrscheinlich damals erneuert worden. Der Auffrischungsmaler hat sie entweder nicht mehr ganz lesen können, weil sie zu verblasst war, oder er war mit dieser Art (vorwärts und rückwärts zu lesen) überfordert. Weiter ist zu vermuten, dass er sich in der Verteilung der Inschrift auf fünf Zeilen verrechnet hat; das zeigt das Aufeinanderprallen von gegensätzlich zu lesenden Zeilen (vgl. die ineinandergelassenen Zeilen 1 und 4). Ich halte beispielsweise das DISIS am Anfang der 2. Zeile für den Anfang der 1. Zeile (man muss nur weiter nach links bis an den Anfang der 1. Zeile weiterlesen). Am Ende von Zeile 3 bricht der Text nach FROWEN CE ab (zu ergänzen ist: ICHEN); das NIH am Ende der 2. Zeile halte ich für das Ende dieses Wortes CE(ICHEN) in Zeile 3 (mit falscher Schreibung I für E). Das IN am Ende von Zeile 3 gehört links an den Anfang von Zeile 4; dort fehlt nämlich IN DE; das ergäbe: IN DEM FINSTEREN WALD. In Zeile 5 hat der Maler übersehen, dass er zweimal ER oder FR zu malen hatte.

Die leeren Restzeilen waren sicher ursprünglich auch beschrieben. Zum Beispiel ergibt eine Nachmessung, dass die Wörter VN SER FROWEN, so wie in der Zeile 5 gemalt, genau in den weiß gebliebenen Rest der Zeile 1 passen. Die Zeile 1 würde dann als Palindrom (vorwärts und rückwärts gleichlautend) so zu lesen sein:

VN SER FROWEN CEICH CIEC NEWORF RESNV

Auf jeden Fall besteht die Schrift aus der Wiederholung desselben Textes:

DIS IST VN SER FROWEN CEICHEN IN DEM FINSTEREN WALD.

Versuch einer Rekonstruktion des Textes: Wenn man überflüssige und doppelte Buchstaben und Wörter streicht, fehlende Buchstaben und Wörter ergänzt und leere Zeilenteile ausfüllt, dann könnte die ursprüngliche Schrift (abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links gelesen) folgendermaßen gelautet haben:

(v.l.n.r.) DIS IST VN SER FROWEN CEICHEN
DLAW NERETSNIF MED NI (v.r.n.l.)
(v.l.n.r.) DIS IST VN SER FROWEN CEICHEN
(v.l.n.r.) IN DEM FINSTEREN WALD
NEHCIEC NEWORF RESNV TSI SID (v.r.n.l.)

Die ersten beiden und die letzten beiden Zeilen sind jeweils in Gegenbewegung geschrieben; die dritte Zeile mit der wichtigsten Aussage ist die Symmetrieachse. In dieser Form stellt der Text ein Palindrom dar: Man kann diesen Satz von oben nach unten und von unten nach oben lesen; er ergibt immer denselben Text. Deshalb spricht einiges für diese Rekonstruktion.

Zur Deutung

Dis Ceichen: Worauf weist das Demonstrativpronomen hin? auf den Text? auf ein (früheres oder jetziges) Bild auf dieser Wand? auf die Kapelle? Mittelhochdeutsch *zeichen* bedeutet: *Zeichen, Beispiel, Merkmal, Symbol, Wappenbild, Parole, Wunderzeichen, Tierkreiszeichen*. War das gemeinte Zeichen irgendwo gemalt oder ausgestellt?

Vnser Frowen: Beiname Marias, der Muttergottes. *Vnser Frowen Ceichen:* entweder: *das Zeichen Unserer Lieben Frau* oder: *das Zeichen für Unsere Liebe Frau* oder: *das Zeichen für die Anwesenheit Unserer Lieben Frau* (der Genitiv ist im Deutschen mehrdeutig).

Das Ergebnis

Die Schrift in der Kapelle in Bachzimmern ist sicher sehr alt, vermutlich älter als 1591, das wohl das Datum einer Renovation der Kapelle darstellt, auch älter als die Gründung des Eisenwerks 1523 mit dem Aufkommen des Verenaakults und als der Verkauf des Landes an die Fürstenberger. Darauf weist der Ausdruck VNSER FROWEN hin. Die heutige Form mit den Störungen, Fehlern und überflüssigen Wiederholungen geht wohl auf eine Auffrischung in späterer Zeit zurück. Durch alle Störungen schimmert aber eine alte Bustrophedon-Schreibung durch („wie der Ochse pflügt“). Eine Rekonstruktion der ursprünglichen Schrift ist oben versucht worden. Zur Bedeutung der Schrift kann der Verfasser nur Vermutungen anstellen: ein Zauberspruch? ein Hinweis auf ein Bild, auf die Kapelle? eine Art sprachliches Labyrinth? Der Verfasser denkt dabei an die Labyrinth auf dem Fußboden von gotischen Kathedralen; dabei geht man von außen ähnlich wie bei dieser Schrift vorwärts und zurück bis zum Mittelpunkt und anschließend auf dem gleichen Weg in entgegengesetzter Richtung wieder zurück. Vielleicht ist die Schrift in der Kapelle in Bachzimmern der Versuch, dem Text durch die Bustrophedon- und Palindrom-Schreibung eine magische Kraft zu verleihen.

Die Bedeutung der Schrift

Schon KARL SIEGFRIED BADER ließ die Schrift in Zürich untersuchen und kam zu einer Datierung von 1680 bis 1720. Er entzifferte die Verse mit demselben Ergebnis wie WERNER FISCHER:

„*Dies ist Unser Frauen Zeichen in dem finsternen Wald*“,

und meinte:

„*Wahrscheinlich handelt es sich um ein Zitat. Die Herkunft kann gegenwärtig nicht geklärt werden. ‚Unser Frowe‘ kann die Mutter Gottes, könnte aber auch die hl. Verena ansprechen.*“

Sauer sah in der Schrift eine Zauberformel ohne jeden natürlichen Sinn, mit der die bösen Mächte gebannt werden sollten. Ein besonderer Glücksfall führte uns zur Aufklärung dieses Satzes. Graf Heinrichs Verehrung und seine großzügigen Zuwendungen für das Kloster von Einsiedeln gaben den entscheidenden Hinweis. Im Mittelalter nannte man nämlich die Wallfahrt nach Einsiedeln „Zu unserer Lieben Frau im Finsternen Wald“.44 Die Gottesmutter in der Erlöserkapelle ist eine „Schwarze Madonna“. Was Einsiedeln gegenüber anderen Marienwallfahrtsorten

Die Verenakapelle in Bachzimmern

besonders auszeichnet, ist die „Engelweihe“, das heißt, Christus selbst, von Engeln begleitet, hat die Kapelle von Einsiedeln geweiht. Dadurch sollte unterstrichen werden, dass Maria an dieser Stelle noch viel wirksamer und aussichtsreicher den Gläubigen Hilfe leisten kann. Der Ort war durch seine päpstlichen Privilegien bezüglich der Beichtvollmachten und Ablässen ausgezeichnet, die ihn von dem mächtigen Bischof von Konstanz unabhängig machten. Im 15. Jahrhundert zählte Einsiedeln zu den größten Wallfahrtsorten der Christenheit.

Die Aussage des Spruches an der Nordwand in der Kapelle von Bachzimmern kann so interpretiert werden, dass die Kapelle in Bachzimmern ein sichtbares Zeichen der „Schwarzen Madonna von Einsiedeln“ ist, deren Hilfe und sogar Wundertätigkeit man auch in Bachzimmern erbitten konnte.

Die neuere Forschung stellt Verbindungen zwischen den „Schwarzen Madonnen“ und der keltischen Göttinnen-Trinität (der schwarzen Borbeth, der weißen Wilbeth und der roten Ambeth) her. Die drei „Bethen“ wurden in verschiedener Weise „verchristlicht“, am häufigsten als Barbara, Dorothea und Katharina, aber eben auch als Verena. Alle Eigenschaften der drei Bethen gingen auch auf Maria über, sichtbar in den Symbolen von Sonne, Mond und Erde. Frühere Kultorte der Bethen waren Orte der Fruchtbarkeit, der Fülle, mit Bezügen zu Geburt und Sexualität und standen häufig im Zusammenhang mit Quellen. (In der Krypta des Zurzacher Verenamünsters befand sich eine gefasste Quelle, die heute versiegt ist). Sie wurden später zu Marienorten umgewandelt.



Bild 9: Kapelle »St. Verena« mit Vorplatz und vermutetem Gräberfeld (Foto P. Kempter).

Wir hoffen, mit unserem Beitrag das Interesse an der Kapelle geweckt und gerade durch von uns angestellte Vermutungen Anregung zur Weiterarbeit gegeben zu haben. Unterstützung erhält die Kapelle von uns durch geplante Maiandachten am 2. Mai, am 9. Mai, am 16. Mai und am 30. Mai 2010 um 15 Uhr. Eine Ankündigung zur Erinnerung erfolgt zu gegebener Zeit in den örtlichen Mitteilungsblättern und in der Presse. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen. Es sind aber auch Hochzeiten und Taufen in der herrlich gelegenen Verenakapelle möglich.

Radiästhetische Untersuchung des Umfeldes der Kapelle

Die radiästhetischen Untersuchungen und Feststellungen erfolgten nach der Methode des Physikers Reinhard Schneider mittels Lecherantenne auf physikalischer Basis. Grundlage waren Frequenzstrukturen, Polarisationsfeststellungen und Untersuchungen mit Testnosoden.

Die grundlegende Frage war, ob sich hier keltische Spuren befinden.

1. Es konnten keinerlei Anhaltspunkte für einen keltischen Zusammenhang gefunden werden. Erfahrungsgemäß ergibt sich dies aus der Lage und der Charakteristik.
2. Es konnten auch keinerlei römische Spuren wie Straßen, Plätze und Mauerwerk usw. festgestellt werden (Testnosoden).
3. Die vorhandene Kapelle St. Verena und ihre Umgebung haben den Charakter einer ganz besonderen Friedhofsanlage. Ein Gräberfeld konnte eindeutig vor der Kapelle ausgemacht werden.

Dieses Gräberfeld muss auf Grund der Charakteristik eine Grabstätte für besondere (adelige?) Personen gewesen sein. Es wäre zeitlich auf Grund der radiästhetischen Untersuchungen etwa in die Zeit von 1570 bis 1640 (Restzeit?) einzuordnen.

Die vorgefundenen Wellenlängen und Frequenzstrukturen lassen auf Tote einer Epidemie schließen, die mit großer Angst verbunden war. Die Namensgebung der Kapelle „St Verena“ legt diese Vermutung nahe, da die hl. Verena von Kranken und Gebrechlichen sehr oft um übernatürliche Hilfe angerufen wurde.

Dieser Untersuchungsbericht ist wirklich nur unter dem Blickwinkel der Radiästhesie mit den eingeflochtenen Erfahrungen zu sehen und erhebt keinerlei wissenschaftlichen Anspruch.

PETER KEMPTER – Donaueschingen, 29.08.2009

Anschrift der Verfasserinnen:

Renate Keusen
78199 Bräunlingen · Fichtenweg 23

Antonia Reichmann
78166 Donaueschingen · Auf der Staig 42

Entzifferung der Geheimschrift:

Dr. Werner Fischer
Im Kleinöschle 10 · 88605 Meßkirch

Anschrift des Radiästheten:

Peter Kempter
78166 Donaueschingen · Mühlenstraße 9

Fotos:
Hans Keusen
78199 Bräunlingen · Fichtenweg 23

Literatur

- DERUNGS, KURT 2007: Der Kult der heiligen Verena. Auf den Spuren magischer Orte und Heilkräfte. Baden und München.
- Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Donaueschingen, Mitteilungen. Quellen zur Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seines ehemals reichsunmittelbaren Gebietes, bearbeitet von Franz LUDWIG BAUMANN und GEORG TUMBULT, Band I, Tübingen 1894.
- Fürstlich-Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen, F. F. Urkundenbuch, Nr. 732.
- FUNK, WILHELM 1940: Alte deutsche Rechtswörter. Sinnbilder und Zeugen deutscher Geschichte, Kapitel „Sühne- und Erinnerungsmal“, Bremen-Berlin.
- Geschichtsverein für den Landkreis Tuttlingen (Hg.), Kulturdenkmale und Sehenswürdigkeiten im Landkreis Tuttlingen, 2. Auflage, Tuttlingen 2002.
- HAUG, GUNTER und GÜNTNER, HEINRICH 2001: Burg Wildenstein über dem Tal der jungen Donau, Leinfelden-Echterdingen.
- MAUERSBERGER, ARNO: Tacitus, Germania, zweisprachig, Wiesbaden o. J.
- MÜNCH, ERNST 1830: Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, Band I, Aachen und Leipzig.
- RAPP, KARL, Bachzimmern einst und jetzt, in: Fürstenberger Waldbote, Nr. 5 (1959) Fürstlich Fürstenbergische Forstverwaltung Donaueschingen.
- REINLE, ADOLF 1948: Die Heilige Verena von Zurzach. Legend. Kult Denkmäler, Basel.
- SALM, CHRISTIAN, ALTGRAF ZU: Das Bildwerk der heiligen Verena von Engelswies, in: Badische Heimat, 1950 u. 1951 (30. u. 31. Jahrgang).
- SENNHAUSER, H. R.: 1991: Katholische Kirchen von Zurzach, 2. Auflage, Zurzach.
- VÖGELE FRITZ und DREYER, FRANZ 1989: Immendingen. Geschichte einer Gemeinde an der Donauversinkung, Sigmaringen.
- VÖGELE, FRITZ 1988: Bachzimmern, in: Archäologie, Kunst und Landschaft im Landkreis Tuttlingen, hrsg. vom Landkreis Tuttlingen, Sigmaringen.
- Landkreis Tuttlingen, 2. Auflage, Tuttlingen 2002, S. 49ff.; zudem eine bildliche Darstellung der Kapelle mit Blick ins Innere unter: [www: gemeinde immendingen Verena Kapelle](http://www.gemeinde-immendingen.de). Eigentümer sind Stefanie und Thorsten Schmitz, Bachzimmern 3, 78194 Immendingen (Tel: 07462-92 48 78), email: stefanie@bachzimmern.de; Besichtigung und Nutzung der Kapelle nach Absprache mit Frau Schmitz. Sie freut sich, wenn die Kapelle wieder Interesse und Nutzung findet.
- 2 Dies belegt Urkunde vom 14. Juli 1234 in Eger ausgestellt, Fürstenbergisches Urkundenbuch, Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben, hrsg. von dem fürstlichen Archiv in Donaueschingen, Band I, Tübingen 1877, Nr. 377, S. 166f.
 - 3 Reproduktion der kolorierten Zeichnung im Gasthaus „Zur Flamme“ Bachzimmern.
 - 4 Eingelagert in den roten Ton bildeten sich in dem Juragestein durch Oxidation rötlich gefärbte Erzverbindungen als bohnenartige, große Kügelchen. Sog. Erzgräber wuschen im Herbst das erzhaltige Gestein aus und brachten es zur Verhüttung.
 - 5 Ursprünglich verpachtet, erwirtschaftete der Pächter (meistens Schweizer) im Jahr 1632 1141 Zentner Roheisen. Vgl. dazu: Rapp, Karl, Bachzimmern einst und jetzt, in: Fürstenberger Waldbote, Nr. 5, 1959, S.38–41 und die Rückseite der Reproduktion von Bild 1) „Die Amalienhütte“ mit dem Titel „Bachzimmern und die Amalienhütte“ o. A., o. J.
 - 6 Rapp, Karl, a. a. O., S.40: „Aus Sachsen allein wurden im Laufe der Jahre 60 Facharbeiter angesiedelt, auch die Schweizer Pächter brachten Fachleute mit.“ Sie waren Holzfäller, Köhler, Pottaschesieder, Verhüttungsspezialisten und Arbeiter.
 - 7 Vgl. Nachlass Ginter I im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg, Bachzimmern 1943–1964. Die Rechtsverhältnisse wurden vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg festgelegt: Freiburg 1910, S. 217 Pfarrei Immendingen: „Filiakapelle St. Verena V.M. in Bachzimmern (erbaut 1591, restauriert 1892), 62 qm, baupflichtig der Kapellenfonds, Eigentum der Fürstenbergischen Standesherrschaft.“
 - 8 Vgl.: Vögele Fritz und Dreyer, Franz, Immendingen. Geschichte einer Gemeinde an der

Anmerkungen

- 1 Man findet eine Erwähnung und Abbildung der Kapelle unter: [www: jakobuswegeschwarzwald-alb.de](http://www.jakobuswegeschwarzwald-alb.de) und unter Geschichtsverein für den Landkreis Tuttlingen (Hg.), Kulturdenkmale und Sehenswürdigkeiten im

- Donauversinkung, Sigmaringen 1989, S. 282, sowie Vögele, Fritz, Bachzimmern, in: Archäologie, Kunst und Landschaft im Landkreis Tuttlingen, hrsg. vom Landkreis Tuttlingen, Sigmaringen 1988, S. 130. In den Artikel der beiden Autoren hat sich eine falsche Jahreszahl 1791 eingeschlichen. Die Gräfin Amalie ist zudem eine geborene von Solms-Lich und keine von Holms. Die Heirat von Amalie von Solms-Lich (1537 bis 1593) am St. Gallustag 1560 in der Wetterau mit Heinrich zu Fürstenberg (19.09.1536 bis 12.10.1596), in: Ernst Münch 1830: Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, Aachen und Leipzig, Bd. II, S. 222ff.
- 9 Graf Heinrich gründete 1591 eine Kapelle bei der Stadtkirche, die aber nicht mehr existiert, möglicherweise gab es auch dadurch eine falsche Zuschreibung.
 - 10 Gräfin Amalie stiftete ein Schulgebäude und Freiplätze für arme Kinder beiderlei Geschlechts, ungewöhnlich für ihre Zeit, siehe F. F. Urkundenbuch, Urkunde Nr. 732, S. 574 ff.
 - 11 Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv. Quellen zur Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seines ehemals reichsunmittelbaren Gebietes, bearbeitet von Franz Ludwig Baumann und Georg Tumbült, Band I, Tübingen 1894, Nr. 210, S. 150.
 - 12 Sämtliche Urkunden bezüglich der Verena-kapelle siehe Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Ecclesiastica 41, V/1 und V/2. Die Rechtsverhältnisse wurden vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg festgelegt: Freiburg 1910, S. 217 Pfarrei Immendingen: „Filialkapelle St. Verenae V.M. in Bachzimmern (erbaut 1591), restauriert 1892, 62 qm, baupflichtig der Kapellenfonds, Eigentum der Fürstenbergischen Standesherrschaft.“
 - 13 Hochlöblich=hochfürstliche Domänenkanzlei ad Actum 3201 „Den Kaufbrief über das Thal Bachzimmern“.
 - 14 Ad Stam: Lateinische Abkürzung von: Ad Sanctam Verenam, d. h. zur heiligen Verena. Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Ecclesiastica 41, V/2, vom 6. September 1818.
 - 15 Reinle, Adolf 1948: Die Heilige Verena von Zurzach. Legende. Kult. Denkmäler, Basel, S.14. Karl III. wurde in Mittelzell auf der Reichenau begraben. Nach seinem Tod kam das Kloster Zurzach zum Kloster Reichenau.
 - 16 Siehe Anhang.
 - 17 Der römische Schriftsteller Tacitus bezeichnet den Schwarzwald als „Mons Abnoba“ (Berg der Abnoba). Außer Abnoba war Briga eine bedeutende keltisch-römische Göttin unserer Gegend. Sie lebt weiter in den Mädchennamen Brigitte, in den Flussnamen Brigach und Breg, in den Ortsnamen Brigobanne (Hüfingen in römischer Zeit) und Brigantium (Bregenz in römischer Zeit), zudem in der bis ins Mittelalter üblichen Benennung des Bodensees als Lacus Brigantinus.
 - 18 Zurzach, das römische Tenedo, besaß zwei Lager oberhalb des Rheins. 1954 wurde innerhalb des römischen Lagers die Ruine einer frühchristlichen Kirche mit Taufraum ausgegraben. Sie stand unmittelbar an der Kastellmauer. Innerhalb dieser Festungsbauwerke entstanden die ersten frühchristlichen Kirchen am Hochrhein. Eine weitere heute noch bestehende Kapelle innerhalb der Kastellmauern ist ebenfalls der heiligen Verena und zudem dem heiligen Mauritius geweiht (ihr Vorgängerbau wird schon im frühen 11. Jahrhundert erwähnt). Diese wurde laut Mirakelbuch nach der wunderbaren Auffindung des Verena Krügleins durch Hirten innerhalb der Kastellmauern erbaut. Vgl.: Sennhauser, H. R. 1991: Katholische Kirchen von Zurzach, 2. Auflage, Zurzach. Sennhauser gibt ihr Todesjahr mit 344 n. Chr. an, a. a. O., S. 7.
 - 19 Kaiserin Richardis blieb in ihrer 25-jährigen Ehe keusch und verbrachte den Lebensabend in ihrem Kloster Andlau im Elsass.
 - 20 Reinle, S. 52. „*Eadem nocte regina intravit ad regem, concepit et peperit filium.*“
 - 21 Reinle, a.a. O.: „*Cumque filios non haberent, simile modo venerunt adorare sanctam virginem Verenam, et in ipso loco pernoctaverunt.*“ Die Personen vornehmen Geschlechts, welche nach Zurzach pilgerten, stammten aus ganz Alamannien, Franken und dem Elsass, d. h. vom Rhein bis nach Augsburg und der östlichen Schweiz. Es betraf die Diözesen Konstanz und Basel. Hier war ihre Verehrung über die Jahrhunderte am stärksten ausgeprägt.
 - 22 Reinle vermutet, dass die beiden Attribute von einem gallo-römischen Grabstein übernommen sein könnten, der sich in Zurzach auf dem alten römischen Friedhof befand. Er führt besonders für den Krug zahlreiche Beispiele an, S.109.

- 23 Zutaten des 15. und 17. Jahrhundert.
- 24 [Wikipedia.org/wiki/Strassberg](https://de.wikipedia.org/wiki/Strassberg_(Zollernalbkreis)) (Zollernalbkreis). Der Ort kam später an das Kloster Beuron und dann für mehr als 500 Jahre an das Damenstift Buchau. Von den Fürstenbergern wurde 1806 das Oberamt Strassberg eingerichtet. Vgl. auch Reinle, a. a. O., S. 24. (Ad ecclesiam, qua constructa est in honore Sancte Verena et ceterorumque sanctorum ...). Zur Kirche, die zu Ehren der Heiligen Verena und anderer Heiliger erbaut wurde
- 25 Haug, Gunter und Güntner, Heinrich, Burg Wildenstein über dem Tal der jungen Donau, Leinfelden-Echterdingen, 2001.
- 26 Altgraf zu Salm, Christian, Das Bildwerk der heiligen Verena von Engelswies, in: Badische Heimat, 1950 u. 1951 (30. u. 31. Jahrgang), S. 137–139.
- 27 Über diese Sanierungen siehe Erzbischöfliches Archiv, Freiburg: Bachzimmern 1943–1962, Nachlass Ginter I.
- 28 Die Rechnungen weisen folgende Gewerke aus: Maurer, Dachdecker, Drainage, Bodenbelag, Kunstglaser, Schreiner und mit dem weitaus größten Posten den Kunstmalereier.
- 29 Erste Erwähnung von Wandmalereien im Schreiben von Meinrad Glas, Restaurator von Wildenstein, an Dr. Johne von Schloss Heiligenberg: Wandmalereien sind überall zu finden, auch hinter dem Altar. Meinrad Glas möchte ein Gerüst aufstellen, um weitere Malereien zu entdecken. Die Maßnahmen sollen im Frühjahr durchgeführt werden. Meinrad Glas wird von Konservator Sauer dem Landesdenkmalamt Karlsruhe als erfahrener Restaurator empfohlen. Er habe die Malereien von Reichenau-Oberzell und die Domschrankenbilder in Köln konservierend behandelt (Brief von Prof. Sauer an das Landesdenkmalamt Karlsruhe, 17.4.1944 Nachlass Ginter I).
- 30 Beschreibung der Malereien von Prof. Sauer außer im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg auch im F.F. Archiv. Prof. Sauer (Freiburg) vom 15.04.1944 an den Prinzen Max zu Fürstenberg. Quelle: F.F. Archiv Eccl..
- 31 Erzbischöfliches Archiv, Nachlass Ginter I, Brief vom 2. März 1944 von H. Künkel an das Erzbischöfliche Bauamt Konstanz.
- 32 Brief von Prof. Sauer an den Erzbischöflichen Stiftungsrat vom 17.04.44.
- 33 Brief an Prinz Max zu Fürstenberg vom 15.4.1944, F.F. Archiv Eccl..
- 34 F.F. Archiv; siehe Anhang.
- 35 Fotos im Erzbischöflichen Archiv existieren von 1961. Sie zeigen eine außen sanierungsbedürftige Kapelle mit vermauertem Chorfenster.
- 36 Die Holztür ist aus jüngerer Zeit, wahrscheinlich von der letzten Renovation 1963/64. Der Rahmen ist aus Sandstein.
- 37 Dreiviertel Rundstab; Zierglied mit rundem Querschnitt, in der Gotik an Tür- und Fenstergewänden.
- 38 Volute: (lat. Das Gerollte), ein schnecken- oder spiralförmig eingerolltes Ornament. Seit Ende 16. Jahrhundert findet man in Deutschland Voluten besonders häufig an Dach-, Portal- und Fenstergiebeln.
- 39 Rollwerk, bandartig eingerolltes Ornament, setzte sich ab Mitte des 16. Jahrhundert in der deutschen Kunst durch.
- 40 Die perspektivische Darstellung der Eingangshalle ist unvollkommen.
- 41 Manche Figuren sind ohne Attribute, somit ist die Zuordnung nicht gesichert. Sauer dagegen spricht von Apostelfiguren, da die Anlage der Komposition sowie die erhaltenen Attribute einiger Figuren für seine These sprechen 0.
- 42 Sauer schreibt, die Köpfe seien durch einen Deckeneinzug im 19. Jahrhundert zerstört worden. Die Architekturen über den Aposteln stammen aus dem 17. Jahrhundert. Also müssen die Köpfe der Apostel schon viel früher verschwunden sein. Spielte dabei der Bildersturm, der Bauernkrieg (um 1525) oder der Schweizer Krieg (1499) eine Rolle? Falls diese Frage bejaht werden könnte, müssten die Aposteldarstellungen älter sein als bis jetzt angenommen.
- 43 Die Deutung der Schrift ist ausschließlich die Arbeit von Dr. Werner Fischer, Meßkirch. Schon 1980 hat er erste Untersuchungen vorgenommen, die wir im F. F. Archiv fanden. Es gelang uns, ihn zu einer Weiterarbeit nach 29 Jahren zu gewinnen. Nun ist das Rätsel gelöst! Wir möchten ihm an dieser Stelle unseren herzlichen Dank für die erfolgreiche und gute Zusammenarbeit aussprechen.
- 44 Lustenberger, Othmar, Die Wallfahrt nach Einsiedeln. Die Anfänge der Marienverehrung und der Beginn der Wallfahrt, siehe: www.hauszumolden.ch/docs/08-02-P-Othmar_Lustenberger.pdf.
- 45 www.diekelten.at.

Bildhauer Prof. Adolf Heer

Sein Leben und seine Werke auf der Baar und dem Umland

Von Erich Willmann

Im Baar- und Residenzstädtchen Donaueschingen waren im 19. Jahrhundert die kunstsinnigen Fürsten die Gönner und Mäzene, denen Adolf Heer und andere „Baaremer Söhne“ wie Franz Xaver Reich, der Bildhauer aus Hüfingen, ihren Werdegang als bekannte Künstler zu verdanken hatten.

So brachte der erste Auftrag von Fürst Karl Egon III. für die zwei Engelsstatuen für die Fürstengruft Maria Hof in Neudingen bei Donaueschingen Adolf Heer Lob und Anerkennung weit über die Grenzen des Großherzogtums Baden hinaus.

Zum Lebenslauf

Am 13. September 1849 wurde Adolf Heer als Sohn des Bildhauers Josef Heer in Vöhrenbach im badischen Schwarzwald geboren. Nach seiner Schulzeit begann er eine Lehre bei seinem Vater und seinem Onkel Carl (Gebr. Heer). Beide waren einige Jahre in München bei dem damals berühmten Hofbildhauer Ludwig Schwanthaler tätig gewesen. Genau zu dieser Zeit führte Schwanthaler einen Auftrag von König Ludwig I von Bayern aus. Die „Bavaria“, die heute noch neben der Ruhmeshalle in München steht, wurde als Gegenstück zum sagenhaften Koloss von Rhodos geschaffen – zum Ruhm des Königreichs.

Früher erzählte man im Kreise der Heer-Familien, dass Adolfs Vater Josef sogar maßgeblich an deren Kopfgestaltung beteiligt war. Ganz aus der Luft gegriffen scheint es nicht zu sein, denn in der Kunsthalle Karlsruhe (Bibliothek) befindet sich ein Katalog¹ über die Sammlung der Gipsabdrücke (Modelle) der dortigen Plastiken. So finden wir beim Modell Nr. 817 bei dem Hinweis „Denkmal des Markgrafen Carl Friedrich von Baden von Ludwig Schwanthaler aus München“ auch den Namen Josef Heer. Leider sind viele Modelle, so auch dieses, seit dem II. Weltkrieg verschollen.

Das Denkmal steht vor dem Eingang zur Schlossanlage in Karlsruhe, heute „Badisches Landesmuseum“. Bisher war in Publikationen außer dem Namen der Gebr. Heer nichts über ihre Arbeit zu finden. Doch im Spätjahr 1858 nahmen die beiden Heers nach einem Commissionsbericht des Karlsruher Großherzoglichen Ministerialrats Dr. K. Dietz (Stadtarchiv Villingen) an der „Schwarzwälder Industrieausstellung“ in Villingen teil.

Es verwundert schon, dass aus den Bildhauern auf einmal Uhrenkastenbauer geworden waren. Doch im hinteren Bregtal war das Einkommen eines Bildhauers gering, zumal es im Ort noch die große Familie der Winterhalter als Bildhauer gab. So war die Familie Heer gezwungen, nach einem weiteren Broterwerb zu suchen: der Uhrenkastenfabrikation. Auch die Uhrmacher Werkstätten hatten um die Mitte des

19. Jahrhunderts große Probleme. Der Handel mit den Lackschilduhren kam fast zum Erliegen. Das aufstrebende Bürgertum wollte in seinen Salons etwas Besseres als diese Uhren; es entstand die Uhrenindustrie. Die Regierung gründete daher in Furtwangen die Großherzogliche Uhrmacherschule unter Leitung von Robert Gerwig² (1850). Später kam dann noch die Schnitzerei-Schule dazu, um bessere Uhren auf den Markt zu bringen. Nachdem Prof. Friedrich Eisenlohr³ (Karlsruhe) den Typus einer Bahnhäusle-Kuckucksuhr entworfen hatte, die ein großer Erfolg wurde, entdeckten die Gebr. Heer darin eine Marktlücke für gehobene Uhrengehäuse der damals entstehenden Uhrenfabriken. Im Franziskaner Museum Villingen fand sich dank Dr. Maulhardt noch ein Katalog der Gebr. Heer mit deren Gehäusen und Preisen, der aus der Sammlung Spiegelhalter⁴ (Lenzkirch) stammte.

Zurück zum jungen Adolf Heer. Schon während seiner Lehre erkannte man seine außergewöhnliche Begabung. Man beschloss daher, ihn nach der Lehrzeit auf einer Kunstgewerbeschule weiter ausbilden zu lassen und wählte die Schule in Nürnberg, die unter Direktor August Kreling⁵ eine der besten im Reiche war. Ein Kunstkritiker schrieb damals, Kreling sei zum Vorbild aller ähnlichen Anstalten in Deutschland geworden. Sein Grundsatz war „nach Modellen zu zeichnen, und nach Zeichnungen zu modellieren“. Mit großem Fleiße verfolgte A. Heer den Unterricht der dort wirkenden Lehrer in den Jahren 1871 bis 1873. Aus dieser Zeit finden sich im Stadtarchiv Vöhrenbach noch Arbeiten (Entwürfe) für Uhrenschilder, Plastiken

Heer, Gebrüder, in Vöhrenbach,

Der Vater der Aussteller, Fidel Heer, nun ein Greis von 80 Jahren, ist der erste Verfertiger von beweglichen Figuren für Spieluhren und Drehorgeln auf dem Schwarzwalde, welches Geschäft derselbe seit 50 Jahren betreibt.

Seine beiden Söhne traten in dasselbe ein, nachdem sie einige Jahre bei Schwantaler in München Unterricht in der Plastik genossen hatten, und führten auf Bestellung auch Kunstgegenstände in Bildhauerarbeit aus. Nach der Gründung der Actiengesellschaft für Uhrenfabrikation zu Lenzkirch fingen sie auch die Anfertigung von Uhrenkästen an und bildeten sich hierfür durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris und durch eine Reise nach London aus, wozu sie Staatsunterstützung erhalten hatten.

Gegenwärtig beschäftigen sie 14 Personen und könnten wohl die doppelte Zahl verwenden, wenn nicht brauchbare Arbeiter schwer zu finden wären und die Heranbildung tüchtiger junger Leute viel Zeit erforderte.

Commissionsbericht vom Großherzoglichen Ministerialrat Dr. K. Dietz aus Karlsruhe (Stadtarchiv Villingen, Abbildung Erich Willmann).

usw. Nach Abschluss dieser Schule gab Direktor Kreling ihm den Rat, sich in der monumentalen Bildhauerei weiterzubilden, am besten in Dresden oder der jungen Reichshauptstadt Berlin. Schon in Nürnberg muss sein Talent aufgefallen sein. So gibt es einen Brief des Großherzoglichen Ministerium des Innern in Baden vom 31.1.1871 über ein Stipendium zur Weiterbildung (Generallandesarchiv Karlsruhe). Also machte sich Heer mit einem Empfehlungsschreiben von Kreling auf nach Berlin zu den Werkstätten von Prof. Alexander Calandrelli (Hauptwerk: Reiterstandbild König Friedrich Wilhelm IV. aus Bronze auf dem Treppenvorbau der Berliner Nationalgalerie) und Prof. Rudolf Siemerling (Hauptwerk: Siegesdenkmal in Leipzig), wo er von 1871 bis 1873 seine Ausbildung fortsetzen konnte. Nebenbei benützte er noch die Gelegenheit, die Akademie der Bildenden Künste zu besuchen.

Sein weiterer Weg führte ihn nach Karlsruhe in die Werkstatt von Prof. Carl J. Steinhäuser, der als Lehrer der Bildhauerei an der dortigen Kunstschule unterrichtete. A. Heer konnte einige kleinere Arbeiten selbstständig ausführen. Während seiner Karlsruher Tätigkeit dürfte der junge Heer auch einmal in seiner Heimat Vöhrenbach gewesen sein und dort sein erstes Werk für die Öffentlichkeit geschaffen haben. Im Jahre 1874 fand in Donaueschingen eine Gewerbe- und Industrieausstellung statt. Im Stadtarchiv Vöhrenbach liegt eine Urkunde, in der Adolf Heer Dank für die Beteiligung ausgesprochen wurde. Bei Nachforschungen in der ehemaligen F. F. Hofbibliothek Donaueschingen fand sich der Ausstellungskatalog, in dem Adolf Heer mit der Ausstellung



Bildhauer Prof. Adolf Heer
(Abbildung Lothar Heer).

einer Madonna notiert ist. Vor einigen Jahren entdeckte man diese Statue, wenn auch in zerbrochenem Zustand. Heute steht sie vor dem Bürgermeisterzimmer im Rathaus in Vöhrenbach.

Während seines Aufenthalts bei Prof. Steinhäuser erhielt A. Heer ein Angebot des noch jungen, aber erfolgreichen Bildhauers Prof. Adolf Breyermann (Hauptwerk: Standbild Heinrich des Löwen in Braunschweig). Dieser erhielt den Auftrag von Königin Viktoria von England, für das Mausoleum ihres verstorbenen deutschen Prinzgemahls Albert zwei Engelsstatuen zu schaffen und bot Heer die Mitarbeit an. Er war maßgeblich daran beteiligt, wie es in einem Bericht heißt. Breyermann hatte einige Jahre in Italien verbracht und soll so begeistert über diese klassischen Kunststätten gesprochen haben, dass auch Adolf Heer die Sehnsucht bekam, dieses Land der tausendjährigen Kunst zu besuchen. Man findet im Generallandesarchiv Karlsruhe sein Gesuch über ein

Stipendium, damit er diese Stätten besuchen könne. Doch wohl ohne Erfolg, denn der Vermerk „Beschluss zu den Akten“ besagt alles.

Heers Aufenthalt in Rom 1877 bis 1880 und seine dortigen Arbeiten

Viel rascher als erwartet ging Heers Wunsch nach einer Reise nach Italien in Erfüllung. Der kunstliebende Fürst Carl Egon III. von Fürstenberg war von den Engelsstatuen für das Mausoleum in Windsor unterrichtet oder hatte sie selbst besichtigt. Sein Wunsch war es nun, auch für die F. F. Gruftkirche Maria Hof zwei ähnliche Engelsstatuen zu bekommen. Vom F. F. Archiv in Donaueschingen wurden freundlicherweise die noch vorhandenen Unterlagen dieser Arbeiten wie auch der Donau-Quellgruppe sowie Briefwechsel, Verträge u.a. zum Ausfertigen des Berichtes zur Verfügung gestellt.

Wie kam dieser Vertrag damals zustande und wie sah er aus?

Zwischen der Fürstlichen Kabinettskanzlei in Donaueschingen und dem Bildhauer Adolf Heer aus Vöhrenbach ist folgender Vertrag abgeschlossen worden:

1. *Bildhauer Heer liefert seiner Durchlaucht Fürst Carl Egon III. zwei überlebensgroße Engel nach den vorgelegten Skizzen in carrarischem Marmor erster Klasse für die Fürstliche Gruftkirche Maria Hof in Neudingen.*
2. *Bildhauer Heer macht sich verbindlich, diese Engel in Rom auszuführen und das Modell nach dessen Vollendung durch Professor Kopf einer Begutachtung unterziehen zu lassen. Bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten darf die Arbeit nicht ausgeführt werden, ohne dass die Höchste Entscheidung seiner Durchlaucht eingeholt wird, welche für die Arbeit maßgebend ist.*
3. *Die Ablieferung der Arbeit soll im Oktober 1879 stattfinden.*
4. *Die Gipsmodelle von Heer sind so zu säubern, dass sie in die Sammlung der Gipsabdrücke aufgenommen werden können.*
5. *Bildhauer Heer hat nach Vollendung der Arbeit für deren sorgfältige Verpackung und Versendung zu sorgen.*
6. *Für alle diese Arbeiten erhält Heer aus der Fürstlich Fürstenbergischen Hofkasse die Summe von 14 000 Mark ohne alle weitere Vergütung. Von dieser Summe erhält er 1500 Mark bevor und nach dem Fortgang der Arbeit Vorschüsse im ganzen 10 000 Mark nach seinem Wunsche in Lire oder deutscher Währung zugeschickt.*
7. *Die Kosten der Verpackung und des Transports der Modelle und der Figuren sind in den Preisen nicht inbegriffen.*

Doppelt ausgeführt und unterschrieben. Donaueschingen, den 7.11.1876, Fürstliche Kabinetts-Kanzlei, Hofrat Gutmann. Nummer 2694, genehmigt Fürst Carl Egon III.

Dazu gibt es auch eine detaillierte Aufstellung von Heer über Arbeitszeit, Materialverbrauch usw. sowie den Betrag.

Heer war 29 Jahre alt, als er nach Rom kam, wo nun auch laut Vertrag sein Arbeitsplatz war. Er stand am Anfang seines Schaffens. Schon am 3.3.1878 war eine Statue des Auftrages erfüllt. In dem im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrten Brief bittet Heer den Großherzoglichen Hoffinanzdirektor, ihm bei der

Veröffentlichung seines Werkes behilflich zu sein. Ohne eine Empfehlung aus der Heimat verspreche er sich keinen Erfolg.

Schon am 12.3.1878 kam die Antwort der Großherzoglichen Hoffinanzkammer: Auf Empfehlung des Großherzogs möge er sich bei dem deutschen Botschafter vorstellen, um mit ihm persönlich bekannt zu werden. Nun wurde auch die Kunstwelt auf Heer aufmerksam. In einem Bericht der *Badische Presse* von 1878 schreibt der Kunstschriftsteller Friedrich Pecht, seit 1885 auch Herausgeber der Zeitschrift *Kunst für Alle*, über die „Deutsche Kunst in Rom“ (Bericht ist gekürzt auf Adolf Heer) Folgendes:

Hat die Ewige Stadt Rom auch längst aufgehört eine Rolle in unserer Kunstentwicklung zu spielen, so ist sie doch noch immer interessant als dauernder oder noch häufiger bloß vorübergehender Wohnsitz vieler und oft ausgezeichnete Künstler aus unserem Vaterlande... Seitzig (München): religiöse Malerei, aus unserer Heimat Arbeiten im Freiburger Münster, sowie der Schlosskapelle in Heiligenberg. Prof. Kopf: Büsten und Medaillon unserer höheren Aristokratie wie einst F. A. Winterhalter unter den Malern.

Für uns ist interessant, dass Friedrich Pecht im Vertrag zwischen Adolf Heer und dem Fürsten zu Fürstenberg als Gutachter beurteilen soll, ob die zwei Engelsstatuen nach den Modellen zur Ausführung kommen können:

Die Werkstatt von Otto des talentvollen Schülers von Reinhold Begas habe ich leider nicht mehr gesehen. Dafür aber die Werkstatt eines jungen Badeners Adolf Heer, mit einem Engel des Todes für die Gruft der Fürsten zu Fürstenberg. Der durch die großartige Ruhe und ernste Milde der Auffassung im unge-



Friedensengel und Auferstehungengel von Adolf Heer, Fürstliche Gruftkirche in Neudingen (Abbildung Erich Willmann).

wöhnlichen Grad überrascht und wahrhaft religioso, das heißt versöhnend und erhebend wirkt. Das ist ein echtes Talent, welches sich mit allem Recht besonders mit dem Studium der alten Florentiner befasst hat. Ein Studium, welches vielen unsern Bildhauern so zu empfehlen wäre, die jetzt so oft zwischen Canova⁶ und Perraud⁷ oder Rubens und Michelangelo hin und her schwanken.

Das Jahr 1880 brachte für Heer den Abschluss seiner Arbeiten in Rom. Doch die Aufstellung der beiden Engelsstatuen in der Gruftkirche in Neudingen fand erst im Oktober des Jahres 1881 statt. Im F. F. Archiv gibt es einen Zeitungsbericht, wahrscheinlich „Badische Presse“ Karlsruhe, aus Kunst und Wissenschaft:

Donaueschingen: 2.12.1881 seit Oktober des Jahres ist die Gruftkirche Maria Hof in Neudingen wieder um 2 weitere Kunstwerke bereichert worden, indem die beiden durch Bildhauer Adolf Heer von Vöhrenbach zu Rom ausgeführten überlebensgroßen Engel im Chor zu beiden Seiten der Gruft-Verenkung ihre Aufstellung fanden. Wenn schon der ganze Meisterbau dieses Gotteshauses in äußerer und innerer Ausstattung in würdigster und edelster Weise seiner Bestimmung erfüllt, so gewinnt nun mehr besonders das Innere durch die mächtig dominierende Wirkung der genannten Statuen aus blendend weißem, carrarischem Marmor in außerordentlichen Maße. Der Künstler verkörperte seine Idee durch Schöpfung dieser Allegorien ebenso verständnisvoll als sinnig. So wirken sie als Repräsentanten der unter derselben befindlichen Krypta wahrhaftig und erhabend auf Auge und Gemüt des Beschauers. Die günstigen Rezensionen, welche zur Zeit über diese Kunstleistung unseres Landmanns in italienischen und französischen Zeitungen zu lesen waren, loben übereinstimmend die Einfachheit der Mittel. Die stilvolle Ausführung und erhabene Schönheit der beiden Skulpturen, bei deren Komposition der Meister mit Empfindung und Verständnis seinen eigenen, originellen Weg zu finden wusste.

Heers Weg zur Kunstgewerbeschule in Karlsruhe

Noch in Rom erfuhr A. Heer von einer ausgeschriebenen Stelle als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe (Abteilung Bildhauerei und Modellieren). Wie kam er zu dieser Stelle, die der Inhaber meistens bis zum Ruhestand ausfüllte? Der vorige Inhaber, Prof. Friedrich Moest, ein bekannter Bildhauer, von dem man noch heute Werke findet, stellte wieder einmal seine Kündigung in Aussicht, wenn die Besoldung nicht erhöht würde. Doch dieses Mal nahm man die Kündigung an, nachdem Direktor Gustav Kachel der Schule erklärte, Moest würde seine Tätigkeit nur als Nebentätigkeit betrachten. Dazu ist zu sagen, dass damals die Besoldung für Beamte im Großherzogtum auf einem niederen Stand war. So war auch bei Adolf Heer jede Erhöhung fast ein Staatsakt, wie eine Urkunde mit dem bekannten Anfang „Wir haben uns gnädigst bewogen gefunden ...“ mit Siegel und Unterschrift des Großherzogs versehen zeigt. Am 20.6.1880 reichte Heer ein dreiseitiges Bewerbungsschreiben an die Schuldirektion mit den letzten Sätzen „... nach meiner langjährigen Studienzeit, in welcher ich dank der wiederholten Unterstützung der Großherzoglichen Regierung ausschließlich nur meine Kunst und kunstgewerbli-

Friedrich
von Gottes Gnaden
Großherzog von Baden,
Herzog von Bahringen.

Wir haben Uns gnädigt bewegen gefunden, dass Professor
Adolf Heer
an der Landesuniversität in Karlsruhe zu seinem Gehalte von
4170 Mark mit Wirkung vom 1. Januar 1898 eine Zulage von 300 Mark
zusätzlich zu erhalten und seinen Gehaltsvermerk mit 5290 Mark
überliefen sei. Wir die vorgenannte und diese
Markzulage von 300 Mark eigenhändig unterzeichnet.
Karlsruhe den 19. Dezember 1897.

Friedrich
Großherzog von Baden

Heer

Der Professor Adolf Heer an der
Landesuniversität in Karlsruhe.

Adolf Heer
Landesuniversität
Karlsruhe

Besoldungs-Urkunde von A. Heer (Abbildung Lothar Heer).

cher Ausbildung ihm Auge behalten konnte und nun mein Wunsch in meiner Heimat selbst nach Kräften nützlich und tätig zu sein ...“. Am 12.10.1880 kam es schließlich zur Vertragsunterzeichnung als angestellter Lehrer für den plastischen Unterricht an der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule mit 20 Wochenstunden. Ab 1.7.1881 war er dann als etatmäßiger Professor an der Schule. Im Generallandesarchiv Karlsruhe befinden sich noch die gesamten Unterlagen über Besoldung, Atelier-Umbau für ihn, wie auch seine Auszeichnungen (Orden) im Verlauf der Jahre.

Heers Durchbruch als anerkannter Bildhauer in Karlsruhe

Adolf Heer war 32 Jahre alt, als er seinen Dienst an der Kunstgewerbeschule antrat und ein ziemlich Unbekannter in dieser lebendigen Stadt, was sich aber bald ändern sollte. 1881 fand in der Stadt die „Badische Kunst und Gewerbeausstellung“ statt aus Anlass der silbernen Hochzeit ihrer Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin, sowie der Vermählung der Tochter Viktoria mit dem Kronprinzen Gustav von Schweden. Zu diesem Anlass stellte Fürst Carl Egon III. zu Fürstenberg auch die zwei Engelstatuen zur Verfügung, bevor sie in der Gruftkirche der Fürstenberger aufgestellt wurden. Man konnte sie an exponierter Stelle direkt unter den Büsten des Großherzoglichen Jubelpaares bewundern, was für Heer den Durchbruch in der Karlsruher Kunstwelt und Gesellschaft bedeutete. Er fand hochrangige Gönner und einflussreiche Freunde, von denen ich nur einen hervorheben möchte: den Großherzoglichen Oberbaurat Dr. Josef Durm. Von Heidelberg bis nach Baden-Baden war er für die damaligen Prachtbauten des Landes zuständig, für die Heer viele seiner großen Werke ausführen durfte. Etwas, was nicht im Archiv zu finden ist: Großherzog Friedrich I. beauftragte Heer als Kunstlehrer für seine Tochter Viktoria⁸, die eine begeisterte Modelliererin war.

Zu meinem großen Glück konnte ich im Jahr 1995 die Bekanntschaft eines Großneffen von Adolf Heer (Ahnenforschung) machen. Er bewahrt Adolf Heers schriftlichen Nachlass auf, den er mir freundlicherweise zur Auswertung überlassen hat. Hier gibt es jene Briefe der Kronprinzessin Viktoria an Heer sowie Original-Urkunden und Fotos.

Kommen wir wieder zurück zu den Werken von Adolf Heer auf der Baar und ihrem Umland und damit zur Figurengruppe „Die Mutter Baar der jungen Donau den Weg nach Osten zeigend“ im Schlosspark in Donaueschingen.

Die Donauquelle, die Wellen der Diskussion um ihren richtigen Ort schlägt, zieht magisch an und sorgt immer wieder für Irritationen, wenden wir uns daher lieber dem allegorischen und plastischen Schmuck der Umrandung zu. Wie es früher einmal dort ausgesehen hat, weiß man nicht mehr so genau, bevor im Jahre 1875 der kunstsinnige Fürst Carl Egon III. den Fürstenbergischen Baurat Adolf Weinbrenner mit einer neuen Planung beauftragte. Die den Tierkreis zeigenden Abbildungen der Umrandung sowie Ornamente und Füllungen stammen von dem Hüfingener Bildhauer Franz Xaver Reich. Auch eine Skulpturengruppe „Die junge Donau als Kind im Schoß der Mutter“ schuf jener dazu, die jedoch 1896 der Gruppe von Heer weichen musste. Ich hoffe nur, dass die Gruppe von Reich nach dem fünften Umzug am jetzigen Platz beim Zusammenfluss von Brigach und Breg ihren endgültigen Platz gefunden hat. Wohl kaum ein Werk von Heer dürfte so oft



Modell der Donau-Quell-Gruppe (Rom) von Adolf Heer (Abbildung Lothar Heer).

besichtigt geworden sein wie das der Donau-Quellgruppe, auch nach über hundert Jahren. Man trifft dort Menschen aus der ganzen Welt, dazu die vielen Souvenirs wie unzählige Postkarten oder Gläschen, die auch den Weg in die Ferne antreten. Erfreulich, dass nun seit Juli 2009 der „Dornröschenschlaf“ der Figurengruppe samt Umfassung zu Ende ist und sie mittels Hochdruckreiniger wieder etwas Carrara-Marmor⁹ sehen lässt. Eine Aktion, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Donauquelle weckt. Auch die Signatur des Schöpfers an der Plinthe¹⁰ ist nun wieder besser lesbar. Die von Heer stammende Figurengruppe der Donauquelle, die noch bei seinem Aufenthalt in Rom als Modell entstanden und auch 1880 in Rom mit den zwei Engelsstatuen für die Fürstengruft ausgestellt war, ist auf einem Foto aus dem Nachlass von Adolf Heer dokumentiert. Obwohl damals eine andere Kunstrichtung in Mode kam, wurde 1896 keine Änderung vorgenommen. Wahrscheinlich hatte Fürst Carl Egon III. den Auftrag zurückgestellt, um das Reich'sche Werk noch einige Zeit dort stehen zu lassen. Doch sollte Fürst Carl Egon nicht mehr die Vollendung des Werkes erleben; er starb im Jahre 1892. Der Nachfolger Carl Egon IV. (sein Sohn) musste sich zuerst über dieses Werk informieren und schickte seinen Hofrat Gutmann nach Karlsruhe zu Heer. Im F. F. Archiv gibt es dazu einen interessanten Brief von Hofrat Gutmann an seine Durchlaucht:

Am 29.11.1892 habe ich Prof. Adolf Heer aufgesucht, der mir in liebenswerter Weise alle seine Ateliers zeigte und seine Arbeiten. Zuerst die Reiterstatue des Kaiser-Wilhelm-Denkmal welches ziemlich fertig war, hat mir sehr gefallen. Auch die großen zahlreichen Figuren für das Kaiserin-Augusta-Bad in Baden-Baden, sowie die Arbeiten für das Erbgroßherzogliche Palais in Karlsruhe. Bei dem Modell für die Donau-Quellgruppe habe ich per Auftrag auch wegen des Preises gefragt, ob in dieser Richtung vom höchst seligen Fürst etwas in der Preissache mit ihm besprochen war. Heer sagte mir darauf, der selige Fürst hätte ihm gesagt es komme ihm auf den Preis gar nicht so an, er möchte nur etwas Schönes haben. Ich fragte dann von mir aus wie hoch wohl die Donaugruppe kommen werde und erhielt die Antwort um 25000 bis 28000 Mark genau kann ich es noch nicht sagen, davon sind 10000 Mark schon bezahlt. Wir sind dann zusammen durch die Stadt zu Bildhauer Fidel Binz gegangen. (Anmerkung: Bildhauer Binz führte für Heer in seiner großen Werkstatt viele seiner Aufträge aus.) Etwa 2 Jahre meinte Heer würden die Vorarbeiten schon dauern und er freue sich auf die letzte Handanlegung er fühle sich verpflichtet das höchstmögliche zu geben um den letzten Auftrag seines hohen Gönners möglichst vollkommen auszuführen.

Soweit der Bericht von Hofrat Gutmann über den Besuch. Ganz unten am Brief die Notiz: Seine Durchlaucht habe den Bericht mit Schmunzeln gelesen. Doch auch Fürst Carl Egon IV. war es nicht gegönnt, 1896 die Enthüllung des Werkes zu erleben, denn er starb vorher. Über eine Enthüllungsfeier fanden sich im F. F. Archiv keine Unterlagen; wahrscheinlich war wegen Carl Egons Tod Hoftrauer angeordnet und keine öffentlichen Veranstaltungen erlaubt worden. Es existiert lediglich ein Telegramm von Heer, in dem er seine Ankunft zusammen mit Bildhauer Binz zur Aufstellung des Werkes ankündigt. Weiter fand sich ein Ausschnitt des *Donauschinger Wochenblattes* vom 22.8.1896 mit folgendem Wortlaut:

Vorgestern ist die in bläulichen Carraramarmor nach dem Modell des Herrn Prof. Heer in Karlsruhe durch den dortigen Bildhauer Binz ausgeführte Gruppe hier angekommen, welche an Stelle des Reichschen Werkes die Donauquelle zu zieren bestimmt ist. Die durch die Herrn Prof. Heer und Bildhauer Binz persönlich geleitete Aufstellung ist nun beendet. Die aus der sitzenden Figur der Baar und die an sie geschmiegte eine Muschelschale ausgießende, üppige, die Donau symbolisierende weibliche Gestalt, um einen soeben aus der Quelle aufgetauchten Knaben bestehende 400 Zenter schwere Kolossalgruppe ist ein großartiges, wunderbares Kunstwerk, das einen weiteren Anziehungspunkt für unsere Stadt bilden wird.

Ganz verabschieden möchten wir uns noch nicht von der Donau-Quellgruppe. Es gibt einen Brief von Heer über die Kostenrechnung des Werkes, der von Interesse sein könnte.

Nach dem Tod des kinderlosen Fürsten Carl Egon IV. gingen die schwäbischen Besitzungen an die böhmische Linie in Österreich (Weitra), und zwar an Fürst Max Egon II. (Enkel von Carl Egon II.). Auch unter ihm blühten die wissenschaftlichen und Kunst-Institute weiter. Um sich über die Kosten des Werkes zu informieren, beauftragte er Hofrat Gutmann, eine Kostenaufstellung bei A. Heer zu erwirken.

Abschrift der Kostenrechnung:

Karlsruhe ,den 4.9.1896

Durchlauchtigster Fürst, Gnädiger Herr

Euerer Fürstliche Durchlaucht gestatte ich mir ganz untertänigst ergebend, infolge einer Aufforderung des Herren Hofrates Gutmann das für die Ausführung der Donau-Quellgruppe von mir berechnetes Honorar soweit als möglich zu spezifizieren.

Herr Bildhauer Binz erhält für die Ausführung der Gruppe in Marmor einschließlich den carrarischen Marmorblock welcher 5206 Mark kostete den Betrag von 14160 Mark.

Den Rest mit 15482 Mark bildet mein eigenes Honorar für den Entwurf, die Ausführung eines lebensgroßen Modells.

Meine Mithilfe bei der Ausführung in Marmor und zum Zwecke des Marmor Ankaufes eine Reise nach Carrara.

Ich glaube den Wunsch Euerer Fürstlichen Hoheit Durchlaucht hiermit entsprochen zu haben und zeichne

Euerer Fürstlichen Durchlaucht untertänigst ergeben

Adolf Heer

(Das wären insgesamt 30 000 Mark für die Marmorgruppe)

Die Pieta aus der Schlosskapelle der Fürsten von Fürstenberg

Jahrzehntelang wusste man nichts mehr über dieses Werk von Bildhauer Adolf Heer. Der ehemalige Fürstenbergische Hofkaplan Eduard Berenbach erwähnte 1997 in seinem Büchlein „Die Fürstlich Fürstenbergische Hofkapelle in Heiligenberg“ auch Adolf Heers Namen.

Zur kurzen Geschichte: Nahezu 250 Jahre seit der Erbauung der Hofkapelle 1586 bis 1600 waren vergangen, ehe man an eine gründliche Restauration unter



Die Pietà aus der Schlosskapelle in Heiligenberg (Abbildung Erich Willmann).

Fürst Carl Egon III. und seiner kunstbe-
flissenen Tochter Amalie denken konnte.
Das lag an den vielen kriegerischen Aus-
einandersetzungen, die die finanziellen
Mittel aufzehrten. Im Jahre 1877 begann
man den großen, kostspieligen Umbau.
Der damalige Fürstenbergische Baurat,
später Großherzoglicher Oberbaurat in
Karlsruhe, der sich als Architekt eines
vorzüglichen Rufes erfreute, fand auf
dem Gebiet der Malerei eine hervorra-
gende Kraft in Prof. Ludwig Seitz aus
Rom. Noch zu erwähnen wäre der Bild-
hauer Eberle aus Überlingen, der unter
anderem den neuen linken Seitenaltar
schuf, wo in der Muschelnische die Pietà
von Adolf Heer ihren Platz fand. Der
Einheitlichkeit wegen musste die Gruppe
polychromiert¹¹ und vergoldet werden.
Doch bei der dritten Renovation in den
Jahren 1896 bis 1936 unter Fürst Max
Egon II. wurde der alte Zustand der Aus-



Mein lieber Heer!
Herrn Gutmann habe ich
erfragt, daß Sie nach
Karlshaus zurückgekehrt
sind & ersuche die Bittet,
wenn möglich, nächsten
Freitag um 10 1/2 u. m. um
5 Uhr in Fürstbergische
Haus in Karlshaus zu
kommen, um mit mir
meinen Rückzug über
die Rückführung der



bestimmten Pietà zu
erfragen. Wenn Sie mir
nicht antworten, so nehme
ich an, daß Sie kommen
können. (falls unpraktisch
im Kloster.)
Ihre Ihnen aufrichtig ergebene
Diener
Ludwig Fürst Fürstberg
Baden. 16. October. 1883.

Brief von Fürst Karl Egon III. an A. Heer wegen der „Pietà“ (Abbildung Lothar Heer).

stattung vor 1877 wieder hergestellt. Der Judentenberger Altar von 1591 aus der Kunstwerkstätte Ulrich Glöcklers von Überlingen kam an den alten Platz zurück. Der neue Altar mit der Pieta¹² verschwand und wurde vergessen. Es ist dem ehemaligen F. F. Archivar Georg Goerlipp zu verdanken, dass man sie wieder entdeckte. Ich hatte mich an ihn gewandt, und er versprach mir, danach zu suchen. Nach einiger Zeit sandte er mir ein Foto – sie war wieder gefunden. An schriftlichen Unterlagen gibt es einen Brief vom 13.10.1883 von Heer an den F. F. Hofrat Gutmann mit der Bitte, seiner Durchlaucht ergebenst mitzuteilen, er sei wieder zurück von seiner Reise und erwarte ergebenst nähere Einzelheiten wegen der Pieta. Am Briefende der Vermerk seiner Durchlaucht: „Werde Heer selber Antworten.“ (Quelle F. F. Archiv).

Auch jener Brief ist erhalten, in dem Seine Durchlaucht mitteilt, er erwarte Heer wegen der Pieta in seinem Karlsruher Stadthaus. Dem Schreiben nach dürfte Heer bei S.D. ein hohes Ansehen genossen haben (16.10.1883). Schließlich führte der Bildhauer Franz Simmler die Arbeit nach Heers Modell in seiner Offenburger Werkstatt aus. Das Werk ist aber signiert mit A. Heer, Karlsruhe. Zu erwähnen wäre noch, dass Simmler im Jahre 1896 die Kreuzigungs-Gruppe für die Donau-eschinger Stadtkirche St. Johann schuf. Kein Geringerer als der frühere Stadtpfarrer und Kunstexperte Dr. Heinrich Feurstein sprach diesem Werk in seinem Kirchenführer über die Stadtkirche St. Johann hohes Lob aus. Auch der Kunstschriftsteller F. Pecht erwähnt am 1.11.1885 in seiner Kunstzeitschrift einen Besuch bei Heer, in dem er auch auf die Pieta zu sprechen kommt:

Künstlerische aus Karlsruhe.

Von Friedrich Pecht.

In Heer's Atelier sah ich dann noch mehrere Figuren, welche dieselbe Mischung von strengem Stilgefühl mit naiver anmutvoller Naturempfindung bei den Frauen und schneidigem Wesen bei den Männern zeigten, welche den Arbeiten dieses Künstlers eine so interessante Eigentümlichkeit giebt. So eine Pieta für die Schloßkapelle in Heiligenberg und die Gruppe der einen Knaben unterrichtenden Wissenschaft für ein Schulhaus, endlich die ganz reizende Figur eines voll keuschen Schüchternheit Wasser schöpfenden Mädchens für eine Brunnenfigur im Bürdlin'schen Speisejalon. Daß man in all diesen Gestalten sofort den schlanken badijchen Menschenschlag wiedererkennt, statt durch die Nachahmung irgend eines abgedroschenen antiken Schemas gelangweilt zu werden, das ist gewiß nicht ihr geringster Vorzug.

Aus der Kunstzeitschrift von F. Pecht vom 1.11.1885 (Abbildung Erich Willmann).

Der Grabstein (Gedenkstein) mit der Büste des Schwarzwälder Genremalers¹³ Johann Baptist Kirner (1806 bis 1866) auf dem Friedhof in Furtwangen

Wer den steilen Weg von der Kirche zum Friedhof wählt, steht bald vor dem Eingang zur Friedhofskapelle, wo der Gedenkstein an den Furtwanger Maler auf der linken Seite im Schutz der Kapelle steht. Johann Baptist Kirner war einer der berühmtesten Genremaler des 19. Jahrhunderts im Schwarzwald. Berühmte Maler wie Spitzweg, Moritz von Schwind, Amseln Feuerbach, Peter Cornelius sowie Josef Viktor von Scheffel gehörten zu seinem Kreis. Leider sind deren Werke immer seltener in den Museen zu sehen.

In Furtwangen fand im Jahre 1966 zum 100. Todestag von J. B. Kirner eine große Ausstellung statt. Maßgeblich beteiligt war Studienrat Christian Baumann vom damaligen Progymnasium Furtwangen. Er war der Herausgeber eines Begleitbändchens, in dem es sogar heißt, J. B. Kirner sei Adolf Heers Vetter gewesen. Man hatte große Zweifel, ob das stimme; denn im hinteren Bregtal war es früher üblich, gute Bekannte als Vetter zu bezeichnen. Doch vor ein paar Monaten erhielt ich den neuesten Stammbaum vom Großneffen Heers (mütterlicherseits), der eindeutig die Richtigkeit bestätigt. A. Heer dürfte diese Büste wahrscheinlich zum 25. Todestag von J. B. Kirner 1891 aus Murgtaler Sandstein geschaffen haben:

Ein schmaler Kopf, ein gütiges, geprägtes Gesicht, träumerisch blickende, aber abwägende Maleraugen, fest gefügte Nase, der Mund sensitiv und gütig. Er ist der Typ des guten Schwarzwälder dem Zurückhaltung und Scheu vor allem Lauten und Aufdringlichkeiten angeboren sind.

Noch kurz zu seinem Lebenslauf:

Er wurde am 25. Juni 1806 als siebtes Kind des Schuhmachers Johann Kirner und seiner Ehefrau Genoveva geb. Pilger in Furtwangen geboren. Der kleine Baptist sollte die Nachfolge seines Vaters antreten. Als schon frühzeitig die künstlerischen Ambitionen offenbar wurden, soll der Vater nach der Überlieferung ausgerufen haben: „Welleweg git des so en Schmierer, schaffe soll er lehre, sell isch g'scheider.“ Doch der Junge zeigte eine so große Begabung, dass der Vater die künstlerische Ausbildung auf intensive Fürsprache von Pfarrer, Lehrer, Mutter erlaubte. Sicher unterstützte auch der ältere Bruder Lukas, der damals schon ein bekannter Porträtmaler in Augsburg war, Johann Baptists Werdegang. Er vermittelte ihm auch den Aufenthalt in einer Kunstschule in Augsburg. Doch die folgenden Jahre sind von materiellen Sorgen überschattet. Sein Vater konnte ihn nicht mehr finanziell unterstützen. Er fand in seiner Bedrängnis schließlich einflussreiche Fürsprecher, so die damals schon berühmte Malerin Maria Ellenrieder aus Konstanz; auch Fürst Carl Egon II. von Fürstenberg setzte sich für ihn ein. Im Jahre 1840 wurde er zum Großherzoglich Badischen Hofmaler ernannt mit einer Pension. Noch mitten im rüstigen Schaffen wurde Kirner von Krankheit heimgesucht, so dass er kaum 60-jährig zu Schwester und Nichten nach Furtwangen zog, die ihn bis zu seinem Tode pflegten. Am 21.11.1866 wurde seine sterbliche Hülle der Heimat Erde übergeben.

Der Grabstein des Glockengießers Salomon Siedle II (1830 bis 1890) auf dem Friedhof in Furtwangen

Ein paar Schritte von der J. B. Kirner Büste entfernt befindet sich der Grabstein mit dem Bronzerelief von Salomon Siedle II. Der Schöpfer dürfte Adolf Heer sein, obwohl eine Signatur nicht zu finden ist. Doch ein Vergleich mit anderen Reliefs von Heer spricht dafür, zumal Adolf Heers Mutter eine Schwester von Salomon Siedle II war. Dieser Mann schrieb große Industriegeschichte im Bregtal. Sein Sohn Robert Siedle (1858–1926) schrieb eine Biografie über ihn in der Furtwanger Chronik. Vor ein paar Jahren ist sie auch in der Firmenchronik der Firma SS-Siedle erschienen:

Salomon Siedle II (1830 bis 1890), sechster Sohn von Salomon Siedle I und sein Geschäftsnachfolger, Landwirt, Gießer, Fabrikant und Revolutionär. 1849 nahm er im 1. Aufgebot des badischen Revolutionsheeres an der Schlacht

bei Kuppenheim teil gegen die preußischen Truppen zusammen mit seinem Schwager Romulus Kreuzer dem Furtwanger Chronisten und Heimatforscher. 1853 reiste Salomon Siedle nach Paris, um sich dort in der Feuergießerei ausbilden zu lassen. 1856 übernahm er den Betrieb von seinem Vater und machte dessen Ruf als bedeutendem Gießer alle Ehre. Nach einem kurzen Intermezzo am Staatsberg verlagerte Salomon II sein Geschäft 1870 in die Stadt Furtwangen und gründete dort die Firma S. Siedle & Söhne, im Jahre 1884 ...

Die letzten Lebensmonate von Adolf Heer

Dazu lassen wir seinen Freund Dr. Cathiau¹⁴ in „Badische Biographien 5. Teil, 1891 bis 1901“ über ihn zu Wort kommen:

Um die Zeit der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal 1897 zeigten sich bei dem Künstler die ersten besorgniserregenden Andeutungen nicht nur in Form einer gewissen Ermüdung von jahrelangem angestrengtem Schaffen an dem Kaiserbild, sondern auch in Form einer schleichenden Erkrankung, gegen deren zerstörende, Wirkung eine Luftveränderung unumgänglich schien. Schweren Herzens verließ Heer die Stätte seines Wirkens, seine Ateliers, in welchen die letzten großen Arbeiten für das Kaiserin-Augusta-Bad sowie eine Skizze für einen plastischen Figureschmuck am Bezirksamt noch der vollendenden Hand des Meisters harreten.

Er verließ den Freundeskreis in der Residenz, um über die Alpen nach seinem geliebten Rom zu reisen. Kaum dort angelangt, warf ihn ein Malariafieber aufs Krankenlager, von welchem er sich nicht mehr erheben sollte. Mit erschütternder Drastik erzählt er von den ausgestandenen Qualen, wie er anfänglich ab und zu noch in die vatikanischen und kapitolinischen Sammlungen ging, um auf andere Gedanken zu kommen, wie ihn dann aber oft die plastischen Wunderwerke geradezu angewidert hätten. Wie er am Ende sich an sonnigen Tagen nur noch von seinem Lager erhoben habe, um sich in einem Restaurant den quälenden Durst zu stillen.

So kam er schwer erkrankt wieder nach Karlsruhe zurück, eine Lungenentzündung von kurzem Verlauf machte dem zu so schönen Erwartungen erblühten Künstlerleben in der zweiten Morgenstunde des 29. März 1898 ein jähes Ende. Er starb im Alter von nur 49 Jahren.

Adolf Heer war nicht verheiratet. An seinem Sarg trauerten seine Geschwister, seine persönlichen Freunde, seine zahlreichen Schüler und die treuen Verehrer seiner Kunst, zu denen auch Großherzog Friedrich und die übrigen Angehörigen des Fürstenhauses gehörten.

Adolf Heer war zweifellos ein gottbegnadeter Künstler; sein ganzer Werdegang prädestinierte ihn zum Bekenner jener älteren klassischen Richtung, welche die unvergänglichen Wurzeln ihrer Kraft im Nährboden der großen Kulturzentren des Altertums findet. Er mochte sich mit seiner Auffassung von Kunst und Schönheit manchmal recht vereinzelt fühlen, aber er hielt mit Zähigkeit, die dem Schwarzwälder eigen zu sein pflegt, an seinem Ideal fest und hatte dabei immer den Triumph, dass selbst die Widersacher seiner künstlerischen Anschauungsweise anerkennend, bewundernd vor seinen Schöpfungen standen.

Bevor Heer nach Italien fuhr, war er auch noch zu einem Besuch in Vöhrenbach, um wahrscheinlich von seinen Geschwistern und Bekannten Abschied zu nehmen. Es existiert eine Rechnung vom 15.11.1897 in den Verlassenschafts-Unterlagen.

Seine Kunst, heißt es in einer Biografie, war eigenwillig. Er habe keine Zeitrichtung mitgemacht. Die ihn näher kannten, hielten ihn für warmherzig, andere für abweisend und herb. Früher erzählten alte Leute in Karlsruhe, dass ihn das Großherzogliche Paar einmal mit einem Besuch im Atelier beehrte. Als er beim Abschied die Fürstlichkeiten hinausgeleitete, trat er der Großherzogin auf die Schleppe. Er bekundete sein Bedauern über den „Fehltritt“ mit dem Wort „Hoppla“. Die preußische Königstochter, an höfischere Formen gewöhnt, färbte sich vor Verlegenheit tomatenrot, und der Zähringer Landesvater lachte vergnügt in seinen weißen Bart.

Die Grabstätte (Grabstein) von Adolf Heer und seinem Freund Rudolf Gleichauf¹⁵ (1826 bis 1896) ehemals auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe.

Nach dem Tode Adolf Heers veranlasste der Landschaftsmaler Wilhelm Klose, ein sehr vermögender Karlsruher Mäzen (Ehrenbürger der Stadt Karlsruhe), eine würdige Grabstätte für seine Freunde zu errichten. Die Ausführung lag in den Händen von Bildhauer Johannes Hirt¹⁶, der ein langjähriger Mitarbeiter von Heer bei der Gestaltung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal war. Auch die zwei Bronzereliefs von Heer und Gleichauf am Grabstein sind mit J. Hirt signiert. J. Hirt wurde vom Verlassenschafts-Gericht als Abwickler der noch nicht vollendeten Arbeiten von Heer bestimmt. Er wurde ein bekannter Bildhauer in Karlsruhe. Das Grabmal fand seinen Platz auf dem sogenannten „Hügel“, eine bevorzugte Lage mit Bäumen, Farnen und Stechpalmen – wahrscheinlich unter Denkmalschutz stehend.

Wenig verständlich erscheint ein Bericht im *Südkurier* im Jahre 1976, „Silberdisteln schmücken das gemeinsame Grab von A. Heer und R. Gleichauf“, wo den Besuchern von der Friedhofsverwaltung erklärt wird: „Wir halten es für eine Selbstverständlichkeit und Pflicht, den Gräbern Heers und Gleichaufs unsere Aufmerksamkeit zu schenken“. Mit wenigen einprägsamen Worten wird die Bedeutung der Künstler skizziert: „Heer und Gleichauf haben im vergangenen Jahrhundert mitgeholfen, die Züge des Kunstschaffens in Karlsruhe zu prägen“. Monate später wird dann in einem Schreiben an die Stadtverwaltung Hüfingen und wahrscheinlich auch Vöhrenbach angefragt, ob Interesse am Grabstein der beiden Künstler bestehe: „Das Grab wird aufgelöst.“ Die Stadtverwaltung Hüfingen holte den Grabstein, der jetzt bei der Aussegnungshalle und den Urnenstelen steht. Leider ist der Stein nur ein Torso, denn die kunstvolle Einfassung fehlt. Auch sollte die Inschrift erneuert werden.

Auswahl von weiteren Werken von Adolf Heer

Karlsruhe:

- „Festhalle in Karlsruhe“ (1888), im II. Weltkrieg zerstört. Eine Figurengruppe „Festesfreude und Ruhm“.
- Die „Villa Schmieder“ (1882 bis 1884), später Prinz-Max-Palais, heute städt. Galerie. Heers größtes Werk mit 16 überlebensgroßen Statuen und Figuren, vier Atlanten-Hermen, sowie vier lebensgroße Reliefs.
- Das „Erbgroßherzogliche Palais“ (1892), heute Bundesgerichtshof. Figürliche Plastiken an der Fassade, im II. Weltkrieg teilzerstört, einfacherer Aufbau nach dem Krieg.
- „Kaiser-Wilhelm-Denkmal“ (1890 bis 1897), sein berühmtestes Werk in Bronze. Kosten 220000 Goldmark.
- „Staatliche Kunsthalle“ (1894 bis 1896). Am zweiten Flügel vom Schloss der plastische Schmuck an der Fassade mit den Statuen von Dürer und Holbein, sowie zwei mächtige Reliefs: „Putten mit Tätigkeiten in einer Bauhütte“.
- „Grabdenkmal des Dichters Josef Viktor von Scheffel“ auf dem Hauptfriedhof (1888), Bronze-Relief von Scheffel und allegorischer Schmuck.
- „Bezirksamt Karlsruhe“, der plastische Schmuck an der Fassade (Heers letztes Werk) im II. Weltkrieg teilzerstört.

Heidelberg:

- „Denkmal des Dichters Josef Viktor von Scheffel“ auf der Schlossterrasse (1891), im II. Weltkrieg für Kanonen eingeschmolzen.
- „Rathaus-Erweiterung“ (1895), plastischer Figurenschmuck an den Fassaden.
- Hauptfriedhof, „Büste des Georg Gottfried Gervinus“, Literaturhistoriker, Geschichtsschreiber und Politiker (1805 bis 1871), Marmorbüste von der damaligen Studentenschaft gestiftet.
- „Die Aula der alten Universität in Heidelberg“, Neugestaltung zur 500-Jahr-Feier 1885. Die bekanntesten Künstler wirkten mit. Adolf Heer schuf die zwei überlebensgroßen Bronzefiguren: der „Fama“ als Allegorie des Ruhmes und der „Scientia“ als Genius der Wissenschaft.

Baden-Baden:

- Das „Kaiserin-Augusta-Bad“ (1893). Die bekanntesten Künstler aus Baden waren daran beteiligt, so auch Adolf Heer. Er war Schöpfer der figürlichen Darstellungen an der Außenfassade. In einer sogenannten Nacht-und-Nebel-Aktion im Jahre 1963 war das Augusta-Bad verschwunden – heute nicht mehr vorstellbar.

Mannheim

- „Mausoleum des Mannheimer Ehrenbürgers und Bürgermeister Casimir Fuchs“ auf dem Hauptfriedhof. Hier schuf Adolf Heer den allegorischen Schmuck an der Fassade sowie im Innern einen „Engel der Auferstehung“ (1889)

Quellenangabe / Literatur

- E. F. Archiv: Hofverwaltung, verschiedene Akten, Fol. 1, Fasc 1, *Adolf Heer*
- Stadtarchiv Vöhrenbach: V. 3, Heft 2, 1849 bis 1898, *Adolf Heer*
- GLA-Karlsruhe: Großherzoglicher Gewerbeschulrat, Diener-Akten 9415 / Fasz. 76
- GLA-Karlsruhe: Amtsgericht Karlsruhe, Verlassenschafts-Verhandlungen R. No. 29071 / Verz. 302, *Adolf Heer*
- Staatliche Kunsthalle Karlsruhe: Kunst in der Residenz (1990)
- Veröffentlichungen Karlsruher Stadtarchiv: Band 7, Denkmäler 1715 bis 1945
- Archiv Lothar Heer
- CHRISTIAN BAUMANN: Johann Baptist Kirner, Ein Schwarzwälder Maler
- THIEME/BECKER: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler

Anmerkungen

CHRISTA KNÖPFLE, HADUMOTH REICHLE-KUNTE und HARRY KUNTE aus Vöhrenbach haben Erich Willmanns Beitrag freundlicherweise überarbeitet, illustriert und digitalisiert.

- 1 Katalog der Sammlung der Gipsabdrücke von Dr. K. Koelitz, Großherzoglicher Galerie-Inspektor, 1913.
- 2 Robert Gerwig (1820-1885), Erster Direktor bei der Gründung 1850 der Uhrmacherschule in Furtwangen, später Erbauer der Schwarzwaldbahn.
- 3 Prof. Friedrich Eisenlohr (1805-1854), ab 1832 am Polytechnikum in Karlsruhe, Pionier der Bahnhof-Architektur. Für das damals notleidende Uhrengewerbe schuf er das Modell der „Bahnhäusle-Uhr“.
- 4 Spiegelhalter-Sammlung : Spiegelhalter war Direktor der Lenzkircher Uhrenaktien AG. Seine Leidenschaft war das Sammeln von ehem. Volks- und Kulturgut. Seine letzte, die 3. Sammlung, erwarb die Stadt Villingen (Franziskaner-Museum).
- 5 August von Kreling (1819-1876), Bildhauer, Maler und Kunstgewerbler, Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg, Ausbildung bei Hofbildhauer Schwanthaler wie auch die Gebr. Heer.
- 6 Antonio Canova (1757-1822), seinerzeit einer der berühmtesten Bildhauer Italiens.
- 7 Jean-Joseph Perraud (1819-1876), bekannter französischer Bildhauer, schuf für das Stadttheater Baden-Baden die Büsten von Beethoven und Mozart.
- 8 Kronprinzessin von Schweden, spätere Königin von Schweden, erbt die Insel Mainau von Großherzog Friedrich I und II.
- 9 Carrara-Marmor nach dem dort liegenden Ort in den Apulischen Alpen Italiens zwischen La Spezia und Pisa.
- 10 Plinthe: Rechteckige oder quadratische Fußplatte von einem Postament oder Statue.
- 11 Polychromie: Plastiken mit voneinander abgesetzten Farben.
- 12 Im Jahre 1998 bekam man die Pieta, dank des ehemaligen Vöhrenbacher Stadtpfarrers Bernhard Adler, als Leihgabe vom Fürstenhaus zur Ausstellung zum „100. Todestag von Bildhauer Adolf Heer“ im Haus Schützen (ANUBA AG) ausgeliehen. Aussteller war der Arbeitskreis Stadtgeschichte in der Heimatgilde e.V.
- 13 Genremalerei: Sittenmalerei, Gattung der Malerei, die Szenen aus dem alltäglichen Leben verschiedener Gesellschaftsschichten wiedergibt.
- 14 Dr. Thomas Cathiau (1832 bis 1905), Direktor der Karlsruher Gewerbeschule und Volkskundler, enger Freund von Adolf Heer.
- 15 Rudolf Gleichauf (1826 bis 1896), geboren in Hüfingen, erster künstlerischer Unterricht bei den Brüdern Lucian und Xaver Reich, Hüfingen, Stipendium von Fürst Carl Egon II. zu Fürstenberg für die Münchner Kunstakademie. Weitere Stationen waren Dresden und Frankfurt, ab 1852 bis zu seinem Tode in Karlsruhe. Als Historienmaler finden sich Werke in der Kunsthalle Karlsruhe, Villa Schmieder, Aula in Heidelberg, Friedhof in Karlsruhe „Himmelfahrt“, nicht zu vergessen die Trachtenbilder-Sammlung.
- 16 Johann Hirt (1859 bis 1917), Lehrtätigkeit an der Schnitzerei-Schule in Furtwangen, Gehilfe von Adolf Heer beim Kaiser-Wilhelm-Denkmal, bekannt durch seinen „Hygieia-Brunnen“ beim Vierordtbad in Karlsruhe.

»In Distanz zu allem ... Politischen leben«¹ Karl Siegfried Bader als Rechtsanwalt im Nationalsozialismus

Von Angela Borgstedt

Eine der drängenden Fragen, mit denen sich Karl Siegfried Bader unmittelbar nach Kriegsende auseinandersetzte, war die einer *Nachbildung* und *Nacherziehung*, ja überhaupt einer *Wiedererziehung* der im nationalsozialistischen Ungeist herangebildeten Juristen. Wie konnte hier eine „Abkehr vom juristischen Banausentum“, wie eine Wiedergewinnung rechtlichen Denkens gelingen? Den angehenden Richtern, Staats- und Rechtsanwälten müsse klar gemacht werden, so Baders Folgerung, „dass mit der formalen Handhabung juristischer Technik, mit dem gedächtnismäßigen Einprägen von Rechtssätzen und mit einer gewissen Fertigkeit in der rechtlichen Subsumption nichts getan ist. (...) Es handelt sich nicht darum, dass der Jungjurist neben seinen Gesetzeskenntnissen auch Daten aus der deutschen Geschichte kennt und eine halbwegs brauchbare Vorstellung von den politischen Verhältnissen hat. Entscheidend ist vielmehr, dass der junge Jurist durch die juristischen Denkformen hindurch möglichst rasch und möglichst tief zu den Grundwahrheiten der Humanität, der Caritas und der inneren, nicht nur der formalen Legalität durchdringt.“² Der gute Jurist sei eben mehr als ein Jurist mit gutem Fachwissen und gewissen Fertigkeiten.

Sein Anliegen der *Nach-* oder *Wiedererziehung* des juristischen Nachwuchses war letztlich nur Teilaspekt einer grundsätzlichen Bestandsaufnahme und Zustandsanalyse der Justiz nach 1945, die essentiell dazu beitragen sollte, ihr Versagen, ihre Kapitulation vor dem Unrechtsstaat zu erklären. „Manche Verfallserscheinungen, die das Recht der vergangenen Jahre aufweist“, etwa die Nachgiebigkeit gegenüber autoritären Begehren, so Bader in der 1947 veröffentlichten Schrift *Die deutschen Juristen*, seien natürliche Folgeerscheinungen des geringen Status, der Subalternität dieser Juristen.³ Der deutsche Jurist, zumal der Richter, sei der zuverlässig integre und unbestechlich objektive, aber eben doch der Beamte, dessen Prestige an das der angelsächsischen Richterkönige kaum heranreichte. Was für den Richter galt, galt um so mehr für den deutschen Rechtsanwalt: Zuverlässigkeit, Fleiß, Treue gegenüber der Klientel, aber auch hier die „ängstliche Anpassung an das herrschende Niveau und [die] weitgehende Achtung vor der Autorität“.⁴ Zwar war die „liberalistische“ Anwaltschaft, so Bader, in vergleichsweise geringerem Maße der Infizierung durch den nationalsozialistischen Ungeist erlegen, insgesamt jedoch sei sie historisch bedingt der „Berufsstand der Brotverdiener“, der „juristischen Handwerker“, dem sich vornehmlich die „mittelmäßigen und unter dem Durchschnitt bleibenden Juristen zuwandten“, die für den Staatsdienst nicht taugten.⁵

Wer hier so scheinbar hart über den Anwaltsstand urteilte, tat dies aus der Perspektive interner Kenntnis. Dabei ist es am wenigsten die Anwaltstätigkeit, mit der Rechts- und Geschichtswissenschaft, aber auch die interessierte Öffentlichkeit Karl Siegfried Bader verbindet.

Bader, das war für viele Nachkriegsdeutsche der gestrenge Generalstaatsanwalt im französisch besetzten Südbaden, der, wie selbst das Wochenmagazin *Der Spiegel* anerkennend feststellte⁶, die Hauptverantwortlichen des Behindertenmordes in Baden noch dann mit der Härte des Gesetzes konfrontierte, als andernorts längst die „Gnade der späten Verurteilung“ (Christian Meier) grassierte.

Bader, das war der Chefankläger im spektakulären Strafprozess gegen Heinrich Tillessen, einen der beiden Mörder des Weimarer Reichsfinanzministers Matthias Erzberger. „Neben dem großen Nürnberger Prozess hat kein anderes Gerichtsverfahren unserer Nachkriegszeit mehr Aufsehen erregt und [...] ein stärkeres Echo gefunden“ als das im Sommer 1946 eingeleitete Strafverfahren⁷, das bekanntlich mit einem Skandal endete: Dem Freispruch des Täters, der Urteilskasation durch die Besatzungsmacht und schließlich dem Rücktritt des quasi Justizministers Paul Zürcher, weil er diesen Eingriff in die Unabhängigkeit der Justiz für eine schwere Belastung des zu restituierenden Rechtsstaats hielt. Baders Plädoyer hielt die Nachkriegspublizistik für so bedeutsam, dass es Dolf Sternberger im vollen Wortlaut in seine Monatsschrift *Die Wandlung* aufnahm.

Bader, das war der publizistisch selbst immens produktive Herausgeber der monatlich erscheinenden *Deutschen Rechtszeitschrift*, der späteren *Juristenzeitung*. Zwei Jahrzehnte lang, 1953 bis 1974, gehörte er zudem dem Herausbergremium der renommierten *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* an. Die in der Festschrift zum 60. Geburtstag⁸ enthaltene Bibliographie führt über 800 Aufsätze und Monographien Baders auf, wobei die rechthistorischen und Publikationen zum Strafrecht und zur Strafrechtspraxis den einen, die Studien zur südwestdeutschen und schweizerischen Landesgeschichte den zweiten Schwerpunkt darstellen. Bader, das war vor allem und seit 1951 ausschließlich der engagierte akademische Lehrer ganzer Juristengenerationen, beginnend in Freiburg, sodann an der neu gegründeten Universität Mainz, schließlich jahrzehntelang als Ordinarius in Zürich. In einem Nebenamt war Bader ferner Archivar und Historiker des Donaueschinger Fürstlich Fürstenbergischen Archivs.

Landes- und Rechtshistoriker, Universitätsprofessor und wissenschaftlicher Publizist, Staatsanwalt, Generalstaatsanwalt sogar – die Facette der Anwaltstätigkeit gehört auf den ersten Blick nur marginal ins Bild dieser badischen Juristenpersönlichkeit. Und doch, so scheint es, ist Baders Diktaturerfahrung, und gerade die des **Strafverteidigers** im Unrechtsstaat, in einem Maße prägend für den weiteren Berufs- und Lebensweg, die diese scheinbare Marginalität doch ein wenig relativiert.

Tatsächlich hatte der 1905 in Waldau, heute Stadtteil von Titisee-Neustadt, geborene katholische Lehrersohn Karl Siegfried Bader zielstrebig die Laufbahn des Justizjuristen eingeschlagen. Er hatte in Tübingen, Wien, Heidelberg und zuletzt Freiburg Rechtswissenschaft studiert, 1927 das Erste und 1930 das Zweite Staatsexamen bestanden. 1928 wurde Bader mit einem rechtshistorischen Thema „Das

Schiedsverfahren in Schwaben vom 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert“ promoviert, für das er erstaunlicherweise nicht den Germanisten Claudius von Schwerin als Betreuer gewählt hatte. „(...) in Freiburg fand ich den Weg zu Claudius von Schwerin zunächst nur über das zivilistische Praktikum, erst nach dem Referendarexamen in seinem Sachsenspiegelseminar, das mich ebensowenig stark berührte wie sein Nordisches Seminar. Um diesem zu entgehen, holte ich für das von mir erfundene und gewählte Dissertationsthema (...) den Beistand des dafür sachlich ganz unzuständigen Extraordinarius Rudolf Schultz (...)“, sollte er sich rückblickend erinnern.⁹ Alexander Hollerbach führt zudem überzeugend den sachlichen Grund der Kompetenz beider Gutachter im Bereich des Verfahrensrechts an.¹⁰

Im Jahr der Promotion 1928 heiratete Bader die Studienfreundin Grete Weiß, Tochter einer Wiener Anwaltsfamilie. Zwei Jahre später leistete Bader den Beamteneid als Gerichtsassessor. Eine glatte Berufskarriere möchte man meinen, denn 1933 stand der Nachwuchsjurist vor der Ernennung zum Staatsanwalt. Die sogenannte „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten brachte jedoch das frühzeitige Ende dieser Karrierehoffnung: Binnen weniger Monate fand sich Bader „auf der anderen Seite des Saales“ wieder, als Rechtsbeistand jener, die er eigentlich hatte dorthin bringen wollen. Es war ein Seitenwechsel, der ihm nach eigenem Bekunden „die Augen öffnete“ und ihn lehrte, Gerichtsbarkeit und Justiz aus der Perspektive Betroffener zu sehen.¹¹

Wie bei so vielen hatte es auch bei Bader in jener „Machtergreifungsphase“, als Nachbarn, Bekannte oder Kollegen der NSDAP beitraten, einen Moment der Anpassungsbereitschaft an die veränderten politischen Verhältnisse gegeben. Vom mitgelaufenen Umfeld, von den Vorgesetzten gedrängt, unterzeichnete er ein Aufnahmegesuch bei der NSDAP-Ortsgruppe Oberwiehre.¹² Im Unterschied zu selbst manchem Angehörigen des Widerstands musste Bader indes keinen langwierigen Distanzierungsprozess durchlaufen: Als Ehemann einer wengleich getauften und noch dazu bereits von ihm getrennt lebenden Jüdin, „jüdisch versippt“, wie es im Jargon der Zeit hieß, war Bader für die Partei nicht tragbar. Und wer für die Partei nicht tragbar war, der war auch für den badischen Staatsdienst untragbar geworden. Damit zerschlug sich nicht nur die eigentliche Berufsperspektive. Auch kaum minder attraktive berufliche Alternativen waren plötzlich unerreichbar. Weder ließ sich eine Universitätslaufbahn noch eine Karriere im staatlichen Archivdienst realisieren. Bader konnte sich zwar 1942 doch noch an der Freiburger juristischen Fakultät habilitieren, die Berufung auf einen Lehrstuhl jedoch blieb ihm seiner politischen Biographie wegen bis zum Ende der NS-Diktatur verwehrt. Und die Bewerbung 1938 als indirekter Nachfolger des nebenamtlichen Archivdirektors Franz Schnabel am Karlsruher Generallandesarchiv scheiterte wohl aus eben diesen Gründen.

Die Umstände seiner zum 1. Oktober 1933 erfolgten Entlassung hatte Bader noch Jahrzehnte später nicht vergessen.¹³ Zum Oberlandesgerichtspräsidenten nach Karlsruhe bestellt, habe ihn dieser mit einer Tirade überschüttete und ihm erklärt, „dass ein Arier, der eine nicht arische Frau heirate, mit viel mehr Recht aus dem Staatsdienst entfernt werden müsse als ein Jude, der für seine Abstammung an sich nichts könne.“¹⁴

Der Anwaltsberuf, den er nun ergriff, war somit fast schon die einzige sich bietende berufliche Alternative. Sehr zum Missfallen des Berufsstandes blieb hier auch nach 1933 die Möglichkeit einer Zulassungsverweigerung zunächst begrenzt¹⁵, so dass nicht nur dienstentlassene Justizjuristen, sondern auch juristisch qualifizierte Politiker der Weimarer Republik, Bürgermeister und Kommunalbeamte aufgenommen werden mussten.

Einiges spricht dafür, dass Bader in der Anwaltschaft nicht sein Metier sah: die Tätigkeit als Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen seit 1937, die durch zahlreiche Publikationen vorbereitete Habilitation und Dozentur für Rechtsgeschichte und Kirchenrecht 1942, schließlich der sofortige Entschluss zur Rückkehr in den Justizdienst 1945. Die Anwaltstätigkeit blieb Episode, an die nach Kriegsende allenfalls noch das zur Büroausstattung mitgenommene Mobiliar der einstigen Kanzlei erinnerte.

Trotz wirtschaftlich schwieriger Lage ließ sich Baders Anwaltspraxis halbwegs gut an: „[...] gefördert, so die Erinnerung, vom mir gewogen bleibenden Schwerin. Im Anwaltsbereich keine großen Erfolge, aber nach dem Wegfall der Unterstützung durch den in Wien selbst immer mehr in Bedrängnis geratenen Papa Weiss soviel, dass der Jungeselle leben, – sogar ein ‚Autöchen‘ anschaffen könnend – in Distanz zu allem und jedem, vor allem zu allem Politischen, existieren konnte.“¹⁶

Sie entwickelte sich sogar so gut, dass nach drei Jahren mit Hans Eisele ein Sozius aufgenommen werden konnte – ein Bader zufolge sehr liebenswürdiger jüngerer Kollege, „(...) der dem Regime nie auch nur den kleinsten Tribut zollte und in dem von diesem Regime angezettelten Krieg sein Leben verlor“.¹⁷ Offensichtlich verfügte Rechtsanwalt Bader auch damals über jene Energie und Schaffenskraft, die sich für die Zeit unmittelbar nach Kriegsende in seinen Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert. Jedenfalls fand er in jenen Vorkriegsjahren genügend Freiraum für wissenschaftliches Arbeiten. Die Reflexion rechtsgeschichtlicher und rechtsphilosophischer Kernfragen war nicht nur für ihn Mittel der Selbstbesinnung und Standortbestimmungen in einem politischen System, das gerade aus der eigenen Berufserfahrung heraus als Unrechtsstaat erlebt wurde.

Alexander Hollerbach verweist auf die briefliche Bekanntschaft Baders mit Gustav Radbruch, den er in Heidelberger Studententagen als Lehrenden erlebt hatte. Radbruch hatte sich nach seiner Zwangsemeritierung intensiv mit dem befasst, was Ernst Fraenkel als Dominanz des Politischen gegenüber rechtlichen Normen beschrieb. „Die Tendenz meines Vortrags“, schrieb Radbruch 1937 dem Rechtsphilosophen Carl August Emge, „richtet sich gegen die heute übliche Überschätzung der Idee des Gemeinwohls gegenüber den Leitgedanken der Gerechtigkeit und Rechtssicherheit“.¹⁸ „In der Endphase meiner anwaltlichen Tätigkeit“, so Baders Berliner Anwaltsskollege Ernst Fraenkel, „habe ich den eigentlichen Nutzen meiner Zulassung zur Anwaltschaft im Besitz des Anwaltsausweises erblickt, der mir die Benutzung der Präsenzbibliothek des Kammergerichts und der Staatsbibliothek ermöglichte.“¹⁹ Fraenkels „Doppelstaat“, Produkt sowohl der berufspraktischen Alltagserfahrung wie der politisch erzwungenen Muße war die wohl profundeste, in der sogenannten „inneren Emigration“ entstandene wissenschaftliche Strukturanalyse der NS-Diktatur, doch zeigen auch die Briefe Radbruchs, die vornehmlich

rechtshistorischen Arbeiten Karl Siegfried Baders recht eindrücklich Spektrum und Dimension zeitkritischer Auseinandersetzung – und sei es in der Darstellung vergangener Rechtszustände und Rechtentwicklungen.

Der Anwaltsberuf, den Bader 1933 ergriff, hatte bei den Nationalsozialisten ein nur geringes Prestige. Daran änderte weder der Einsatz wohlwollender Verteidiger für die „Straftäter der Bewegung“ noch gar die Führungsrolle manches Anwalts im *Bund nationalsozialistischer deutscher Juristen* wesentliches. Der NS-Staat misstraute einem Berufsstand, der sich der Gleichschaltung und Lenkung partiell eher entziehen konnte als die beamteten Richter und Staatsanwälte. Vor allem aber sah er in ihm den Interessenvertreter des Einzelnen *gegen den Staat*, den Parteinnehmer des „individuellen Egoismus gegen den *Volksstaat*“, ja den Verräter an der sogenannten „Volksgemeinschaft“. „Der Anwalt“, war 1933 im Jahresbericht der Badischen Anwaltskammer zu lesen, „darf künftighin nicht mehr seine ausschließliche Aufgabe darin erblicken, den egoistischen Zielen der von ihm vertretenen Partei unter allen Umständen zum Sieg zu verhelfen. Er wird sich vielmehr bewusst sein müssen, dass er der Träger einer wichtigen staatlichen Funktion ist. Demgemäß wird er bei allen seinen Maßnahmen das den Wünschen des Einzelnen vorgehende Interesse des Volksganzen niemals außer Acht lassen dürfen, geleitet von dem Grundsatz: ‚Recht ist, was dem Volke nützt, Unrecht, was ihm schadet‘. Nur wenn die Anwaltschaft in diesem Sinne der Rechtspflege dient, wird sie ihre Pflicht Staat und Volk gegenüber erfüllen und ihre Unentbehrlichkeit auch im neuen Reich dartun.“²⁰

So wurde die herkömmliche Berufsbezeichnung zum Synonym der Parteinahme für Egoismus und Einzelinteresse, wohingegen sich der systemkonforme Vertreter des sogenannten „Volksinteresses“ fortan „Rechtswahrer“ nannte. Dass da im Unrechtsstaat nicht viel Recht zu wahren war, konstatierte Bader rückblickend in bitterer Ironie.²¹ Tatsächlich zeigte mancher seiner anwaltlichen Berufskollegen, dass er das veränderte Berufsbild, die neue Aufgabenzuweisung nur allzu rasch internalisiert hatte. Wer dennoch wie Bader dem anwaltlichen Berufsethos verpflichtet blieb, der spürte nur zu sehr das Misstrauen von Parteistellen und Justiz dem mutmaßlichen Komplizen, dem „Gehilfen des Diebes“²², gegenüber. Jede echte Verteidigung bedeutete nunmehr potenziell einen „Akt eminenten Selbstgefährdung.“²³

Trotzdem waren Baders Freiburger Anwaltskollegen keineswegs zu alleinigen „Rechtswahrern“ des NS-Staats geworden. Unbestritten gab es unter ihnen Partefanatiker wie den Ratsherrn und Sektionsführer des *Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen*, Franz Schandelmaier. Sie blieben professionell jedoch eher randständig. Verbreiteter war die opportunistisch mehr noch als idealistisch motivierte Parteigängerschaft, die Anpassung an die veränderten politischen Verhältnisse. Der eine fürchtete um den Verlust öffentlicher Mandate, der andere wollte nicht abseits stehen, ein dritter erhoffte sich materielle Vorteile, die Beschränkung der Anwaltszulassungen und daraus resultierend die Minderung des Konkurrenzdrucks.

Zugeständnisse wie die Mitgliedschaft im *BNSDJ*, die Abnahme längst ideologischer Fachliteratur, den Aufmarsch am „Tag der nationalen Arbeit“ im Talar machten auch Distanzierte, Skeptiker, ja Gegner. Baders Lörracher Kollege Friedrich

Vortisch beschrieb selbstironisch das Einüben des in Gerichtsverhandlungen nunmehr obligaten Hitlergrußes. „Wenn ich vorher ganz intensiv dreimal den schwäbischen Gruß gedacht habe, habe ich es tatsächlich auch schon fertig gebracht, und ich verspreche mir von der Methode mit der Zeit prachttvolle Selbsterziehungserfolge.“²⁴ Die Kehrseite dieser zumindest graduellen Anpassung war die Entsolidarisierung von den jüdischen Kollegen. Sinnbild dafür war etwa die Verdrängung des langjährigen Freiburger SPD-Stadtrats und Rechtsanwalts Robert Grumbach aus lukrativer Geschäftslage, dem dort ausgerechnet der erwähnte Funktionär Franz Schandelmaier folgte.²⁵ Fanal der alsbald beginnenden Entrechtung war der Selbstmord des Kollegen Ludwig Sternfeld, der, den falschen Anschuldigungen und bewussten Lügen eines ehemaligen Klienten schutzlos ausgeliefert, an dieser Boshaftigkeit und Niedertracht zerbrach.

Als Bader 1933 von der Bank des Anklägers zur Verteidigerbank wechselte, hatte er es keineswegs mit ausschließlich nazihörigen Richtern zu tun. Er erinnerte sich vielmehr an Richter, die – auf dem politischen Ohr eher schwerhörig – ein Verfahren lieber um ideologische Klippen herumschifften.²⁶ Es gab Richter, die die Erosion richterlicher Unabhängigkeit nicht schweigend hinnahmen; die sich etwa ein zu verhängendes Strafmaß nicht von Parteistellen diktieren ließen; die die Anwesenheit „parteiamtlicher Protokollanten“, die eigentlich Denunzianten waren, bei ihren Sitzungsterminen ironisierten: „Sind die Herren von der Partei anwesend – dann können wir ja anfangen!“ Beim Freiburger Landgericht sorgte dessen Präsident Gustav Brugier zunächst dafür, die Arbeitsatmosphäre sachlich und den politischen Konformitätsdruck gering zu halten. Entsprechend gering hielt sich die Quote der Parteimitglieder unter seinen Richtern. Brugiers Gegentypus, den anpassungswilligen Vollstrecker jeglichen gesetzförmigen Unrechts, hatte Bader am Tag seiner Entlassung in jenem cholерischen Oberlandesgerichtspräsidenten kennen gelernt. „Wir haben erlebt“, so sein ambivalent ausfallendes Resümee, „dass ein Gericht, das den Kreisleiter als Zeugen zu vernehmen hatte, bei dessen Erscheinen sich erhob, um den ‚Hoheitsträger mit dem deutschen Gruß zu begrüßen‘. Zur Ehre dieses jüngsten Richtertums sei allerdings auch angemerkt, dass es vereinzelt Amtsrichter gab, die denselben Kreisleiter ersuchten, die nichtöffentliche Verhandlung, in die er sich eingedrängt hatte, zu verlassen.“²⁷ Es gab, dies hat die historische Widerstandsforschung der letzten Jahre deutlich gemacht, durchaus Ermessens- und Handlungsspielräume: für die formal noch immer unabhängigen Richter wie für ihre freiberuflichen Anwaltskollegen.

Es waren Mandate des anwaltlichen Arbeitsalltags, die Bader vornehmlich übernahm: Rechtsberatungen etwa in zivilrechtlichen Angelegenheiten. Bei der Sichtung der Handakten 1945 ließ er sie noch einmal Revue passieren, um schließlich mit einem „Wie weit entfernt“ den Aktendeckel zu schließen. An einen „Büroschreck“ erinnerte er sich im Nachkriegstagebuch, eine treue, jedoch etwas strapazierende Klientin.

Und dann gab es auf der anderen Seite einige politisch brisante Mandate, darunter die Pflichtverteidigung in einem Landesverratsprozess vor dem Berliner Volksgerichtshof. Die innere Anspannung, mit der er dieses Mandat übernahm, ist selbst der Jahrzehnte später veröffentlichten Schilderung noch anzumerken:

„Neben der blendend weißen Uniform des Luftwaffengenerals, der als richterlicher Beisitzer fungierte, ist mir in Erinnerung, dass die Verteidiger in diesem einen Verfahren, das gewiss keine Verallgemeinerung zulässt, höflich-kühl behandelt und korrekt angehört wurden, dass sich auch der Anklagevertreter korrekt verhielt und dass die Strafen eher unter dem blieben, was wir Verteidiger erwartet haben. In diesem Fall ist mir als Verteidiger etwas für mich einmaliges passiert: beeindruckt von der Schwere des Schuldvorwurfs und der zu erwartenden Strafe hatte ich mein Plaidoyer besonders sorgfältig vorbereitet, auch um nicht im Eifer des Gefechts zu entgleisen. Da ließ der Staatsanwalt zu meinem Entsetzen die Anklage fallen, um meinen Mandanten unter einem anderen, leichteren Gesichtspunkt anzuklagen. Nun konnte ich mein Manuskript unter der Robe verschwinden lassen, um im gewohnten Stil frei zu antworten – auch ein kleines Seitenlicht zur Erhellung der Strafverteidigung im Dritten Reich und der Situation des Verteidigers!“²⁸

Zu Baders Klientel gehörten Verfolgte und Opfer des Unrechtsstaates: Juden und so definierte „jüdische Mischlinge“, Katholiken und Vertreter der katholischen Kirche, dienstentlassene Beamte. 1936/37 vertrat er die jüdische Geschäftsführerin einer Freiburger Korsetthandlung gegen ihre Angestellten und sah sich prompt im NS-Blatt *Der Führer* angeprangert: Rechtsanwalt Bader hat „sich zu[m] Judengenossen erniedrigt und damit der Verachtung des Volkes preisgegeben“.²⁹ Nun war die Vertretung jüdischer Mandanten durch Nichtparteimitglieder wie Bader zunächst gar nicht verboten. Kaum einer wollte jedoch die mit der Namensnennung in NS-Postillen fraglos einher gehende Stigmatisierung und den Verlust von Klienten riskieren. Dass Bader sich auch weiterhin Rechtsuchender wie jenes lettisch-jüdischen Studenten annahm, den zu vertreten ihn das Schweizerische Konsulat beauftragt hatte, illustriert seine berufsethische Standfestigkeit und Unkorruptierbarkeit. Seine verfolgte, seine regimekritische Klientel wiederum konnte sicher sein, dass sie bei ihm den keineswegs mehr selbstverständlichen Vertrauensschutz genoss.

Im Büro „am Martinstor, in das man von der Sackgasse her über eine Art Hintertreppe kam“³⁰, betrat der anwaltlichen Rat Suchende quasi eine Enklave: „Lage und Größe waren unwichtig, wichtig nur, dass dieses Büro zwei Doppeltüren hatte, die jeweils innere gepolstert. Solche Doppeltüren zeigten in jenen Tagen eine merkwürdige Gemeinsamkeit, gleich ob dahinter ein Arzt, Rechtsanwalt oder Makler hauste: sie erlaubten die Rückkehr zum eigentlichen Ich. Viele haben jenen kleinen Raum in jenen Jahren betreten. ‘Arier’ und ‘Nichtarier’, ‘nichtarisch’ versippte und wie die rassischen Kategorien sonst noch hießen, und immer wieder geschah dasselbe. Kaum war die Doppeltür zum Vorzimmer, wo die brave, ahnungslose (oder nichts ahnen wollende) Sekretärin saß, geschlossen, kam das Innere des Besuchers zum Vorschein. Es war wie eine Art geistigen Erbrechens. Zuerst ein Blick nach dem Telefon und nach dem hermetisch geschlossenen Fenster – dann ging es los. Zurückhaltend in den ersten Sätzen, dann wie ein Sturzbach hervorquellend, ein Gemisch aus Empörung, Ekel und Scham, das Sichauflehnen gegen Gewalt und Unrecht, gegen Doppelzüngigkeit und offene Schamlosigkeit, die da draußen, jenseits der Doppeltüren herrschten. Der Dauerbewohner besagten Büros, dessen gewohnt und bis zum Ende der Prozedur weiter an der Zigarre rauchend, musste warten, bis der Anfall vorüber war. Dann konnte man darüber

reden, wie man ‚Denen‘ auf ungefährliche oder doch nicht allzu riskante Weise ein Schnippchen schlagen konnte.“³¹

Zum Kreis derer, die hinter den gepolsterten Türen des Anwaltszimmers Vertrauliches besprachen, gehörte die Freiburger Caritasmitarbeiterin Dr. Gertrud Luckner. Die gebürtige Engländerin mit enger Verbindung zur Religionsgemeinschaft der Quäker, war engagierte Fürsorgerin und überdies „mit der Durchführung notwendiger Aufgaben der außerordentlichen Seelsorge“, so das erzbischöfliche Beglaubigungsschreiben, mit der Betreuung und Auswanderungsberatung katholisch getaufter Juden betraut. Ihre Unterstützung galt freilich konfessionsunabhängig jedem hilfesuchenden Juden. Sie verfügte über vielfältige internationale Kontakte, die sie den zunächst legalen, mit der Schließung der Schweizer Grenze 1938 zunehmend auch illegalen Emigranten nutzbar machte. „Meine Juden kamen nach Basel. [...] Meine Freunde haben sie dort aufgenommen, ihnen Geld gegeben und weitergeholfen.“³² Von Luckners Tätigkeit als illegaler Fluchthelferin zeugt die im Nachlass befindliche eigenhändige Skizze des Grenzverlaufs bei Gottmadingen und Singen. Für ihre Hilfsaktionen benötigte Gertrud Luckner zuverlässige Unterstützung. Karl Siegfried Bader fungierte hier im weitesten Sinne als juristischer Ratgeber. „Die Luckner hat mich als Anwalt entdeckt und ich bin ja auch für sie gereist“, erklärte er lakonisch in einem kurz vor seinem Tod gegebenen Interview.³³ Diese Tätigkeitsbeschreibung lässt sich ein wenig konkretisieren. Letztmals im November 1940 fuhr Bader in die Schweiz, um mit Luckners dortigen Kontaktpersonen Fühlung zu nehmen, die wegen der kriegsbedingten Briefzensur anders nicht mehr zu erreichen waren. Offizieller Grund für die genehmigungspflichtige Reise war eine Archivrecherche im Auftrag eines vorgeblich kriegswichtigen Unternehmens. Und wenn wir uns des Datums vergewissern: wenige Wochen nach der berüchtigten Oktoberdeportation der badischen und pfälzischen Juden, dann wird die ganze Tragweite dieser Schweizer Mission deutlich. Vielleicht ließe sich auf diesem Wege wenigstens noch einigen vorerst Davongekommenen helfen.

Ob als *Widerständigkeit*, ob als simple Mitmenschlichkeit intendiert, auch dieses Handeln bedeutete erhöhte Selbstgefährdung. Wie konkret die Gefahr seinerzeit gewesen war, erfuhr Bader 1947 bei der Sichtung des umfangreichen Gestapo-Dossiers über Gertrud Luckner. Es liegt heute, soweit erhalten, in einer von Hans-Josef Wollasch besorgten Edition vor. Um eine mutmaßliche Nachrichtenzentrale des Freiburger Erzbischofs zu enttarnen, war Luckner bis zur Festnahme im März 1943 ein halbes Jahr von Beamten der Düsseldorfer Gestapo-Leitstelle (*so der damalige Jargon*) observiert worden. „Nahe der Anwaltskanzlei war sie mehrmals gesehen worden, wie sie „scharf auf die rechte Straßenseite zu(fuhr), (...) vom Fahrrad abstieg und (...) Anstalten machte, auf das Haus zuzugehen. Sie vergewisserte sich jedoch (...) noch einmal, ob sie jemand beobachten könnte (...), wurde stutzig (...), bestieg dann plötzlich wieder das Fahrrad und fuhr einen anderen Weg.“³⁴

Bei der Verhaftung im Zug zwischen Offenburg und Karlsruhe wurde auch ihr Adressbuch beschlagnahmt. Unter den Namenseinträgen war der des Anwalts. „Ich stand in ihrem Büchlein, als sie verhaftet wurde. Da stand nur ‚Bader‘ und ein Mann von der Gestapo, der früher bei der Freiburger Polizei war und der mich kannte,

sagte mir später, wir haben genau gewusst, wer der Bader war, aber der Bader war ja beim Militär.“³⁵ Auch das gab es: einen zur Gestapo versetzten Polizeibeamten, der eine Spur nicht weiter verfolgte! Einer willkürlichen Entscheidung, auch dies ein Strukturelement des Unrechtsstaats, verdankte Bader, dass ihm Vorladung, Verhör, womöglich Verhaftung und Haft erspart geblieben waren.

Karl Siegfried Bader befand sich damals tatsächlich beim Militär. Nur Wochen nach der Reise in die Schweiz, im Februar 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Weil der Sozjus bereits 1940 zum Landgericht Kassel beordert und schließlich an die Ostfront abkommandiert worden war, wurde die Kanzlei *Dr. Karl Siegfried Bader, Dr. Hans Eisele, Rechtsanwälte* aufgelöst. Zunächst war Bader wegen seines Dokortitels irrtümlich zur Sanitätsabteilung eingezogen worden. „Dr. iur. gabs beim Kommis nicht. Ich wurde (...) zur Sanität (sic) als beinahe 40-Jähriger eingezogen, ungedient, daher hagelte es auf dem Kasernenhof mit (Beschimpfungen wie) ‚taube Nuss‘ und dergleichen.“³⁶ Eben der Kasernenhofton, die offenkundige Intellektuellenfeindschaft und Verachtung von Individualität, dazu die Erfahrungen aus dem Wehrstrafvollzug prägten Baders Wahrnehmung nachhaltig. „(...) warum hat man nie gehört, dass einer von diesen Schindern später zur Rechenschaft gezogen wurde“, artikulierte sich noch nach Jahrzehnten seine Empörung.³⁷

Als gesundheitsbedingt nicht frontdiensttauglicher Infanterist war Bader zunächst Bataillonsschreiber in Ulm. 1942 fand er auf vermittelnde Fürsprache des Strafrechtlers Adolf Schönke Verwendung im Freiburger Wehrmachtgefängnis. Eine belastende Erfahrung: die Vollstreckung von 43 Todesurteilen gehörte dazu. Manches hat Bader seinen nachträglich „unter gefangenen Soldaten“ überschriebenen Aufzeichnungen anvertraut, die heute im Münchener Institut für Zeitgeschichte verwahrt werden. Anderes fiel unter das in zunehmendem Umfang wahrgenommene Mandantenverhältnis, denn Bader trat schließlich „zeitweilig fast jede Woche als Amtsverteidiger vor Militärgerichten“ auf.³⁸

Dass sich in der Person Adolf Schönkes die Juristische Fakultät in den Wechsel an das Wehrmachtgefängnis einschaltete, hatte einen sehr konkreten Hintergrund. Bader hatte sich mit einer rechtsgeschichtlichen Studie habilitiert, die räumliche Nähe zur Universität sollte ihm die Aufnahme seiner Lehrverpflichtung ermöglichen. Dass die Fakultät mit dieser Habilitation ihre verbliebenen Handlungsspielräume, ihre partiell erhaltene Autonomie nutzte, zeigt die Kontrastierung mit jenen Universitäten, die Baders Berufung wegen negativer Stellungnahmen von Ministerium und Parteistellen scheitern ließen: die Universitäten Marburg und Greifswald. Den Freiburger Juristen blieb Bader somit bis zur kriegsbedingten Verlegung des Militärgefängnisses Ende 1944 erhalten.

Karl Siegfried Bader geriet kurz vor Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, kehrte jedoch bereits im Juli 1945 nicht nur nach Freiburg, sondern sogleich in den Justizdienst zurück. „Ich habe mich entschlossen, in den Justizdienst zurückzukehren“, notierte er in sein Tagebuch. „Ich werde an jener Stelle auftauchen, aus der ich vor 12 Jahren entfernt worden bin [...]“.³⁹ Die Ernennung zum planmäßigen Oberstaatsanwalt erfolgte im Oktober, im März 1946 wurde Bader Generalstaatsanwalt des neuen Oberlandesgerichtsbezirks Freiburg. Parallel verlief der Wiederbeginn der akademischen Laufbahn, beginnend im August 1945 mit der



Karl Siegfried Bader, 1994,
Foto: Archiv Günther Reichelt.



Karl Siegfried Bader in seiner Züricher Wohnung im
Mai 1998, Foto: H. Viredaz-Bader.

Übertragung einer außerordentlichen Professur. 1951 sollte Bader die Wissenschaft zu seinem ausschließlichen Beruf machen. Dem Ausscheiden aus dem badischen Justizdienst folgten Berufungen an die neugegründete rheinland-pfälzische Landesuniversität Mainz und schließlich auf den Lehrstuhl für schweizerische und deutsche Rechtsgeschichte in Zürich.

Es bleibt abschließend die Frage nach der Prägekraft der Diktaturerfahrung aufzugreifen, die Frage nach der Diktaturerfahrung des Strafverteidigers im Unrechtsstaat, aber auch der persönlichen, privaten Diktaturerfahrung. Da ist zum einen die reflexive Ebene der Auseinandersetzung mit Recht im Unrechtsstaat, das Bader entsprechend dem Radbruch'schen Diktum als gesetzliches Unrecht sah. Das Nachdenken über die juristische Bewältigung politischer und historischer Schuld durchzieht, wie eingangs angedeutet, die Nachkriegspublizistik Baders beginnend mit Überlegungen zur Wiedererziehung, zur „Reeducation“ nachfolgender Juristengenerationen bis hin zu Rezensionen von Alexander Mitscherlichs *Medizin ohne Menschlichkeit* oder Eugen Kogons *SS-Staat. Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit* war eine der zentralen Publikationen jener Jahre, entstanden 1944, so das Vorwort, „aus den Meditationen des durch und durch unfreiwilligen Soldaten“ und in der Vorstellung, „das Zeitalter der Umkehr sei schon angebrochen.“⁴⁰ Es ist eigentlich ein geschichtsphilosophisches Buch, in dem Bader wohl auch in Auseinandersetzung mit der 1935 publizierte kulturkritische Schrift des niederländischen Historikers Johan Huizinga *Im Schatten von morgen*⁴¹ die Gefahren monokausaler – „eingründiger“, so seine Formulierung – Geschichtsdeutungen reflektiert.⁴²

Vielleicht war die Aversion gegen jede Monokausalität und eingründige Schuldzuweisung der Grund, weshalb Bader nur eher unwillig am formalisierten Prozess der Entnazifizierung mitwirkte. Hier sollte er aus seiner Sicht kollektiv Parteimitglieder aburteilen, wo es doch nach individueller Schuld zu differenzieren galt. „Nachmittags Reinigungskommission, notierte er Ende 1945 in sein Tagebuch,

ich trete bei einigen Gemaßregelungen für Pensionierung (statt Entlassung ohne Bezüge) ein.“⁴³ Es waren rechtsethische Erwägungen, die ihn hierzu veranlassten, womöglich aber auch das Eingeständnis, dass Karrierestreben seinen Preis hatte, einen Preis, den auch er kurzzeitig zu zahlen bereit gewesen war.

Was uns als Milde gegenüber „Märzgefallenen“ erscheint, kontrastiert auffallend mit Baders unnachgiebiger Härte gegenüber den Straftätern und Schergen des Unrechtsstaates. Prinzipienfestigkeit bescheinigte ihm der erwähnte *Spiegel*-Artikel, weil Bader sowohl gegen die Mörder im Ärztekittel als auch gegen den Erzbergermörder Tillessen die Höchststrafe beantragte – trotz längst grassierenden Gnadenfiebers! Hier war dem Einzelnen schuldhaftes Handeln der verwerflichsten Art nachzuweisen und hier blieb Bader unnachsichtig und unerbittlich – auch und gerade, das macht das Plädoyer im Fall des Erzbergermörders deutlich – im Namen des Opfers.

Dass sich Bader schließlich sehr frühzeitig für den christlich-jüdischen Dialog einsetzte, war wohl zum Teil dem Einfluss Gertrud Luckners geschuldet. In ihrem Umfeld entstand 1948 die Idee, diesem Dialog ein publizistisches Forum zu geben: Dies war die Geburtsstunde des *Freiburger Rundbriefs*, in dem sich Bader wiederholt zu Wort meldete – so im Jahr der Kölner Synagogenschmierereien 1959 zum Thema „Strafrechtlicher Schutz gegen Antisemitismus“. Es mag ein religiöses Grundbedürfnis des bekennenden Katholiken gewesen sein, in diesen Dialog einzutreten. Die Spuren der Vergangenheit, die Erfahrung als Anwalt entrechteter Juden, die Erinnerung an das Schicksal der ersten, seiner 1941 deportierten Ehefrau Grete waren mindestens mitbestimmend. Insofern ist ein primär dem Rechtsanwalt Karl Siegfried Bader gewidmeter Beitrag vielleicht ein ungewöhnlicher, doch womöglich instruktiver Weg der Annäherung an diesen Juristen, Landeshistoriker und Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts.

Anschrift der Bearbeiterin:
Dr. Angela Borgstedt
Historisches Institut Universität Mannheim

Anmerkungen

- | | |
|---|---|
| <p>1 So die retrospektive Beschreibung seiner Berufsjahre als Rechtsanwalt in: KARL SIEGFRIED BADER, Erinnerungen an Donau- eschingen. Hrsg. v. HELMUT MAURER, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 49 (2006), S. 84–135, hier S. 111.</p> <p>2 KARL SIEGFRIED BADER, Grundsätze und Fragen der Nachbildung und Nacherziehung der Referendare. Denkschrift der badischen Justizverwaltung 1946, S. 2 f.</p> <p>3 KARL SIEGFRIED BADER, Die deutschen Juristen, Tübingen 1947, S. 17.</p> | <p>4 BADER (wie Anm. 3), S. 22.</p> <p>5 BADER (wie Anm. 3), S. 21.</p> <p>6 Vgl. <i>Der Spiegel</i>, 18. Mai 1950, S. 8.</p> <p>7 KARL SIEGFRIED BADER, Der Fall Tillessen in europäischer Beleuchtung, in: <i>Neues Europa</i> 11 (1947), S. 12–16, hier S. 12. Vgl. auch KARL SIEGFRIED BADER, Plädoyer des Generalstaatsanwalts in Freiburg im Prozess gegen Heinrich Tillessen, gehalten am 27. November 1946, in: <i>Die Wandlung</i> 2 (1947), S. 69–93.</p> <p>8 FERDINAND ELSENER; WILHELM H. RUOFF (Hrsg.), <i>Rechtsgeschichte, Rechtssprache, Rechtsarchäologie, rechtliche Volkskunde</i>. Festschrift Karl Siegfried Bader, Zürich, Köln 1965.</p> <p>9 BADER (wie Anm. 1), S. 108.</p> <p>10 Vgl. ALEXANDER HOLLERBACH: Karl Siegfried Bader in Freiburg, in: ders.:</p> |
|---|---|

- Jurisprudenz in Freiburg. Beiträge zur Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität, Tübingen 2007, S. 373–396.
- 11 KARL SIEGFRIED BADER, Politische und historische Schuld und die staatliche Rechtsprechung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 10 (1962) S. 113–125, hier S. 113.
 - 12 Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 465c/305.
 - 13 Vgl. hierzu die Gesprächsaufzeichnung Michael Kißeners mit Bader, Zürich, 10. Juli 1998, Bestand der Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten der Universität Mannheim, FW Qt 23.
 - 14 Zit. nach CLAUDIETER SCHOTT, Karl Siegfried Bader 1905–1998, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 119 (2002), S. 1–14, hier S. 3.
 - 15 Vgl. Entschließung des Vorstands der Badischen Anwaltskammer vom 22. April 1933, GLA 234/6294.
 - 16 BADER (wie Anm. 1), S. 111.
 - 17 KARL SIEGFRIED BADER, In testimonium caritatis, in: Freiburger Rundbrief XII (1959/60), 26. September 1960, S. 30. Zu Eisele vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe GLA 69 Rechtsanwaltskammer Karlsruhe Nr. 156 und GLA 465c/906.
 - 18 Radbruch an Carl August Emge, 27. Oktober 1940, in: GUSTAV RADBRUCH, Briefe II (1919–1949), Heidelberg 1995, S. 166.
 - 19 ERNST FRAENKEL, Der Doppelstaat, 2. Aufl. Hamburg 2001, S. 45.
 - 20 Jahresbericht der Badischen Anwaltskammer 1933, S. 4, Generallandesarchiv Karlsruhe GLA 240/611.
 - 21 BADER (wie Anm. 3), S. 5.
 - 22 KARL SIEGFRIED BADER, Die Wiederherstellung rechtsstaatlicher Garantien im deutschen Strafprozess nach 1945, in: Strafprozess und Rechtsstaat. Festschrift für H. F. Pfenninger, Zürich 1956, S. 1–14, hier S. 7 f.
 - 23 KARL SIEGFRIED BADER, Strafverteidigung vor deutschen Gerichten im Dritten Reich, in: Juristenzeitung 27 (1972), S. 6–12, hier S. 7.
 - 24 FRIEDRICH VORTISCH, Briefe der Brüder Friedrich und Hanns Vortisch aus den Jahren 1933–1940, in: Badische Heimat 82 (2002), S. 670–692, hier S. 683.
 - 25 Vgl. Schadek, Hans, Robert Grumbach 1875–1960. Jüdischer Rechtsanwalt, Sozialdemokrat und Stadt, Ehrenbürger von Freiburg, Freiburg i.Br. 2007, S. 71 f.
 - 26 BADER (wie Anm. 11), S. 113.
 - 27 BADER (wie Anm. 3), S. 14.
 - 28 BADER (wie Anm. 23), S. 11.
 - 29 Vgl. „Der Führer“, 5. Januar 1937.
 - 30 Hierzu wie zum Folgenden vgl. Bader (wie Anm. 17), S. 30.
 - 31 BADER (wie Anm. 17), S. 30.
 - 32 HANS-JOSEF WOLLASCH (Bearb.), „Betrifft Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg“. Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942–1944, Konstanz 1999, S. 26.
 - 33 Vgl. hierzu das Gespräch Baders mit Michael Kißener, Zürich, 10. Juli 1998, FW Qt 23.
 - 34 WOLLASCH (wie Anm. 32), S. 136.
 - 35 So Bader im Gespräch mit Michael Kißener, Zürich, 10. Juli 1998, FW Qt 23.
 - 36 REINER HAEHLING VON LANZENAUER, Aus einem Briefwechsel mit Karl Siegfried Bader, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N.F. 109 (2000), S. 369–384, hier S. 378.
 - 37 HAEHLING VON LANZENAUER, (wie Anm. 36) S. 378.
 - 38 HAEHLING VON LANZENAUER, (wie Anm. 36) S. 369.
 - 39 ULRICH WEBER (Bearb.), Tagebuch von Karl S. Bader Juli 1945 bis Juni 1946, in: Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre. Badische Politik nach 1945, hrsg. v. PAUL LUDWIG WEINACHT, Sigmaringendorf 1988, S. 35–88, hier S. S. 35 f.
 - 40 KARL SIEGFRIED BADER, Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit. Kritik des geschichtswidrigen Denkens, Karlsruhe 1946, S. 5.
 - 41 JOHAN HUIZINGA, Im Schatten von morgen, Zürich-Brüssel 1948.
 - 42 BADER (wie Anm. 40), S. 35.
 - 43 WEBER (wie Anm. 39), S. 56.

Herbstliche Pilz-Aspekte in den Wäldern der Südwest-Baar

Ein Beitrag zur Pilzflora zwischen Göschweiler und Bräunlingen

Von Dieter Knoch

Einleitung

Die Kalknadelwälder der Baar üben auf den Pilzfreund einen besonderen Reiz aus, nicht so sehr wegen üppiger Vorkommen von Speisepilzen als vielmehr wegen der Fülle schöner und seltener Pilzarten, die man sonst kaum in dieser Reichhaltigkeit irgendwo in Deutschland antreffen kann. Dies ist dem Zusammentreffen von Böden über Kalkstein (hier meist Muschelkalk), reichlichen Niederschlägen in Meereshöhen zwischen 800 und 900 m NN und den Waldbäumen Fichte, Tanne und Kiefer zu verdanken. Solche oder ähnliche Verhältnisse trifft man innerhalb Deutschlands nur noch in den Kalkalpen und abgeschwächt auf der Ost-Alb an. So zeigen die für die Nördlichen Kalkalpen von SCHMID-HECKEL (1985 u. 1988) erarbeiteten Pilzlisten eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der hier vorgestellten Pilzflora. Man kann vermuten, dass zumindest die an Fichte gebundenen Pilze in den letzten Jahrhunderten infolge der Einführung und Förderung der Fichte durch den Menschen aus den Alpen eingewandert sind.

Erhöht wird der Reiz durch die deutliche Grenze zwischen den Buntsandsteinböden des Baarschwarzwaldes und den Kalkböden der eigentlichen Baar-Landschaft. Diese Besonderheiten hat schon HANS HAAS, der Altmeister der Pilzkunde in Deutschland, herausgearbeitet und dabei den Grundstein für ökologische und soziologische Forschung innerhalb der Mykologie gelegt (HAAS 1932, 1958, 1972). Eine dieser Arbeiten von HAAS mit dem Titel „Beiträge zur Kenntnis der Pilzflora im Raum zwischen Brigach, Eschach und Prim“ ist denn auch in den *Schriften des Baarvereins* (Band 29, 1972) erschienen. Die Untersuchungen von HAAS lagen schwerpunktmäßig im Raum Villingen-Schwenningen, wo er von 1948–1954 wohnte und als Lehrer tätig war. Die in diesem Beitrag beschriebenen, weiter südlich gelegenen Wälder der Südwest-Baar wurden von ihm nicht bearbeitet. Sie zeigen in ihrer pilzfloristischen Zusammensetzung dennoch eine große Ähnlichkeit. Im Süden der Baar stand die Wutachschlucht (seit 1939 Naturschutzgebiet) mit ihren angrenzenden Wäldern bei Röttenbach und Göschweiler im Interesse pilzkundlicher Untersuchungen. Wichtige Beiträge hierzu lieferten P. STRICKER (1950) und H. SCHWÖBEL (1971). Bei allen drei Autoren (HAAS, STRICKER, SCHWÖBEL) wurde die Pilzflora auf sauren Böden des Schwarzwaldes derjenigen auf basischen Böden der Baar gegenübergestellt und verglichen. In diesem Beitrag wird auf eine erneute Gegenüberstellung verzichtet. Das Hauptaugenmerk gilt allein der basen- und kalkliebenden Pilzflora der Nadelwälder. Dies auch deshalb, weil die Pilze saurer Nadelwälder (über Buntsandstein, Granit oder Gneis) aus dem gesamten Schwarzwald und auch aus anderen Mittelgebirgen Deutschlands mit ähnlicher Geologie hinlänglich bekannt sind.

Es hat sich allerdings gezeigt, dass manche der in diesem Beitrag beschriebenen Pilzarten, die als typisch für Kalkgebiete gelten („Kalkzeiger“), auch noch auf basenreichen Gneisen des Südschwarzwaldes zu finden sind (KNOCH 1995), so dass der im Baarschwarzwald zu beobachtende schroffe Gegensatz zwischen der Pilzflora über Buntsandstein und derjenigen über Kalk an anderen Gesteinsgrenzen durchaus allmählich und gleitend erfolgen kann.

Exkursionsgebiete und Beobachtungszeitraum

Im Zeitraum von 1966 bis 2008 wurden bei 67 Exkursionen folgende Gebiete besucht: Allmendholz zwischen Röttenbach und Göschweiler (seit 1966), Weißholz nordöstlich von Göschweiler (seit 1972), Wald westlich des Waldschwimmbades von Löffingen (seit 1973), Streitwäldle nördlich vom Wildpark Löffingen (seit 2004), Weißwald südlich Kirnbergsee (seit 1973) und Waldgebiet südwestlich von Bräunlingen (Ruine Dellingen; seit 1973). Zusätzlich wurde ein Waldgebiet westlich von Nögenschwiel, Kreis Waldshut, miteinbezogen, welches schon dem Naturraum Alb-Wutach angehört, aber vergleichbare Verhältnisse bezüglich Gestein, Waldzusammensetzung und Pilzflora aufweist (seit 1997). Die Exkursionen fanden nicht alljährlich statt, dafür bei günstigen Wuchsbedingungen mehrmals pro Jahr.

Dank: An den Exkursionen beteiligten sich zeitweise folgende Damen und Herren (alphabetisch): ROSWITHA BARON (Freiburg), HELGO BRAN (Freiburg), DR. HANNS BURCKHARDT † (Emmendingen), DR. BERNHARD OERTEL (Bonn), GÜNTER SAAR (Lahr) und DR. LEOPOLD SCHRIMPL (Emmendingen). Den genannten Damen und Herren sei für wertvolle Hinweise, Bestimmungshilfe und gute Zusammenarbeit herzlich gedankt. Besonderer Dank gebührt Herrn HELMUT SCHWÖBEL, den ich am 23. und 24. September 1967 bei seinen pilzkundlichen Untersuchungen für das Buch „Die Wutach“ begleiten durfte und der mich über viele Jahre durch geduldige Bestimmung zugesandter Pilze, insbesondere aus der Gruppe Schleimköpfe (*Phlegmacium*) unterstützt und angeregt hat. – Auf vielen gemeinsamen Exkursionen (seit 1976) hat sich mein Pilzberaterkollege DR. LEOPOLD SCHRIMPL an der Sammelarbeit, Bestimmung und fotografischen Erfassung beteiligt. – GÜNTER SAAR schließlich, ebenfalls guter Kenner der Baar-Wälder und Teilnehmer gemeinsamer Exkursionen, hat durch Einbeziehung molekulargenetischer Untersuchungen wesentlich zur Bestimmung ungeklärter und missgedeuteter Arten (aus der Gruppe Schleimköpfe, *Phlegmacium*) beigetragen.

Struktur und Vegetation der Wälder

Die untersuchten Flächen liegen ausnahmslos in Nadelwäldern. In den meisten Fällen sind es reine Fichtenbestände; oftmals sind sie mit Tanne und Kiefer untermischt. Selten wurden reine Tannenbestände angetroffen. Der geologische Untergrund besteht in allen Fällen aus Muschelkalk. Die Kalkböden sind aber oft mit einer dicken Rohhumusschicht und einer oft säureliebenden Moosdecke überzogen, was auf die ganzjährige Beschattung durch die Nadelbäume und die saure Nadelstreu zurückzuführen ist. Häufig sind an Pilz-Fundstellen die Arten Glanz- oder Etagenmoos (*Hylocomium splendens*), Großes Kranzmoos (*Rhytidiadelphus triquetrus*) und an feuchten Stellen Tamarisken-Thujamoos (*Thuidium tamariscinum*) beteiligt;

es fehlen aber die Beersträucher Heidel- und Preiselbeere der benachbarten Nadelwälder über Buntsandstein völlig. Erst Pflanzenarten, die mit ihren Wurzeln die eigentliche Kalkbodenschicht erreichen, zeigen an, dass Kalk den Untergrund bildet. Es sind dies Seidelbast (*Daphne mezereum*), Rote Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*), verschiedene Waldorchideen (z.B. Weiße Waldhyazinthe, *Platanthera bifolia*, Nestwurz, *Neottia nidus avis*, Violette Stendelwurz, *Epipactis purpurata*, Kriechstendel, *Goodyera repens* u. a.), Steinbeere (*Rubus saxatilis*), Fiederzwenke (*Brachipodium pinnatum*) und Blaugrüne Segge (*Carex flacca*). Zusammen mit dem säureliebenden Rundblättrigen Labkraut (*Galium rotundifolium*) und einigen Wintergrün-Arten (z.B. Nickendes und Einblütiges Wintergrün, *Pirola secunda* u. *uniflora*) bilden diese Wälder eine Gesellschaft, die man als „Kalkliebenden Tannen- Fichten- Mischwald der Baar“ (*Pyrolo-Abietetum*) bezeichnet.

Die Pilzaspekte in den Monaten September und Oktober

Von den mehrere Hundert Arten umfassenden Pilzfunden seien hier nur die auffälligsten und vom Natur- und Pilzfremd ohne Anwendung von Mikroskop oder Chemie bestimmbare Arten angeführt. Eine Ausnahme bilden die im Folgenden beschriebenen Arten der Schleimköpfe oder Klumpfüße (Untergattung *Phlegmacium*), die man als Sondergut der Baar betrachten kann und die daher etwas ausführlicher behandelt werden. Sie erscheinen selten vor September und sind durch ihre Größe, ihre Farbigkeit und ihre Vorliebe für Kalkböden gekennzeichnet. Seit ihre schwierige Bestimmung durch Herausgabe neuerer Fachbücher und Bildwerke erleichtert wurde, hat sich der Autor mit dieser interessanten Gruppe näher beschäftigt (KNOCH 1972, 1976 u. 1995). Nicht berücksichtigt werden die Zersetzerpilze (Saprophyten; vor allem Holz und Humus abbauende Pilze), da sie in Nadelwäldern meist bodenvag sind und somit keinen Zeigerwert für bestimmte Böden (hier: Kalkböden) aufweisen.

Da auch viele Arten der Milchlinge (*Lactarius*) und Schnecklinge (*Hygrophorus*) erst im Herbst erscheinen, erschien es günstiger, die jährlichen Pilzexkursionen in die Monate September und Oktober zu verlegen. Wie Kontrollbesuche im August zeigten, waren zu dieser Zeit viele der genannten typischen Herbstpilze noch nicht erschienen, während sich umgekehrt im Herbst meist noch letzte Nachzügler der Sommerpilze zeigten. In manchen Jahren fiel wegen Trockenheit im Sommer fast jegliches Pilzwachstum aus und kam erst durch herbstliche Niederschläge wieder in Gang. Es fällt zum Beispiel auf, dass in den Listen von STRICKER (1950) manche Herbstpilze fehlen, weil er, wie seine Protokolle beweisen, als Lehrer die sommerlichen Untersuchungen Anfang September zum Ferien-Ende abschließen musste.

Die Nomenklatur der im Text erwähnten deutschen und wissenschaftlichen Artnamen folgt BOLLMANN ET AL. (2007). Die mit * bezeichneten Pilze stehen auf der Roten Liste der gefährdeten Großpilze in Deutschland (DGFM & NABU 1992) und/oder in Baden-Württemberg (WINTERHOFF & KRIEGLSTEINER 1984).

Gruppen und Ringe der farnefrohen Klumpfüße beleben den Herbstwald

Wenn man nach einer üppigen Regenperiode im September oder Oktober die Nadelwälder der Baar durchstreift, ist man immer wieder überrascht über die

Fülle großer und fleischiger Fruchtkörper, die in Gruppen oder auch in sogenannten Hexenringen aus dem Boden sprießen. Ihre Zugehörigkeit zur großen Familie der Schleierlinge erkennt man daran, dass sich im jugendlichen Stadium zwischen Hut und Stiel ein spinnfädiger Haarschleier (*Cortina*) ausbreitet, der sich beim Aufschirmen des Hutes ringartig am Stiel absetzt und durch den später herabfallenden braunen Sporenstaub als Ringzone deutlich erkennbar wird. Innerhalb der großen Gruppe der Schleierlinge lässt sich nun die schon erwähnte Untergattung *Phlegmacium* abtrennen, die man an der immer vorhandenen schleimigen Hutoberfläche (deutscher Name: Schleimköpfe) oder an der oft verdickten Stielknolle (deutscher Name: Klumpfuß) gut erkennen kann. In dieser Gruppe befinden sich giftige, ungenießbare und wenige essbare Arten.

Zu den jahresweise häufigen Arten gehört der Reihige Klumpfuß (*Cortinarius glaucopus*), der an seinen semmelbraunen Farben, dem fast knollenlosen Stielende und dem oft massenhaften Auftreten in Reihen und Ringen zu erkennen ist. Ähnliche Ringe bildet der *Violettgraue Klumpfuß (*Cortinarius caesiocanescens*) (Abb. S. 97) mit derben, grau bis leicht violett gefärbten Fruchtkörpern. Eine große Art mit anfangs weißen, später ockerfarbenen Hüten und lange eingerolltem Hutrand ist der Vergrabene Klumpfuß (*Cortinarius corrosus*). Relativ häufig und essbar ist der Ziegelgelbe Schleimkopf (*Cortinarius varius*) (Abb. Seite 97), dessen rotbraune Hüte zum weißen Stiel und den leuchtend violetten Lamellen lebhaft kontrastieren. Durch eine breit gerandete Knolle, violette Lamellen und gelbgerandete Hüte ist der *Haas'sche Klumpfuß (*Cortinarius haasii*) gekennzeichnet. Die Art wurde nach HANS HAAS benannt, der sie für den Ostschwarzwald und die Baar neu entdeckt und beschrieben hat. Mit leuchtend gelben Farben und einem würzigen Geruch macht sich der schlanke, fast knollenlose Würzige Schleimkopf (*Cortinarius percomis*) bemerkbar. Zu den schönsten und interessantesten Vertretern zählt der Anis-Klumpfuß (*Cortinarius odorifer*) (Abb. S. 97). Der rothütige und ansonsten intensiv gelb gefärbte Pilz strömt einen deutlichen Anis-Geruch aus. Der aus Laubwaldgebieten bekannte *Gelbflockige Schleimkopf (*Cortinarius nanceiensis*) (Abb. S. 97) ist auch in den Nadelwäldern der Baar heimisch. Die sonst gelbbraun gefärbten Hüte erscheinen im Nadelwald eher dunkel kupferbraun. Ihm sehr ähnlich ist der Stinkende Schleimkopf (*Cortinarius musivus*), der aber einen penetranten erdartigen Geruch ausströmt. Eine Vorliebe für die Weißtanne zeigt der *Schwarzgrüne Klumpfuß (*Cortinarius atrovirens*) mit der bei Pilzen seltenen Farbe Grün, die auf dem Hut nach Schwarz tendiert und mit den gelben Lamellen einen lebhaften Kontrast bildet. Auch der stattliche Leuchtendgelbe Klumpfuß (*Cortinarius splendens* var. *meinhardii*) liebt die Nähe der Weißtanne. Mit ihr ist ebenso der violettgefärbte *Bunte Klumpfuß (*Cortinarius dibaphus*) durch Mykorrhiza

Rechte Seite von links nach rechts/von oben nach unten:

Violettgrauer Klumpfuß (*Cortinarius caesiocanescens*), Ziegelgelber Schleimkopf (*Cortinarius varius*), Amethystblättriger Klumpfuß (*Cortinarius calochrous* var. *coniferarum*), Anis-Klumpfuß (*Cortinarius odorifer*), Gelbflockiger Schleimkopf (*Cortinarius nanceiensis*), Goldbrauner Klumpfuß (*Cortinarius aureofulvus*), Trägerischer Schleimkopf (*Cortinarius fraudulosus*), Körnigfädiger Schleimkopf (*Cortinarius papulosus*).



verbunden. Als strenger Begleiter der Kiefer gilt der Violettgerandete Klumpfuß (*Cortinarius pseudoglaucopus*).

Weitere interessante, nicht weniger wichtige Arten sind aus Platzgründen in der folgenden Liste aufgeführt (wissenschaftliche Namen in alphabetischer Reihe):

Schönfarbiger Schleimkopf	<i>Cortinarius amigochrous</i>
*Goldbrauner Klumpfuß (Abb. S. 97)	<i>C. aureofulvus</i>
Goldstaub-Klumpfuß	<i>C. aureopulverulentus</i>
*Rundlichsporiger Klumpfuß	<i>C. caesiocortinatus</i>
Bitterlicher Klumpfuß	<i>C. caesiostramineus</i>
Amethystblättriger Klumpfuß (Abb. S. 97)	<i>C. calochrous var. coniferarum</i>
*Körnighäutiger Klumpfuß	<i>C. cephalixus</i>
Kupferroter Klumpfuß	<i>C. cupreorufus</i>
Dunkelschuppiger Klumpfuß	<i>C. dalecarlicus</i>
Mehligriechender Klumpfuß	<i>C. dionysae</i>
*Messinggelber Klumpfuß	<i>C. elegantior</i>
Trügerischer Schleimkopf (Abb. S. 97)	<i>C. fraudulentus</i>
Orangebrauner Klumpfuß	<i>C. fulminoides</i>
Cyanblättriger Klumpfuß	<i>C. fulvoochrascens</i>
Bitterer Schleimkopf	<i>C. infractus</i>
Körnigfädiger Schleimkopf (Abb. S. 97)	<i>C. papulosus</i>
Purpurfleckender Klumpfuß	<i>C. purpurascens</i>
Erdigriechender Schleimkopf	<i>C. varicolor</i>

Alle genannten Arten aus dieser Gruppe (insgesamt 31) sind gute Standortseiger und typisch für Kalknadelwälder der Baar. Man könnte sie, vergleichbar mit der pflanzensoziologischen Nomenklatur bei höheren Pflanzen, als Charakterarten, teils auch als regionale Differentialarten dieser Wälder bezeichnen.

So wie die Orchideen den Naturfreund im Frühsommer zum Besuch der Baarwälder anregen, so sind für den Pilzfreund im Herbst die ansehnlichen und bunten Gestalten der Schleimköpfe und Klumpfüße ein besonderer Anziehungspunkt.

Klumpfüße im Dienste der Wissenschaft

Wie anfangs schon erwähnt, werden neuerdings Verwandtschaftsverhältnisse und Fragen der Artzugehörigkeit bei schwer zu bestimmenden und abzugrenzenden Pilzarten(z. B. bei Schleimköpfen und Klumpfüßen) molekulargenetisch untersucht.

Ganz andere Untersuchungen führte das Pharmazeutische Institut der Universität Freiburg im Zeitraum 2006/2007 durch. Es wurden farbige Inhaltsstoffe des Anis-Klumpfußes (*Cortinarius odorifer*) untersucht, der vom Autor zu diesem Zweck in größerer Anzahl bei Göschweiler und Bräunlingen eingesammelt wurde. Im einzelnen wurden die verschiedenen Farbstoffe aus den Fruchtkörpern extrahiert, chromatographiert und durch Spektroskopie identifiziert. Dadurch sollte die Synthese von Anthrachinon, einem in Pflanzen und Pilzen nachgewiesenen Farbstoff, näher untersucht und chemisch geklärt werden.

Milchlinge und Schnecklinge

Milchlinge, oft auch Reizker genannt, sind leicht wegen ihrer weiß, gelb oder rot gefärbten Milch zu erkennen, die sie bei Verletzung absondern. In den Kalknadelwäldern der Baar sind die essbaren Blutreizker recht häufig. Je nach Baumart, mit welcher die Pilze Wurzelverbindung (*Mykorrhiza*) haben, unterscheidet man heute mehrere Arten. Unter Fichten ist der Fichten-Reizker (*Lactarius deterrimus*) oft massenhaft zu finden. Die roten Hüte sind meist mit Grüntönen untermischt. Die anfangs karottenrot gefärbte Milch färbt sich an Luft langsam weinrot. Unter Tannen ist der *Lachs-Reizker (*Lactarius salmonicolor*, ein regelmäßiger Begleiter und bei Kiefern werden heute drei Arten des Kiefern-Reizkers (**Lactarius sanguifluus*, **L. semisanguifluus* und *L. deliciosus*) unterschieden, die aber nur schwer zu erkennen und selten sind. Farblich auffallend sind der Orangefuchsiges Milchling (*Lactarius fulvissimus*) und der Braunrote Milchling (*Lactarius badiosanguineus*), während sich der Pechschwarze Milchling (*Lactarius picinus*) (Abb. S. 100) mit seinen dunklen, fast schwarzen Hüten kaum vom Waldboden abhebt. Eine typische Art des Fichtenwaldes ist der Grubige Fichten-Milchling (*Lactarius scrobiculatus*) (Abb. S. 100), dessen gelb gefärbte und am Rand lange eingerollten Hüte bis 20 cm breit werden können. Der Stiel ist mit zahlreichen Gruben versehen; die weiße scharfe Milch färbt sich an der Luft intensiv gelb. Unter Tannen erscheint ein ähnlicher und fast noch größerer Pilz, den man lange nicht als eigene Art erkannt und von der vorigen nicht unterschieden hat. Es ist der *Grubige Tannen-Milchling (*Lactarius intermedius*). Streng an die Tanne gebunden ist auch der eher unscheinbare *Graubraune Milchling (*Lactarius albocarneus*).

Die Schnecklinge besitzen weiße Lamellen und weißes Fleisch; die Hüte sind meist schleimig oder klebrig (Name!) und die Lamellen laufen mehr oder weniger am Stiel herab. Sie wachsen gerne gruppenweise wie zum Beispiel der *Rasige Purpur-Schneckling (*Hygrophorus erubescens*) mit rosafarbenem Hut, der mit dunkelroten Flecken übersät ist und leicht gilbt. Graue Farben und ein deutlicher Bittermandelgeruch kennzeichnen den *Wohlriechenden Schneckling (*Hygrophorus agathosmus*). Graue Farben sind auch für den kleinen, oft in Menge erscheinenden Schwarzpunktierten Schneckling (*Hygrophorus pustulatus*) charakteristisch. In deutlichen Ringen zeigt sich der kleine, rein weiße Fichten-Schneckling (*Hygrophorus piceae*). In frischen bis feuchten Fichtenforsten ist der Waldboden oft übersät mit dem Braunscheibigen Schneckling (*Hygrophorus discoideus*) (Abb. S. 103), dessen Hüte in der Mitte dunkelbraun gefärbt sind und am Rand in eine helle Zone übergehen. Eine Vorliebe für Tannen-Wälder zeigt der Goldzahn-Schneckling (*Hygrophorus chrysodon*), dessen weiße Fruchtkörper am Hutrand mit goldgelben, zahnförmigen Flockenbündeln besetzt sind. Streng an die Tanne gebunden ist der robuste *Orange-Schneckling (*Hygrophorus pudorinus*), auch Weißtannen- oder Terpentin-Schneckling genannt. Er ist durch orangegelbe Hüte und einen unangenehmen Geruch nach Terpentin gekennzeichnet. Erst Ende Oktober oder im November erscheint der an Kiefer gebundene Frost-Schneckling (*Hygrophorus hypothejus*), der wegen seiner späten Erscheinungsweise wohl oft übersehen wird.



Weitere kalkliebende Blätterpilze

Aus der großen Familie der Ritterlinge seien fünf typische Vertreter genannt: der montan verbreitete *Rötende Erd-Ritterling (*Tricholoma orirubens*), dessen Hut mit schwarzen Schuppen bedeckt ist und dessen Lamellen im Alter rötlich werden. Durch leuchtende Farben fällt der *Orangerote Ritterling (*Tricholoma aurantium*) auf, dessen Stiel unterhalb einer flockigen Ringzone durch orangefarbige Bänder geschmückt ist und der durch starken Mehlgeruch auffällt. Der schöne, an Kiefern oder Fichten gebundene Pilz ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte sehr selten geworden. Verbreitet ist dagegen der Zottige oder Bärtige Ritterling (*Tricholoma vaccinum*) mit braunem, filzig-zottigem Hut und „bärtigem“ Rand. Einen braunen Hut, aber leuchtend gelbe Farben am Stiel und in den Lamellen besitzt der stark nach Gas riechende Violettbraune Schwefelritterling (*Tricholoma bufonium*). An die Kiefer und gleichzeitig an Kalk gebunden ist der Gemeine Erd-Ritterling (*Tricholoma terreum*).

Artenreich ist die Familie der Trichterlinge. Da sie meist Nadel- und Laubstreu zersetzen und daher kaum besondere Ansprüche an den Boden stellen, bleiben sie bis auf zwei Ausnahmen unerwähnt. Der Mönchskopf (*Clitocybe geotropa*) verdient besondere Beachtung, weil er einerseits basische Böden benötigt, andererseits, weil der in allen Teilen weiße Fruchtkörper zu den größten Pilzgestalten der Baar-Wälder gehört. Nicht ganz so hoch aufragend, aber doch auch stämmig und mit größeren Hüten ausgestattet ist der Buchsblättrige Trichterling (*Clitocybe alexandri*), dessen Hauptverbreitung in der Baar und auf der Schwäbischen Alb liegt. Bisher wurde der Pilz nur je einmal bei Bräunlingen und bei Löffingen festgestellt.

In der Familie der Schirmlingsartigen (*Lepiotaceae*) ist die kleine Gattung Schleimschirmling (*Limacella*) untergebracht. In der Baar begegnet man immer wieder dem Getropften Schleimschirmling (*Limacella guttata*). Der lederblasse schleimige Hut, weiße, bei Feuchtigkeit tränende Lamellen erleichtern die Bestimmung.

Zwei rüblingsartige, wenig auffällige, aber charakteristische Pilze sind noch erwähnenswert. Langstielig mit wurzelartig verlängertem Stiel, schwarzer Hutfarbe und starkem Geruch nach Mehl ist das Wurzel-Graublatt oder Ranziger Rübling (*Lyophyllum rancidum*). Ähnlich langstielig, aber braunhütig und schwarz behaart ist der stets unter Tanne wachsende *Schwarzhaarige Wurzelrübling (*Xerula melanotricha*), der dem im Laubwald beheimateten Schleimigen Wurzelrübling (*Xerula radicata*) sehr ähnelt.

Die Familie der Risspilze (*Inocybe*) ist in den Baarwäldern mit über 20 Arten reichlich vertreten. Es sind meist kleine Arten mit radial gefaserten Hüten und dunklen Lamellen (Braunsporer). Da sie ohne Mikroskop kaum unterscheidbar sind, seien hier nur wenige Vertreter genannt, die makroskopisch erkannt werden können. Zu ihnen zählt der Kegelige Risspilz (*Inocybe rimosa*), der wegen seiner weißen Farbe gut erkennbare Seiden-Risspilz (*Inocybe geophylla*) und der Hirschbraune Risspilz (*Inocybe cervicolor*). Im Spätherbst erscheint in jüngeren Fichtenforsten in Massen der hellgraue bis ockerbraune Wolligfädige Risspilz (*Inocybe sindonia*).

Linke Seite oben: Pechschwarzer Milchling (*Lactarius picinus*),

linke Seite unten: Grubiger Fichten-Milchling (*Lactarius scrobiculatus*).

Nichtblätterpilze mit vielfältigen Formen

*Pffferlinge (*Cantharellus cibarius*) als bekannteste Vertreter der Leistenpilze gehören zu den begehrten Sammelobjekten der Pilzsucher. In den Wäldern auf Kalk wird man sie meist vergebens suchen. Erst in den im Westen angrenzenden Wäldern über Buntsandstein oder Granit lohnt sich die Suche. Doch gibt es in der Baar eine Pffferlingsart, die in feuchten Waldbereichen in großer Menge auftreten kann und das Sammeln lohnt. Es ist der Starkriechende Pffferling (*Cantharellus aurora*), erkennbar an der dünnfleischigen und trompetenartigen Form, der orangegelben Unterseite mit nur angedeuteten Leisten und dem obstartigen Geruch. Auch die Korallen- und Keulenpilze sind in der Baar durch zwei typische Arten vertreten. Hellgraue, oft kindskopfgroße Fruchtkörper bildet die *Bauchweh-Koralle (*Ramaria pallida*), die, wie der Name andeutet, giftig ist. Eine Zwillingart der im Laubwald vorkommenden *Herkules-Keule (*Clavariadelphus pistillaris*) ist die auf Nadelwald (auf Kalk) beschränkte *Abgestutzte Keule (*Clavariadelphus truncatus*). Von den Erdsternen (*Geastrum*) begegnet man trotz ihrer Seltenheit noch am ehesten dem Gewimperten und dem größeren Rötlichen Erdstern (*Geastrum fimbriatum* u. *G. rufescens*) (Abb. Seite 103).

Von den Stachelpilzen sind Semmelstoppelpilz (*Hydnum repandum*) und *Habichtspilz (*Sarcodon imbricatus*) (Abb. S. 104) am bekanntesten. Letzterer fällt durch die großen, auf dem Hut grob geschuppten Fruchtkörper auf, die gesellig wachsen und oft schon im Sommer erscheinen. Sie können auch auf reicheren Böden über Gneis oder Granit gedeihen, zeigen aber auf Kalk einen Schwerpunkt ihrer Verbreitung. Deutliche Kalkzeiger sind auch der *Rostbraune und der *Scharfe Korkstacheling (*Hydnellum peckii*) (Abb. S. 104), die im frischen Zustand auf ihrer Oberfläche oft blutrote Flüssigkeitströpfchen absondern. Gerne mit ihnen vergesellschaftet ist der *Schwarze Duftstacheling (*Phellodon niger*). Die bei Haas und teilweise bei Stricker regelmäßig konstatierten Arten *Bläulicher Korkstacheling (*Hydnellum caeruleum*) und *Orangegelber Korkstacheling (*Hydnellum aurantiacum*) sind in den 1970er und 1980er Jahren noch vereinzelt festgestellt worden, wurden aber seither nie mehr gefunden und sind möglicherweise in der Südwest-Baar ausgestorben.

Von bodenbewohnenden Porlingen auf Kalk ist der *Schwarzweiße Russporling (*Boletopsis leucomelaena*) ein steter, wenn auch seltener Begleiter. Wegen der kurzen Stiele überziehen die geselligen schwarzen Fruchtkörper wie Fladen den Waldboden und überraschen beim Umdrehen durch die kontrastierende weiße Porenschicht.

Nicht unerwähnt soll der Fleischrote Gallerttrichter (*Tremiscus helvelloides*) bleiben, dessen Merkmale schon im Namen zum Ausdruck kommen.

Bemerkungen zu einigen Sommerpilzen (Sommeraspekt)

Da je nach Witterungsverlauf Herbstpilze schon im Sommer und Sommerpilze noch bis in den Herbst erscheinen, eine strenge Trennung also nicht möglich ist, seien hier noch einige charakteristische Pilzarten erwähnt, die im Sommer (Juli,

Rechte Seite oben: Braunscheibiger Schneckling (*Hygrophorus discoideus*),
rechte Seite unten: Rötlicher Erdstern (*Geastrum rufescens*).





August) ihre Haupterscheinungszeit haben. Zu ihnen zählen in erster Linie Täublinge, Röhrlinge, Wulstlinge und Waldchampignons. Zu den größten Pilzgestalten gehört der Rotstielige Ledertäubling (*Russula olivacea*), der kaum einem Nadelwald fehlt und jahrweise in Massen auftreten kann. In seiner Nähe wächst auch der etwas kleinere, ebenfalls häufige Braune Ledertäubling (*Russula integra*). Beide Arten sind essbar, doch muss auf einen scharfen, leicht giftigen Doppelgänger der letztgenannten Art geachtet werden. Es handelt sich um den Scharfen Glantzäubling (*Russula firmula*).

Scharf ist auch der Stachelbeer-Täubling (*Russula queletii*) (Abb.S.107), der am rotviolett gefärbten Stiel und dem Geruch nach Stachelbeeren erkannt werden kann. Eine typische Art der Baar-Wälder ist auch der Lederstiel-Täubling (*Russula viscida*), dessen weiße und harte Stiele sich von der Basis her stark bräunen. Nur unter Tannen findet man den *Hohlstieligen Täubling (*Russula cavipes*). Tannen scheint auch der ansonsten seltene *Lachsblättrige Schwärztäubling (*Russula anthracina*) zu bevorzugen.

Die vom Pilzsammler so geschätzten Röhrlinge wie Steinpilz, Marone, Schusterpilz, Rotfuß-Röhrling und Ziegenlippe fehlen den Baar-Wäldern auf Kalk weitgehend oder bleiben auf kleine versauerte Stellen mit dicker Rohhumusaufgabe beschränkt. Im Bereich von Waldkiefern tritt immer wieder der Körnchen-Röhrling oder Schmerling (*Suillus granulatus*) in Erscheinung. Er besitzt einen schmierigen Hut und sondert in frischem Zustand oft weiße Tröpfchen ab. Selten wird auch die Nadelwaldform des *Anhängsel-Röhrlings (*Boletus appendiculatus*) gefunden.

Ein typischer Sommerpilz ist das *Schweinsohr (*Gomphus clavatus*) (Abb. S. 107). Die violettfarbigen Fruchtkörper gehören zu den Leistenpilzen und wachsen stets in „Hexenringen“. Der wohlschmeckende Pilz sollte wegen seiner Seltenheit aber geschont werden.

Zu den treuen Begleitern der Waldkiefer gehört der Kupferrote Gelbfuß (*Chroogomphus rutilus*), der an seinen Farben und den weit am Stiel herablaufenden Lamellen leicht zu erkennen ist. Kalkböden und Nadelbäume sind auch Voraussetzung für das Gedeihen der dunkelhütigen Waldchampignons. Mit Glück begegnet man dem Kleinsporigen oder dem Großsporigen Blut-Egerling= Waldchampignon (*Agaricus sylvaticus* und *A. langei*), die sich beim Anbrechen blutrot färben.

Bemerkenswerte und seltene Arten

*Weiße oder Deutsche Trüffel oder Mäandertrüffel (*Choiromyces venosus*)

Es erstaunt, dass in den Kalknadelwäldern der Baar Trüffeln vorkommen. Es handelt sich aber nicht um die wärmeliebenden, hauptsächlich an Laubbäume gebundenen Echten Trüffeln (Gattung *Tuber*), sondern um eine verwandte Art, die im Fichtenwald höherer Lagen gedeiht, wenn Kalk im Untergrund vorhanden ist. Die weißen, bis kindskopfgroßen Fruchtkörper ragen im Gegensatz zu den Echten Trüffeln teilweise aus dem Boden und können so leichter entdeckt werden. Der im Schnitt mäanderartig und marmoriert erscheinende Pilz strömt nach einiger Zeit

Linke Seite oben: Habichtspilz (*Sarcodon imbricatus*),

linke Seite unten: *Scharfer Korkstacheling (*Hydnellum peckii*).

einen intensiven Geruch aus. Der Speisewert ist umstritten und nicht mit dem Echter Trüffeln vergleichbar. STRICKER fand an zwei Stellen (Gauchach, Zenzenbuck bei Göschweiler) diese Art, während HAAS nur von einem Fundort spricht. Der Autor konnte am 3. Oktober 1973 ein schönes Exemplar bei Löffingen ernten (Waldbad). Seither ist der Pilz im Gebiet nicht mehr gefunden worden. Nach Presseberichten gibt es aber immer wieder Funde in weiter nördlich liegenden Randgebieten des Schwarzwaldes.

*Märzschneckling (*Hygrophorus marzuolus*)

Dieser im Frühjahr erscheinende, essbare Pilz ist bei Pilzsammlern beliebt und seine Fundplätze sind begehrt. Allerdings ist der Pilz sehr unauffällig und im Boden fast eingegraben. Da Pilzsammler im Frühjahr noch kaum aktiv sind, bleiben Zufallsfunde selten und gelangen kaum an die Öffentlichkeit. Schon HAAS (1972) schreibt, dass der Pilz wegen seiner Vorliebe für die Tanne in der Baar häufiger zu erwarten sei. Aus der Südwest-Baar gab es bis vor Kurzem noch keine Nachweise. Erfreulich ist daher die Neuentdeckung des Pilzes an einem südexponierten Hang des Wutachtales bei Göschweiler am 2. März 2007 durch ANGELIKA MELLERT und HELGO BRAN. Ebenso konnte der Pilz am 1. Mai 2008 an einem nordexponierten Hang der Wutach bei Holzschlag durch NINA EBLE und HELGO BRAN nachgewiesen werden.

*Schwarzfaseriger Schneckling (*Hygrophorus atramentosus*)

Dieser graue, auf dem Hut schwarzgefaserter Schneckling besitzt in ganz Baden-Württemberg nur wenige Fundplätze am Rand des Ostschwarzwaldes und in der Baar. Von STRICKER (1950) und HAAS (1972) wird die Art noch regelmäßig aufgeführt. Auf unseren Exkursionen konnte sie bis 1985 nur wenige Male (Löffingen, Weißwald südl. Kirnbergsee) nachgewiesen werden. KRIEGLSTEINER (2001) schreibt: „Die durch Eutrophierung ihrer Standorte stark gefährdete Art ging seit spätestens 1980 massiv zurück“.

*Krokodil-Ritterling (*Tricholoma caligatum*)

Der seltene und schöne Ritterling, dessen Hut und Stiel unterhalb des aufsteigenden Ringes mit schuppigen, braunen Fetzen besetzt sind, konnte am 26. 09.1975 von H. BURCKHARDT und dem Verfasser im Weißwald südlich des Kirnbergsees beobachtet werden, wurde aber in späteren Jahren nie wieder aufgefunden. Der Pilz besitzt nach KRIEGLSTEINER (2001) nur wenige Fundpunkte am Ostrand des Schwarzwaldes, in der Baar, auf der Schwäbischen Alb und ist stark gefährdet.

*Wurzel-Möhrling oder Hartpilz (*Catathelasma imperiale*) (Abb. Seite 108)

Der auch als Doppelring-Trichterling bekannte Pilz wurde schon von STRICKER (1950) als „wohl einer der schönsten und seltensten Funde“ bezeichnet. Auf unseren Exkursionen konnte der kräftige und hartfleischige Pilz noch in den 1970er Jahren vereinzelt aufgefunden werden (Allmendholz, Löffingen), später nicht mehr.

Rechte Seite oben: Stachelbeer-Täubling (*Russula queletii*),
rechte Seite unten: Schweinsohr (*Gomphus clavatus*).





Inzwischen gilt die nur aus dem mittel- und süddeutschen Bergland bekannte Art als hoch gefährdet, bzw. vom Aussterben bedroht (KRIEGLSTEINER (2001)). Im September 2008 konnte vom Verfasser jedoch ein neues Vorkommen bei Nöggen-schwiel (Kreis Waldshut) entdeckt werden.

*Rotbrauner Schleimschirmling (*Limacella delicata* var. *gloderma*)

Der hübsche Pilz zeigt nach KRIEGLSTEINER (2003) eine deutliche Rückgangstendenz. Während STRICKER (1950) die Art nicht erwähnt, nennt HAAS (1972) für sein Untersuchungsgebiet mehrere Fundorte. Auf unseren Exkursionen konnte die Art noch bis etwa 1985 im Gebiet festgestellt werden (Allmendholz, Weißholz und Bräunlingen); aus späteren Jahren fehlen Nachweise.

*Gestielter Tannen-Harzporling (*Ischnoderma trogii*)

Dieser interessante Porling kommt mit Ausnahme von zwei Fundstellen innerhalb Deutschlands nur in Baden-Württemberg vor und hier wiederum nur am Ostrand des Schwarzwaldes und in der Baar (KRIEGLSTEINER 2000). Der seitlich oder auch zentral gestielte Porling wächst nur auf Stümpfen oder vergrabenen Wurzeln der Weißtanne. Im Gegensatz zu den meisten Holzpilzen, die kaum bodenabhängig sind, wurde er bisher nur an Tanne und nur über Kalkboden beobachtet (JAHN 1973). Nachdem HAAS (1972) Funde im Villingen-Schwenninger Raum bekannt gab, konnte die Art auch im Südwesten (WEIßHOLZ 1973 und 1975) nachgewiesen werden.

*Moor-Röhrling (*Suillus flavidus*) (Abb. Seite 108)

Der an saure Moorstandorte und die Anwesenheit von Kiefern (Moorkiefer oder Waldkiefer) gebundene, sehr seltene Röhrling wurde im Oktober 2006 bei Löffingen entdeckt (KNOCH) und konnte anlässlich einer Pilzexkursion des *Baar-Vereins* den Teilnehmern vorgeführt werden. Am Fundort wuchsen 10–15 Exemplare auf sumpfigem Boden unter einer Waldkiefer. Zwischen den Moosen fanden sich jedoch Blaugrüne Segge (*Carex flacca*) und Breitblättrige Stendelwurz (*Epipactis helleborine*), was als Hinweis auf nährstoffreiches Grundwasser und Kalkeinfluss zu werten ist und das Wachstum des extrem säureliebenden Pilzes offensichtlich nicht behindert hat.

Gefährdung der Pilze und ihre Ursachen

Viele Pilzarten sind auch in der Baar seltener geworden oder ganz verschwunden. Da sich am Baumbestand, bestehend aus Fichte, Tanne und Kiefer, kaum etwas verändert hat, müssen andere Ursachen dafür verantwortlich gemacht werden. KRIEGLSTEINER (2000, 2001 u. 2003) konstatiert in seinem umfassenden Werk über die Großpilze Baden-Württembergs eine seit 1975 andauernde Abnahme vieler Arten. Als Hauptursache macht er die massive Eutrophierung über Luft- und Wasserfracht, in anderen Fällen den Säure-Eintrag („saurer Regen“) verantwortlich. An Hand einzelner Exkursionen, wie sie diesem Beitrag zugrunde liegen, kann das

Linke Seite oben: Wurzel-Möhrling oder Hartpilz (*Catathelasma imperiale*),
linke Seite unten: Moor-Röhrling (*Suillus flavidus*). Alle Fotos vom Verfasser.

Verschwinden von Arten nicht exakt nachgewiesen werden. Denn es bleibt in vielen Fällen unklar, ob das ganze Myzel (Pilzgeflecht im Boden) verschwunden ist, ob durch Schwächung nur die Zahl der Fruchtkörper stark verringert wurde oder das Erscheinen von Fruchtkörpern nur noch in manchen Jahren erfolgt. Grundsätzlich kann dies nur durch langjährige Untersuchungen auf Dauer- Beobachtungsflächen geklärt werden.

In einzelnen Fällen können natürlich lokale Ursachen wie Siedlungserweiterung, Straßen- und Waldwegebau, der Einsatz schwerer Erntemaschinen in der Forstwirtschaft, die Freistellung durch das Fällen von Althölzern oder Entwässerungsmaßnahmen ein Pilzvorkommen vernichten.

In der Forstwirtschaft sollte darauf geachtet werden, dass außer der Fichte immer auch ein gewisser Anteil der Weißtanne und der Waldkiefer erhalten bleibt, um die Pilzarten mit besonderer Wurzelbindung an diese Baumarten nicht zu verlieren.

Anschrift des Verfassers:
Dieter Knoch, Silberstraße 8,
79312 Emmendingen

Literatur

- BOLLMANN, A., GMINDER, A. & REIL, P. (2007): Abbildungsverzeichnis europäischer Großpilze. – Jahrbuch der Schwarzwälder Pilzlehrschau Vol. 2, 4. Aufl., Hornberg.
- BRANDRUD, T.E., LINDSTRÖM, H., MARKLUND, H., MELOT, J. & MUSKOS, S. (1989, 1992, 1995, 1998): *Cortinarius*. – Flora photographica Bd. 1–4, 400 ungeb. Farbtaf., Matfors, Schweden.
- Deutsche Gesellschaft für Mykologie u. Naturschutzbund Deutschland (Hrsg.) (1992): Rote Liste der gefährdeten Großpilze in Deutschland. – Eching.
- HAAS, H. (1933): Die bodenbewohnenden Großpilze in den Waldformationen einiger Gebiete von Württemberg. Beih. Bot. Centralbl. 50 Abt. II, S. 35–134.
- HAAS, H. (1958): Die Pilzflora der Tannenmeischwälder an der Muschelkalk-Buntsandsteingrenze des Ostschwarzwaldes. – Z. Pilzk. 24 (3–4), Karlsruhe, S. 61–67.
- HAAS, H. (1972): Beiträge zur Kenntnis der Pilzflora im Raum zwischen Brigach, Eschach und Prim. – In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. – Bd. 29, Donaueschingen, S. 145–201.
- JAHN, H. (1973): Einige in West-Deutschland (BRD) neue, seltene oder weniger bekannte Porlinge (Polyporaceae s. lato). – In: Westf. Pilzbr. Bd. 9, Detmold, S. 81–118.
- KNOCH, D. (1972): Pilzkundliche Exkursion in die Baar (Wutachgebiet) am 26. 9. 1971. – Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz. Bd. 10 (4), Freiburg i. Br., S. 773–775.
- KNOCH, D. (1972 u. 1976): Pilzfunde der Gattung *Phlegmacium* (Schleimköpfe) in Südbaden. – In: Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz. – Bd. 10, S. 499–508 u. Bd. 11, S. 311–319.
- KNOCH, D. (1995): Zum Vorkommen kalkliebender Pilze auf Gneisstandorten des südöstlichen Schwarzwaldes. – In: *Carolina* Bd. 53, Karlsruhe, S. 243–250.
- KRIEGLSTEINER, G. J. (2000, 2001 u. 2003): Die Großpilze Baden-Württembergs, Bd. 1–4, Stuttgart.
- OBERDORFER, E. (1971): Die Pflanzenwelt des Wutachgebietes. – In: Sauer et al.: „Die Wutach“. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs. Bd. VI, Freiburg i. Br., S. 261–321.
- SCHMID-HECKEL, H. (1985): Zur Kenntnis der Pilze in den Nördlichen Kalkalpen. – Nationalpark Berchtesgaden, Forsch. Ber. Bd. 8, Berchtesgaden, 201 Seiten.
- SCHMID-HECKEL, H. (1988): Pilze in den Berchtesgadener Alpen. – Nationalpark Berchtesgaden Forsch. Ber. Bd. 15, Berchtesgaden, 136 Seiten.
- SCHWÖBEL, H. (1971): Beitrag zur Kenntnis der Pilzflora des Wutachgebietes. In: Sauer et al.: „Die Wutach“. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs. Bd. VI, Freiburg i. Br., S. 227–238.
- STRICKER, P. (1950): Der Pilzbestand der Wutachschlucht, einiger Seitenschluchten und der angrenzenden Wälder. – Beitr. Naturk. Forsch. Südwestdeutschl. Bd. 9 (1), Karlsruhe, S. 3–54.
- WINTERHOFF, W. u. KRIEGLSTEINER G.J. (1984): Gefährdete Pilze in Baden-Württemberg. Beihefte Veröffentl. Naturschutz u. Landschaftspflege Baden-Württemberg Bd. 40, Karlsruhe, S. 1–120.

Ameisengesellschaften des Schwenninger Moores

Von Wolfgang Münch

Im Band 52 dieser Schriftenreihe veröffentlichte Wolfgang Münch einen Beitrag über die Ameisengesellschaften der Moore in den Naturschutzgebieten „Birken-Mittelmeß“ und „Unterhölzer Wald“. Mit der vorliegenden Arbeit vervollständigt sich unser Kenntnisstand zu dieser wenig beachteten Insektengruppe in den noch verbliebenen Mooren auf der Baar (Anmerkung der Redaktion).

Zusammenfassung

Im Rahmen des Arten- und Biotopschutzes, insbesondere als Teil der Pflegekonzeptionen für Schutzgebiete in Moorlandschaften, wurde in den Jahren 2003–2006 die Ameisenfauna im Schwenninger Moos (Schwarzwald-Baar-Kreis) untersucht. Dabei wurden einerseits die Bestände von naturschutzrelevanten Zielarten zur Einschätzung ihrer tatsächlichen Gefährdungssituation erfasst, andererseits sollte mittels Ameisen der Zustand eines Gebietes beurteilt werden. Hierbei wurde erforscht, inwieweit Moorameisengesellschaften bzw. -arten als Indikatoren für bestimmte Moor- bzw. Vegetationstypen geeignet sind und ob sich frühere Schädigungen der Moorlebensräume in der Zusammensetzung des Ameisenbestandes äußern. In diesem Zusammenhang wurden auch die Auswirkungen von Pflegemaßnahmen und Nutzungsformen auf einzelne Ameisenarten bzw. Artengruppen untersucht. Auf den 66 untersuchten Flächen konnten 21 Ameisenarten nachgewiesen werden. Insgesamt wurden 575 Nester kartiert, diese wiesen eine durchschnittliche Nestdichte von 40–50 Nestern/100 m² auf. Pro Probefläche waren im Mittel mindestens 3 Arten zu finden. Die weitaus häufigste Art im Schwenninger Moos ist *Myrmica scabrinodis*, gefolgt von *Lasius flavus*, *Formica picea*, *Myrmica ruginodis* und *Lasius platythorax*. *Formica pratensis* kommt in hohen Nestdichten lediglich auf einer Fläche vor. Relativ häufig sind auch *Leptothorax acervorum*, *Formica fusca* und *F. lemni*. Bemerkenswert sind die Funde der stark gefährdeten Arten *Formica picea*, *Myrmica vandeli* und *Harpagoxenus sublaevis*.

Einleitung

Als Teil der Pflegekonzeptionen für Naturschutzgebiete wurde im Rahmen des Arten- und Biotopschutzes in den Jahren 2003–2006 die Ameisenfauna von 24 Mooren und Feuchtgebieten im Regierungsbezirk Freiburg untersucht, darunter befand sich auch das Naturschutzgebiet „Schwenninger Moos“ im Schwarzwald-Baar-Kreis (MÜNCH 2007, 2009).

Neben der Erfassung der seltenen Moorameisenarten wurde untersucht, inwieweit Moorameisengesellschaften bzw. -arten als Indikatoren für bestimmte

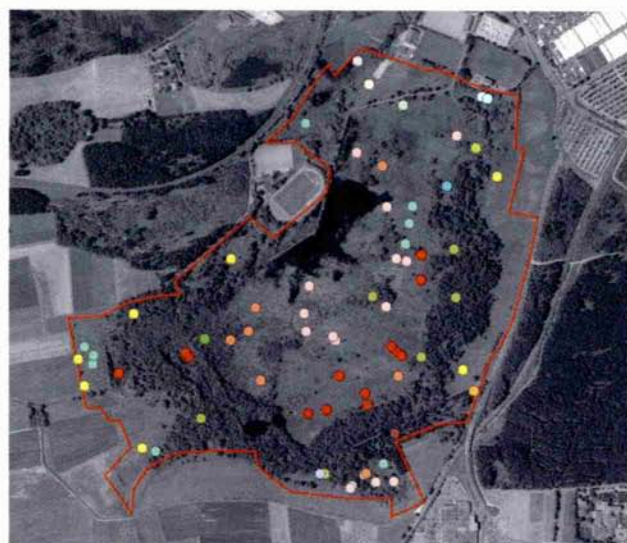


Abb. 1:
Das Untersuchungsgebiet mit der Lage aller Probeflächen. Im Zentrum des Moores befindet sich der Moosweiher mit Röhricht, am äußeren Rand der Moorwaldgürtel, dazwischen das Nieder- und Übergangsmoor sowie das verheidete Hochmoor.

□ NSG-Grenze



Probeflächen

- Hochmoor (überwiegend Heidestadium, Bunte-Torfmoos- u. Hochmoor-Bult-Ges.)
- Übergangsmoor (überwiegend torfmoosreicher Wollgras- u. Straußgrasbestand)
- Niedermoor (überwiegend Braunseggensumpf)
- Großseggenried
- Röhricht
- Hochstaudenflur
- Pfeifengrasbestand
- Nass- bzw. Feuchtwiese
- frisches Grünland
- Magerrasen (Schafschwingelrasen)
- Waldkiefern-Moorwald (mit Birken, Fichten)
- Bruchwald (Weiden, Birken)
- Weiden-Feuchtgebüsch
- Fichtenwald außerhalb nasser Standorte
- Saum
- Ruderalvegetation

Moor- bzw. Vegetationstypen geeignet sind und ob sich diese infolge früherer Schädigungen der Moorlebensräume (Eutrophierung, Abtorfung, Austrocknung, Verheidung, Gehölzaufwuchs) verändert haben. In diesem Zusammenhang wurden auch die Auswirkungen von Maßnahmen (Pflege, Wiedervernässung) und Nutzungsformen (Beweidung, Mahd) auf einzelne Ameisenarten bzw. Artengruppen untersucht.

Untersuchungsmethoden

Die Erfassung der Ameisenfauna erfolgte hauptsächlich durch Nachsuche nach Ameisennestern von Mitte April bis Anfang November. Hierbei wurden an 66 Probestellen flächenbezogen die Nestdichten der Ameisen ermittelt (Abb.1), wobei jede einzelne Suchfläche vollständig nach Ameisennestern abgesucht wurde. Zum Nachweis von Arten mit größerem Siedlungsareal oder geringer Nestdichte, die auf den durchschnittlich 20–50 m² großen Probeflächen nicht immer vollständig erfasst werden konnten, wurden die Suchflächen für diese Arten auf größere Flächen ausgedehnt (zur Methode siehe MÜNCH 2009).



Abb. 2: Wollgras- und torfmoosreiches Niedermoor.

Zur späteren Kontrolle wurden die Gauß-Krüger-Koordinaten sämtlicher Ameisennester sowie aller Untersuchungsflächen mittels GPS (Globales Positionierungssystem) ermittelt und alle Daten in das Geografische Informationssystem (GIS) ArcView übertragen (MÜNCH 2007).

Untersuchungsgebiet und Probeflächen

Das 97,5 ha große Schwenninger Moos ist bereits seit 1939 geschützt (BNL FREIBURG 1998). Durch massive frühere Eingriffe wie dem Torfabbau von 1748 bis 1948 und der damit verbundenen Entwässerung veränderte sich die Vegetation von einem ursprünglich nassen Moor mit lichtigem Moorkiefernwald und einem Hochmoor im Zentrum zu einem heute großflächig stark verheideten Moor (GÖRS 1968a, 1968b, JAUCH & BENZING 1986). Von 1944 bis heute nahm der Gehölzauf-



Abb. 3: Übergangsmoor mit abgestorbenen Bäumen am Rand zum Rohrkolbenröhricht.



Abb. 4: Heidekrautreichtes Hochmoor (Heidestadium).



Abb. 5: Bultenreiches Übergangsmoor (Moorwaldlichtung).

Im Zentrum hat sich durch Aufstauungsmaßnahmen im Rahmen von Renaturierungsmaßnahmen ein Moossee („Moosweiher“) gebildet, der zugleich der Neckarursprung ist und im Osten und Süden in ein ausgedehntes torfmoosreiches Rohrkolbenröhricht übergeht. Alle Bäume sind in diesem Bereich inzwischen abgestorben (Abb. 3).

Im Norden und am Südostrand des Rohrkolbenröhrichts finden sich noch Niedermoorgesellschaften mit Braunsegge und Schmalblättrigem Wollgras (Abb. 2), am Südrand liegen Übergangsmoore (Abb. 5). Die nicht überfluteten Kernbereiche des Moores sind überwiegend offene Flächen mit Hochmoor-Ersatzgesellschaften. Je nach Feuchtigkeit wechseln sich Bunte-Torfmoos-Gesellschaft, Scheidenwollgras-Bestände, Pfeifengras-Fazies, *Calluna*-Heiden (Heidestadien) und Hochmoorinitiale ab (Abb. 4, 6). Der Kernbereich des Moores ist von Moorbirken- und Waldkiefergehölzen durchsetzt. Im Nordteil des Moores finden sich am alten Moosweiher ausgedehnte Hochstaudenfluren und Großseggenriede. Hier befindet sich auch der größte Wasserampferbestand in Baden-Württemberg.



Abb. 6 : Initialhochmoor in ehemaligem Torfstich.

wuchs stark zu. Im Jahr 1968 war das heute stark entholzte Zentrum noch fleckenartig mit Gehölzen bewachsen, die Moorrandwälder waren allerdings noch wesentlich weniger ausgedehnt als heute. Insbesondere waren im Westen noch große Moorflächen frei von Wald (RÖHL et al. 2001).

Heute finden sich im Schwenninger Moos vier grundsätzlich verschiedene Biotoptypen (KRETSZSCHMAR & BOGENSCHÜTZ 1994):

Außen ist das Schwenninger Moos von einem Moorwaldgürtel aus Moorbirken und Waldkiefern (stellenweise auch mit Fichten und Zitterpappeln durchsetzt) umgeben (Abb. 7). Weitere Gehölze kommen vor allem im Norden in Form von Weidengebüschen vor. Am Südostrand befindet sich ein Fichtenforst, der in Teilen einem Sturm zum Opfer gefallen ist.

Um den Moorwaldgürtel folgt ein Streifen mit bodensauren Magerrasen auf trockenen Torfböden (Abb. 8). Auf kleinen Erhebungen mit mineralischen Böden kommen am östlichen Moorrand Halbtrockenrasen vor, die weiter außen von artenreichen Fettwiesen umgeben sind. Diese Magerrasen wurden bis Anfang der 1990er Jahre von Schafen beweidet. Seit 2003 wurde die Beweidung wieder aufgenommen, dieses Mal jedoch mit Moor-



Abb. 7: Lichter Moorbirken-Bruchwald.

schnucken (wechselnde Koppelschafhaltung), die auch im zentralen feuchten Moorbereich weiden können (Abb. 16). Es handelt sich um die gleiche Herde, die auch im Birkenried eingesetzt wird (POPP et al. 2006, MÜNCH 2009).

Im Süden des Moores schließen sich Streuwiesen und Vegetationskomplexe im Bereich von Quellaustritten (basenreiche Kleinseggenriede) an den Moorbwaldgürtel an. Quellaustritte befinden sich auch im östlichen, mittleren Teil des Moores.

Im Süden und Südwesten ist das Moor von intensiv genutzten Fettwiesen und Äckern umgeben, im Norden und Westen grenzen Bebauung und Freizeitanlagen (Sportplätze, Reitanlagen u.a.) unmittelbar an das Schutzgebiet.

Im Schwenninger Moos wurden neben den Moorflächen, die Röhrichte, Hochstaudenfluren, Großseggenriede, Nieder-, Übergangs- und Hochmoore sowie Moor- und Bruchwälder enthielten, auch Pfeifengras-, Nass- und Frischwiesen sowie die Magerrasen der trockenen Moorrandbereiche untersucht. Ein Schwerpunkt der Kartierungen war im Offenland (55 Probestellen). Hiervon lagen 49 Flächen entweder mehr oder weniger brach oder waren entholzt worden, auf 6 Flächen weiden seit 2003 Moorschnucken.



Abb. 8: Magerrasenbrache.

Ergebnisse

Gesamtartenliste

Auf den untersuchten Flächen konnten insgesamt 21 Ameisenarten nachgewiesen werden. 5 von diesen Arten stehen auf der Roten Liste Baden-Württembergs bzw. Deutschlands, 8 sind auf der Vorwarnliste verzeichnet (Tab. 1).

Ameisenarten	RL D	RL BW
<i>Formica cunicularia</i> LATREILLE (Rotrückige Sklavenameise)	-	V
<i>Formica fusca</i> LINNAEUS (Schwarze Sklavenameise)	-	-
<i>Formica lemani</i> BONDROIT (Gebirgs-Sklavenameise)	-	-
<i>Formica lugubris</i> ZETTERSTEDT (Gebirgs-Waldameise)	3	3
<i>Formica picea</i> NYLANDER (Schwarzglänzende Moorameise)	2	2
<i>Formica pratensis</i> RETZIUS (Große Wiesenameise)	V	V
<i>Formica rufa</i> LINNAEUS (Rote Waldameise)	V	V
<i>Formica rufibarbis</i> FABRICIUS (Rotbärtige Sklavenameise)	V	3
<i>Formica sanguinea</i> LATREILLE (Blutrote Raubameise)	-	V
<i>Lasius flavus</i> FABRICIUS (Gelbe Wiesenameise)	-	-
<i>Lasius mixtus</i> NYLANDER (Schwachbehaarte Schattenameise)	-	V
<i>Lasius niger</i> LINNAEUS (Schwarzgraue Wegameise)	-	-
<i>Lasius platythorax</i> SEIFERT (Flachrückige Wegameise)	-	-
<i>Myrmica rubra</i> LINNAEUS (Rote Knotenameise)	-	-
<i>Myrmica ruginodis</i> NYLANDER (Wald-Knotenameise)	-	-
<i>Myrmica sabuleti</i> MEINERT (Säbeldornige Knotenameise)	V	V
<i>Myrmica scabrinodis</i> NYLANDER (Wiesen-Knotenameise)	V	V
<i>Myrmica vandeli</i> BONDROIT (Moor-Knotenameise)	1	1
<i>Harpagoxenus sublaevis</i> NYLANDER (Harpa)	2	2
<i>Leptothorax acervorum</i> FABRICIUS (Moor-Schmalbrustameise)	-	-
<i>Tetramorium impurum</i> FÖRSTER (Bräunliche Rasenameise)	-	V

Tab. 1: Ameisenarten im Untersuchungsgebiet mit Angaben zum „Rote-Liste-Status“.

RL D: Rote Liste Deutschland (SEIFERT 1998), RL BW: Rote Liste Baden-Württemberg, in Anlehnung an Rote Liste Bayern (STURM & DISTLER 2003), da noch fehlend.

1: vom Aussterben bedroht, 2: stark gefährdet, 3: gefährdet, V: Arten der Vorwarnliste.

Das Ameisenvorkommen im Schwenninger Moos

Die weitaus häufigste Art ist *Myrmica scabrinodis*, gefolgt von *Lasius flavus*, *Formica picea*, *Myrmica ruginodis* und *Lasius platythorax*. *Formica pratensis* kommt in hohen Nestdichten lediglich auf einer Fläche vor. Relativ häufig sind auch *Leptothorax acervorum*, *Formica fusca* und *F. lemani*.

Insgesamt wurden 575 Nester kartiert, die durchschnittliche Nestdichte liegt im Gebiet bei 40–50 Nestern/100 m². Pro Probefläche waren im Mittel mindestens 3 Arten zu finden, hiervon gelten ein Zehntel als gefährdet und ca. ein Viertel als potenziell gefährdet (Tab. 2).

des Schwenninger Moooses

Die einzelnen Ameisenarten haben unterschiedliche ökologische Ansprüche an ihren jeweiligen Lebensraum, was sich in ihren Vorkommen im Gebiet und in den verschiedenen Biotop- und Vegetationstypen äußert.

Ameisenarten	Zahl gefundener Nester	Nester/100 m ² (Mittelwerte der einzelnen Nestdichten aller Probeflächen)	Nester/100 m ² (Zahl aller Nester bezogen auf die Summe aller Probeflächen)
<i>Formica cunicularia</i> LATREILLE (Rotrückige Sklavenameise)	4	0,23	0,33
<i>Formica fusca</i> LINNAEUS (Schwarze Sklavenameise)	18	0,76	1,00
<i>Formica lemni</i> BONDROIT (Gebirgs-Sklavenameise)	12	0,64	0,80
<i>Formica lugubris</i> ZETTERSTEDT (Gebirgs-Waldameise)	1	0,01	0,003
<i>Formica picea</i> NYLANDER (Schwarzglänzende Moorameise)	76	6,05	6,25
<i>Formica pratensis</i> RETZIUS (Große Wiesenameise)	24	0,35	0,13
<i>Formica rufa</i> LINNAEUS (Rote Waldameise)	2	0,02	0,04
<i>Formica rufibarbis</i> FABRICIUS (Rotbärtige Sklavenameise)	1	0,01	0,05
<i>Formica sanguinea</i> LATREILLE (Blutrote Raubameise)	6	0,05	0,11
<i>Lasius flavus</i> FABRICIUS (Gelbe Wiesenameise)	105	7,28	13,52
<i>Lasius mixtus</i> NYLANDER (Schwachbehaarte Schattenameise)	2	0,18	0,25
<i>Lasius niger</i> LINNAEUS (Schwarzgraue Wegameise)	2	0,18	0,16
<i>Lasius platythorax</i> SEIFERT (Flachrückige Wegameise)	65	3,60	3,54
<i>Myrmica rubra</i> LINNAEUS (Rote Knotenameise)	5	0,30	0,22
<i>Myrmica ruginodis</i> NYLANDER (Wald-Knotenameise)	50	4,17	6,08
<i>Myrmica sabuleti</i> MEINERT (Säbeldornige Knotenameise)	7	0,55	0,63
<i>Myrmica scabrinodis</i> NYLANDER (Wiesen-Knotenameise)	175	14,05	14,81
<i>Myrmica vandeli</i> BONDROIT (Moor-Knotenameise)	5	0,46	0,52
<i>Harpagoxenus sublaevis</i> NYLANDER (Harpa)	1	0,09	0,12
<i>Leptothorax acervorum</i> FABRICIUS (Moor-Schmalbrustameise)	13	0,91	1,03
<i>Tetramorium impurum</i> FÖRSTER (Bräunliche Rasenameise)	1	0,02	0,06
Summe	575	39,89	49,64

Zahl Roter Liste-Arten

(links: absolut, rechts: Mittelwerte pro Probefläche)

Zahl RL-Arten (1–3)	5	0,3
Zahl RL 1-Arten	1	0,1
Zahl RL 2-Arten	2	0,3
Zahl RL 3-Arten	2	0,03
Zahl RL V-Arten	8	0,9
Zahl aller Ameisenarten	21	3,2

Tab. 2: Zahl gefundener Nester der einzelnen Arten mit Angaben ihrer Nestdichten sowie Zahl der „Rote-Liste-Arten“ im Gesamtgebiet bzw. im Mittel pro Probefläche.

Das Ameisenvorkommen in Abhängigkeit vom Biotop- bzw. Vegetationstyp

Diversitäten

Hohe Diversitäten mit durchschnittlich 3–5 Arten und 50–120 Nestern/100 m² pro Untersuchungsfläche weisen Schafschwingel-Magerrasen, Übergangsmoor-Stufenkomplexe und Grünlandbrachen auf, nur mittelhohe Nestdichten haben die artenreichen Hochmoor-Heidestadien, Pfeifengrasbrachen und torfmoosreichen Braunseggensümpfe. Diese offenen Lebensräume weisen eine vielfältige Struktur aus zahlreichen Bulten, Moospolster und Grasbüschel auf, die vielen Ameisen geeignete Nistmöglichkeiten bieten. Die Sonneneinstrahlung in den offenen Lebensräumen erlaubt zudem eine schnelle Entwicklung der Ameisenbrut (MÜNCH 2009). Die geringsten Nestdichten (6–15 Nester/100 m² pro Probefläche) und die wenigsten Arten (weniger als 3 Arten pro Probefläche) weisen hingegen die Moorwälder und Röhrichte sowie die nur mit je einer Probefläche untersuchten Lebensräume Pfeifengras-Magerrasenbrache, ruderale Staudenflur und Fichtenforst auf. Die nitrophytischen Staudenfluren sowie der Saum waren hingegen relativ artenreich und die Feuchtgebüsche relativ dicht mit Ameisen besiedelt. Ein Großseggenried war völlig ameisenfrei. Die geringe Ameisendiversität dieser Lebensräume erklärt sich aus der Tatsache, dass die hohe Vegetation bzw. die Gehölze die Niststandorte stark

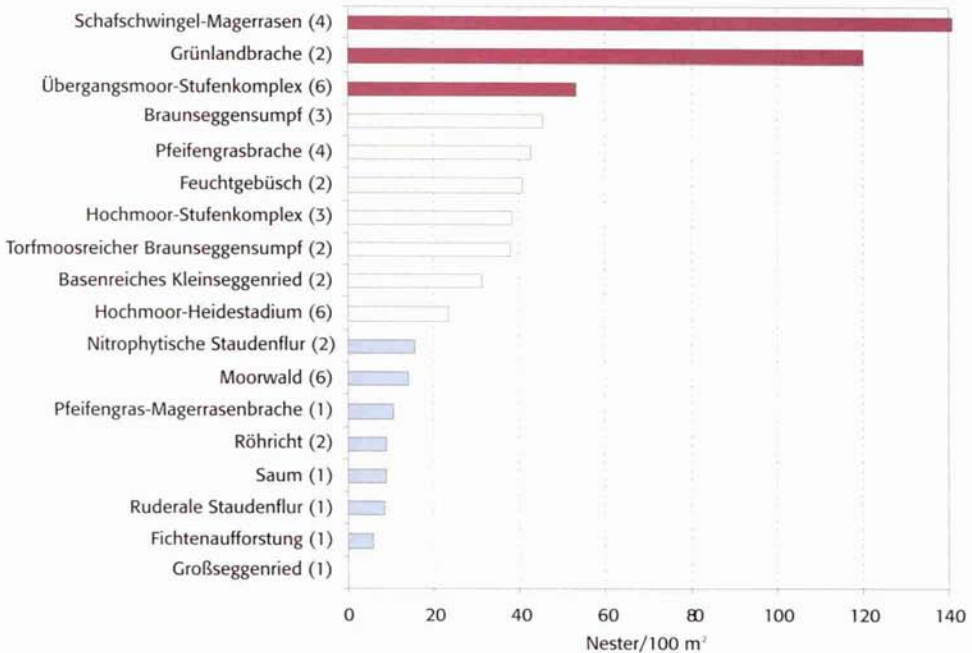


Abb. 9: Nestdichten aller Ameisenarten bezogen auf den Biotop- bzw. Vegetationstyp (jeweilige Zahl der Probeflächen in Klammern).

Rot: hohe Nestdichten, beige: mittelhohe Nestdichten, blau: geringe Nestdichten.

beschatten, wodurch kühlere mikroklimatische Verhältnisse entstehen, die eine optimale Brutentwicklung bei den meisten Ameisenarten nicht ermöglicht. Hochmoor-Stufenkomplexe (überwiegend Initial-Hochmoore), Braunseggensümpfe und Kleinseggenriede weisen durchschnittlich hohe Ameisendiversitäten auf (Abb. 9 u. 10).

Zielarten

Aus den für einzelne Lebensräume charakteristischen Leitarten lassen sich bestimmte, in der Regel gefährdete Zielarten auswählen, für deren Schutz bzw. Förderung spezifische Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen durchgeführt werden sollten.

Im Schwenninger Moos kann zwischen Zielarten der nassen und solchen der trockenen Standorte unterschieden werden: Zielarten der nassen Standorte, also Moorarten, sind die stark gefährdeten Moorameisen *Formica picea* und *Myrmica vandeli*. Zu den Zielarten der trockenen Standorte zählen *Myrmica sabuleti*, *Formica pratensis* und *F. rufibarbis*. Hierzu gehören auch *Harpagoxenus sublaevis*, *Formica cunicularia*, *F. sanguinea*, *F. lugubris* und *F. rufa*, doch können diese Arten gelegentlich auch in den frischen bis feuchten, manchmal auch nassen Bereich vordringen. *Myrmica scabrinodis* kommt hauptsächlich an nassen und feuchten Stellen vor und ist seltener auf frischen bis trockenen Flächen anzutreffen (MÜNCH 2009). Bei der Aufzählung auf den folgenden Seiten werden nur die stark gefährdeten Arten berücksichtigt.

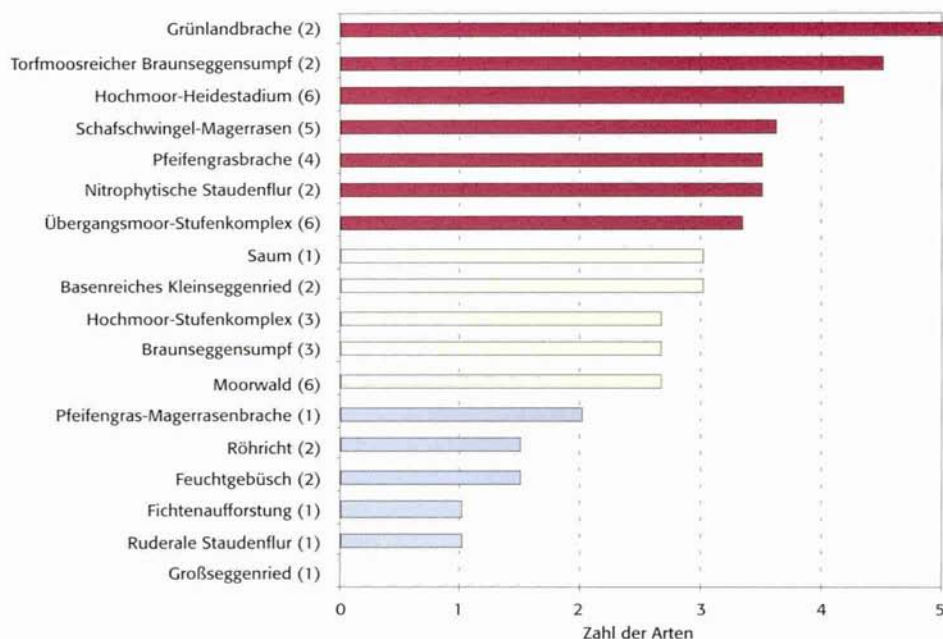


Abb.10: Durchschnittliche Zahl der Ameisenarten bezogen auf den Biotop- bzw. Vegetationstyp (jeweilige Zahl der Probestellen in Klammern).
 Rot: artenreich, beige: mittelhohe Artenzahlen, blau: artenarm.

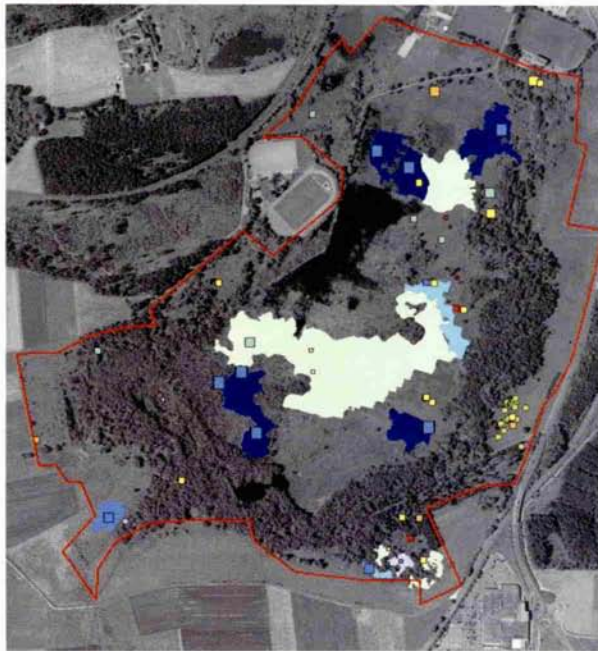
Formica (Serviformica) picea NYLANDER 1846

(= *F. transkauucasica* NASSONOV 1889)

Die Schwarzglänzende Moorameise besiedelt offene, bultige, nasse bis feuchte Moorbereiche und kommt sowohl in nassen Großseggenrieden und Kalkflachmooren, nassen Hoch- und Übergangsmooren als auch in feuchten Pfeifengraswiesen und verbrachten Nasswiesen vor. Die bevorzugten Habitate sind jedoch Übergangsmoorartige Flächen und Kopfbinsenriede. Eine Abnahme der Moos- und Bultdichte sowie eine Zunahme von Schilf und Hochstauden oder eine Bewaldung führen zu einem Bestandsrückgang (MÜNCH 2007).

Als Glazialrelikt ist *Formica picea* in Mitteleuropa nur in Moorlandschaften anzutreffen, die sich am Ende der Eiszeit gebildet hatten und bis in die heutige Zeit, zumindestens in Teilen, relativ unbeeinträchtigt geblieben sind (MÜNCH 2009).

Im Schwenninger Moos sind ihre bevorzugten Habitate Übergangsmoore und Braunseggen Sümpfe, seltener ist sie in basenreichen Kleinseggenrieden zu finden. *Formica picea* ist auch im Untersuchungsgebiet überwiegend eine Art der Übergangsmoore (Abb. 11).



□ NSG-Grenze

Lebensstätte von *Formica picea*:

- 20-50 Nester/100 m²
- 5-20 Nester/100 m²
- 1-5 Nester/100 m²
- 0,1-5 Nester/100 m²
- potenzielles Vorkommen

Nestdichten von:

- *Formica picea*
- *Formica lemni*
- *Formica fusca*
- *Formica cunicularia*
- *Formica sanguinea*

0 50 100 Meter

Nester von:

- *Formica pratensis*
- *Formica lugubris*
- *Formica rufa*
- *Formica rufibarbis*

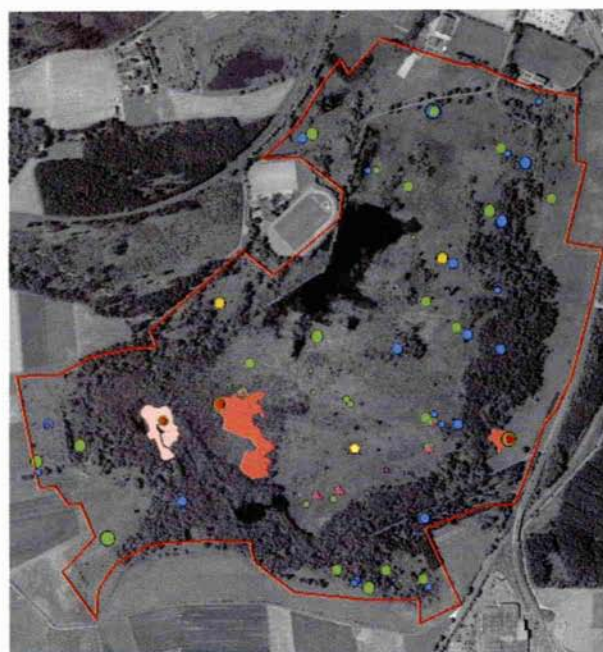
Abb. 11: Lebensstätte von *Formica picea* und Nestdichten von *Formica*-Arten (große Symbole: hohe Nestdichten, kleine Symbole: geringe Nestdichten). Bei Arten, die nur an 1-2 Stellen vorkommen, ist die Lage ihrer Nester (statt ihrer Nestdichten) dargestellt. Deutlich erkennbar sind die unterschiedlichen Siedlungsareale der einzelnen Arten: *Formica picea* im feuchten-nassen Bereich, *Formica cunicularia*, *F. pratensis* und *F. rufibarbis* im trockenen Bereich, die übrigen Arten siedeln dazwischen, meist im frischen Bereich (vgl. Abb. 1).

Myrmica vandeli BONDROIT 1920

Die Moor-Knotenameise besiedelt ausreichend besonnte, moosreiche und wenig geschädigte Moore sowie Feuchtwiesen, die brachliegen, beweidet oder nur sporadisch gemäht werden. In höheren Lagen des Südschwarzwalds wurde die Art auch außerhalb von Mooren auf Bergheiden, auf der Schwäbischen Alb sogar in Dolinen und Karstwannen nachgewiesen (MÜNCH 2009). *Myrmica vandeli* tritt nahezu immer zusammen mit *Myrmica scabrinodis* auf, doch meist in 5–15fach geringeren Nestdichten (SEIFERT 2007). Da schon mehrfach Mischnester aus beiden Arten gefunden worden sind (MÜNCH 2007) ist anzunehmen, dass *Myrmica vandeli* ein temporärer Sozialparasit ist.

Myrmica vandeli besiedelt im Gegensatz zu *Myrmica scabrinodis* nur selten die extrem nassen Stellen, dann aber bevorzugt in hohen Moos- und Grasbulten, wo häufig kleine Hügel (Baldachin) aus zerbissenem Moos und Torf bzw. Erde errichtet werden.

Im Schwenninger Moos konnte *Myrmica vandeli* nur in den Bult-Schlenken-Komplexen von Hoch- und Übergangsmooren sowie auf einem Schafschwingel-



□ NSG-Grenze

Lebensstätte von
Myrmica vandeli:

- 5-20 Nester/100 m²
- 1-5 Nester/100 m²

Nestdichten von:

- *Myrmica vandeli*
- *Myrmica ruginodis*
- *Myrmica scabrinodis*
- *Harpagoxenus sublaevis*
- *Myrmica sabuleti*
- ▲ *Leptothorax acervorum*



Abb. 12: Lebensstätte von *Myrmica vandeli* und Nestdichten von *Myrmica*-Arten sowie von *Harpagoxenus sublaevis* und seiner Wirtsart *Leptothorax acervorum* (große Symbole: hohe Nestdichten, kleine Symbole: geringe Nestdichten). Deutlich erkennbar sind die unterschiedlichen Siedlungsareale der einzelnen Arten: *Myrmica vandeli* und *M. scabrinodis* überwiegend im offenen, feuchten-nassen Bereich, *Myrmica sabuleti* im offenen, trockenen Bereich, *Myrmica ruginodis* überwiegend im Wald und in Gehölznähe. *Harpagoxenus sublaevis* und *Leptothorax acervorum* vor allem auf den verheideten Hochmoorflächen (vgl. Abb. 1).

Magerrasen nachgewiesen werden (Abb. 12). Alle Nester waren reine *Myrmica vandeli*-Kolonien und es fehlten *M. scabrinodis*-Hilfsarbeiterinnen. *Myrmica vandeli* kann auch im Untersuchungsgebiet als Hoch- und Übergangsmoorart bezeichnet werden (MÜNCH 2009).

Harpagoxenus sublaevis (NYLANDER 1849)

Die geografische Verbreitung des „Harpa“ erstreckt sich von den Pyrenäen und dem Apennin bis Südkandinavien, Finnland und Russland. Das Vorkommen reicht von der planaren bis in die montane Stufe (KUTTER 1977, SEIFERT 2007). In Baden-Württemberg war *Harpagoxenus sublaevis* bislang nur vom Wildseemoor (LEININGER 1951) und vom Wilden Ried im Federseegebiet (MÜNCH 1991) bekannt.

Nährstoffarme, sonnige Kiefernwälder mit fehlender bis schwach entwickelter Krautschicht sind bevorzugte Habitate, außerdem auch Moore, vor allem deren Heidestadien und baumfreie Felskuppen (SEIFERT 2007). Die Art ist sehr selten und meist nur punktuell vertreten.

Harpagoxenus sublaevis ist ein permanenter Sozialparasit mit obligatorischem Sklavenraub bei *Leptothorax acervorum* als Hauptwirt bzw. *Lt. muscorum* oder *Lt. gredleri* als Nebenwirt. Bei Wirtsdichten von mehr als 200 Nestern/100 m² wie z.B. im Nürnberger Reichswald kann *Harpagoxenus sublaevis* auf der gleichen Fläche mit 6–10 Kolonien vertreten sein (BUSCHINGER 1966). Die Raubzüge werden von Juni bis August an heißen Nachmittagen durchgeführt, wobei zunächst einzelne Kundschafterinnen losziehen, die nach und nach weitere Nestgenossen rekrutieren, die im Tandemlauf bis zum zu überfallenden Nest folgen. Jede Arbeiterin kehrt dann zum Mutternest zurück und rekrutiert weitere Arbeiterinnen. Bis zum Aufbau einer geeigneten „Streitmacht“ können so bis zu 3 Stunden vergehen. Während des Angriffs auf das Wirtsnest werden alle adulten Tiere getötet, indem die „Harpa“ mit ihren kneifzangenartigen Mandibeln die Fühler und Gliedmaßen der überfallenen Ameisen durchtrennen. Anschließend werden nur die großen Larven und Puppen geraubt und ins eigene Nest geschafft, da eine Aufzucht der jungen Larven nicht lohnt. Männliche Puppen werden sogar gefressen. Die im Nest dann schlüpfenden Wirtsameisen dienen fortan als Sklaven (SEIFERT 2007).

Der Nachweis von *Harpagoxenus sublaevis* ist sehr schwierig und meist zu-

fallsbedingt. Vom „Harpa“ konnten im Schwenninger Moos lediglich 2 Arbeiterinnen in einer *Sphagnum-Polytrichum-Calluna*-Bulte auf verheideter, feuchter Hochmoorfläche gesichtet und eine Arbeiterin gefangen werden. Die genaue Lage des Nestes konnte nicht lokalisiert werden. Auf derselben Untersuchungsfläche waren 5 *Leptothorax acervorum*-Kolonien vorhanden.



Abb. 13: Nest von *Formica picea* in *Sphagnum-Polytrichum*-Bulte mit Baldachin aus zerbissenem Moos.

Ameisengesellschaften im Schwenninger Moos

Das Schwenninger Moos liegt mit 700–710 m NN in der montanen Höhenstufe. Dies äußert sich auch im gemeinsamen Vorkommen von Arten der höheren Lagen wie z.B. *Formica lemami*, *Formica lugubris* und hauptsächlich auch *Myrmica vandeli* und solchen überwiegend der tieferen Lagen wie *Formica fusca*, *F. picea* und *Formica rufa*.

Betrachtet man das Ameisenvorkommen der einzelnen Moortypen bzw. Vegetationsgesellschaften im Schwenninger Moos (RÖHL et al. 2001), dann lassen sich hauptsächlich 10 unterschiedliche Ameisengesellschaften unterscheiden (MÜNCH 2007), die sich im Moor, vom nassen Zentrum um den Moosweiher ausgehend bis zu trockenen Moorrändern, folgendermaßen verteilen (Abb. 15):

1. Sumpfameisengesellschaft

Im Röhricht unmittelbar rund um den Moorsee sind die Lebensbedingungen für Ameisen sehr ungünstig. Auf diesen aufgestauten ehemaligen Niedermoorflächen ist *Myrmica scabrinodis* meist die einzig nistende Art. Im hohen Rohrkolben-Röhricht oder an abgestorbenen Bäumen kommt zusätzlich der für Gehölzstandorte typische *Lasius platythorax* vor.

2. Niedermoorameisengesellschaft

In den sehr nassen, basenreichen Kleinseggenrieden ist wiederum ausschließlich *Myrmica scabrinodis* zu finden, in den Braunseggensümpfen zusätzlich *Lasius platythorax*. Mit zunehmender Verlandung an torfmoosreichen Stellen gesellen sich *Formica picea* bzw. auf weniger nassen Flächen auch *F. fusca*, in der Nähe von Gehölzen auch die Waldart *Myrmica ruginodis* dazu.



Abb. 14: Nest von *Myrmica vandeli* in Seggenbulle mit Torfhügelchen.

3. Übergangsmoorameisengesellschaft

Charakteristische Arten sind *Formica picea*, *Myrmica vandeli* und *M. scabrinodis*, an gehölzreichen Stellen zusätzlich *Lasius platythorax*, *Myrmica ruginodis* und *Myrmica rubra*, letztere vor allem an Stellen mit höherer Vegetation. Weitere Begleiter sind *Leptothorax acervorum* und *Formica lemani*, an trockeneren Stellen auch *F. fusca* und *Lasius flavus*.

4. Hochmoorameisengesellschaft der nassen Initialhochmoore

Die durch Vernässung im Bereich von Torfstichen sich sekundär entwickelten Initialhochmoore sind charakterisiert durch die Arten *Myrmica vandeli*, *M. scabrinodis*, *Leptothorax acervorum*, *Lasius platythorax* und *Formica lemani*, an weniger nassen Stellen auch durch die Waldameisenart *Formica rufa*.

5. Hochmoorameisengesellschaft der Heidestadien

Charakteristische Arten sind *Formica fusca*, *F. sanguinea*, *Myrmica scabrinodis*, *Leptothorax acervorum* und *Harpagoxenus sublaevis*, in der Nähe von Gehölzen auch *Lasius platythorax* und *Myrmica ruginodis*.

6. Moorwiesenameisengesellschaft

Häufiges Vorkommen der für Wiesen typischen Art *Lasius flavus*. Auf den Pfeifengraswiesen ähnliche Artenzusammensetzung wie auf den verheideten Hochmooren, doch zusätzlich Arten der trockenen Standorte wie *Myrmica sabuleti* und *Formica cunicularia*. Im frischen Grünland ähnlich wie auf den Pfeifengraswiesen, doch fehlen ausgesprochen trockenheitsliebende Arten wie *Myrmica sabuleti*. In den Nasswiesen Zunahme von feuchtigkeitsliebenden Arten wie *Myrmica scabrinodis* und Fehlen von Arten der trockenen bis frischen Standorte wie z.B. *Formica cunicularia*.

7. Magerrasenameisengesellschaft

Charakteristisch sind Arten der trockenen Standorte wie z.B. *Myrmica sabuleti*, *Formica pratensis*, *F. cunicularia* und *F. rufibarbis* und die Wiesenameise *Lasius flavus*. Örtlich auch noch Arten der frischen bis nassen Standorte wie z.B. *Myrmica scabrinodis*, *Formica fusca* und *F. lemani*, an 2 Stellen sogar noch die Moorarten *Formica picea* und *Myrmica vandeli*, was wohl mikroklimatisch bedingt ist (Kaltluftsenken).

8. Hochstaudenameisengesellschaft

Sowohl Wiesen- als auch Waldarten, typisch sind auch Arten der nitrophilen Standorte wie z.B. *Myrmica rubra*.

9. Waldameisengesellschaft

Myrmica ruginodis ist oft die einzig vorkommende Art, in lichterem Wäldern zusätzlich *Lasius platythorax* und stellenweise *Myrmica rubra*. In lichten Gehölzen auch noch Offenlandarten wie z.B. *Myrmica scabrinodis* oder *Formica fusca*.

10. Ruderalameisengesellschaft

Einzige Art war *Lasius flavus*, jedoch wegen des jahreszeitlich späten Untersuchungstermins (Mitte November) wohl nur unzureichende Erfassung. Wie die Ergebnisse anderer Untersuchungen auf Ruderalflächen zeigen, sind *Lasius niger* und *Myrmica rubra* üblicherweise die typischen Arten (MÜNCH 2007).



NSG-Grenze

Ameisengesellschaften:

- | | |
|---------------------------------------|---------------------------|
| Hochmoor-Ges. (nass) | Wiesen-Ges. (Frischwiese) |
| Hochmoor-Ges. (Heidestadium) | Magerrasen-Ges. (trocken) |
| Übergangsmoor-Ges. | Hochstauden-Ges. |
| Niedermoor-Ges. | Wald-Ges. (licht) |
| Sumpf-Ges. (Röhricht, Großseggenried) | Wald-Ges. (dicht) |
| Wiesen-Ges. (Pfeifengrasbestand) | Ruderal-Ges. |
| Wiesen-Ges. (Nasswiese) | |

Abb. 15:
Ameisengesellschaften im Untersuchungsgebiet (nach Vegetationskarte RÖHL ET AL. 2001, verändert). Auf den nicht berücksichtigten Flächen ist das hinterlegte Luftbild sichtbar, auf dem offene Wasserflächen sowie Wege schwarz und versiegelte Plätze bzw. Sportanlagen grau erscheinen.

Auswirkungen früherer Nutzungen auf die ursprüngliche Moorameisenfauna

Die in der Vergangenheit entstandenen Schäden der Moorlebensräume durch Entwässerung sowie Torfabbau und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen der Vegetation infolge Verbuschung und Verheidung hatten gravierende Auswirkungen auf die ursprüngliche Moorameisenfauna. Mit zunehmender Austrocknung des Moores konnten Arten der trockenen Standorte wie z.B. *Formica fusca*, *F. lemani*, *F. cunicularia* und *Myrmica sabuleti* von außen in das Moor eindringen und nach

und nach die ursprünglich dort vorkommenden Moorarten, u. a. *Formica picea* und *Myrmica vandeli*, in die letzten intakten Restbestände des Moores zurückdrängen. Die fortschreitende Bewaldung förderte anschließend die Ausbreitung von Waldarten zuungunsten der Offenlandarten.

Zukünftige Entwicklung der Moorameisenbestände infolge eingeleiteter Maßnahmen

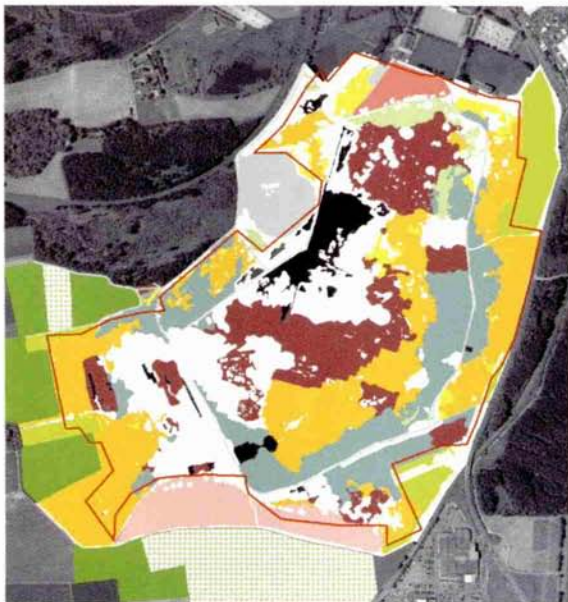
Die im Gebiet erfolgten Pflege- und Renaturierungsmaßnahmen scheinen positive Auswirkungen auf die Stabilisierung der moortypischen Offenlandarten zu haben.



Abb. 16: Moorschnucken auf verheidetem Hochmoor (Fotos: W. Münch).

Die eingeleitete Wiedervernässung des Moores dürfte die Ausbreitung der Moorameisenrestbestände auf das gesamte Moor fördern. Im Zentrum des Moores wurden großflächig Gehölze entfernt, diese Maßnahme kommt der Stabilisierung der Bestände von Offenlandarten, überwiegend der Moorarten, zugute. Die Wiederaufnahme der Schafbeweidung, diesmal mit Moorschnucken (Abb. 16), ist eine Ameisen schonende Methode, das Moor offen zu halten, weil die mechanische Beanspruchung der

Niststandorte gering ist. So bleiben auch die für Ameisen wichtigen Bulten-Schlenken-Strukturen erhalten und werden nicht eingeebnet, wie es bei einer Mahd der Fall wäre. Deshalb sollte letztere Methode nur auf Randgebiete des Moores, also



- Pflegevorschlag**
- Handmahd (Balkenmäher, Motorsense, Sense)
 - Mahd durch Landwirte (Schleppermahd)
 - Beweidung durch Schafe
 - Beweidung durch Rinder
 - Beweidung durch Ziegen
 - Beweidung durch Pferde
 - Entkusselung/Entbuschung
 - Entfernung von Fichten
 - Extensivierung
 - Umwandlung Ackerland in Grünland
 - Sonstiges (Deponie, Sportplatz u.a.)
 - keine Pflege
- 100 0 100 Meter
- NSG-Grenze

Abb. 17: Pflegeplan für das Untersuchungsgebiet aus Sicht des Ameisenschutzes.

dem Wirtschaftsgrünland, oder auf hoch grasige, schlecht beweidbare Bereiche wie z.B. Hochstaudenfluren beschränkt bleiben (MÜNCH 2007, 2009). Durch Auslichtung der Wälder (Entfernung von Fichten) lässt sich die Ameisendiversität auch in diesen Habitaten steigern (Abb. 17).

Ausblick

Myrmekologisch betrachtet stellt das Schwenninger Moos heute ein sehr wertvolles, artenreiches Moor mit einer Vielzahl an Lebensräumen dar, das zwar stark beeinträchtigt ist, aber durch die eingeleiteten Renaturierungsmaßnahmen wieder seine ursprüngliche Moorameisenfauna zurückgewinnen kann.

Danksagung

Das Projekt wurde durch das Referat 56 Naturschutz und Landschaftspflege des Regierungspräsidiums Freiburg initiiert und aus Mitteln nach der Landschaftspflegeleitlinie (LPR) finanziert. Mein Dank gilt insbesondere den Mitarbeitern der Behörde für die fachliche Betreuung und Bereitstellung von Unterlagen. Digitale Vegetationskarten erhielt ich außerdem von DR. MARKUS ROHL von der Fachhochschule Nürtingen.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wolfgang Münch
Postfach 2044
72010 Tübingen
biogis@web.de

Literatur

- BNL FREIBURG (1998): Die Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Freiburg. Herausgegeben vom Regierungspräsidium Freiburg, bearbeitet von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Freiburg – Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, 636 S.
- BUSCHINGER, A. (1966): Untersuchungen an *Harpogaxenus sublaevis* NYL. (Hymenoptera, Formicidae). – Freilandbeobachtungen zur Verbreitung und Lebensweise. – Ins. Soc. 13: 5–16, Paris.
- GÖRS, S. (1968a): Die Flora des Schwenninger Moores. – In: Das Schwenninger Moos – Natur- und Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 5: 148–189.
- GÖRS, S. (1968b): Der Wandel der Vegetation im Naturschutzgebiet Schwenninger Moores unter dem Einfluß des Menschen in zwei Jahrhunderten. – In: Das Schwenninger Moos – Natur- und Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 5: 190–284.
- JAUCH, E. & A. Benzing (1986): Das Schwenninger Moos – ein naturkundlicher Führer. – Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete 12, 216 S., Karlsruhe.
- KRETZSCHMAR, F. & H. BOGENSCHUTZ (1994): Pflege- und Entwicklungskonzeption Naturschutzgebiet „Schwenninger Moos“, Gemarkungen Villingen, Schwenningen und Bad Dürrenheim, Gemeinden Stadt Villingen-Schwenningen und Stadt Bad Dürrenheim, Schwarzwald-Baar-Kreis – BNL Freiburg (unveröff. Gutachten), 39 S. u. Anhang.
- KUTTER, H. (1977): Hymenoptera – Formicidae. In: W. Sauter (Hrsg.): Fauna Insecta Helvetica 6. – Schweizerische Entomologische Gesellschaft, Zürich, 298 S.
- LEININGER, H. (1951): Über Bienen, Grab-, Weg-, Faltenwespen und Ameisen aus dem Badischen Oberrheingebiet (Hym. Aculeata): – Beitr. Naturkd. Forsch. Süd.-Dtl. 10: 113–136.

- MÜNCH, W. (1991): Die Ameisen des Federsee-Gebietes, eine faunistisch-ökologische Bestandsaufnahme. – Diss. Univ. Tübingen 411 S. u. 404 S. Ergänzungsband.
- MÜNCH, W. (2007): Untersuchung der Ameisenfauna von Mooren des südlichen und mittleren Schwarzwaldes, der Baar und des westlichen Bodenseegebietes sowie des Ungendwiedener Weidfeldes, insbesondere im Hinblick auf die naturschutzrelevanten Ameisenarten – Endbericht 2003–2006 – Untersuchung im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg, Abteilung Umwelt (unveröff. Gutachten), 8 Bände 1777 S. u. Kurzfassung 325 S.
- MÜNCH, W. (2009): Ameisengesellschaften als Bioindikatoren für den Zustand der Moore in den Naturschutzgebieten „Birken-Mittelmeß“ und „Unterhölzer Wald“. – Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar Bd. 52:133 – 150, Donaueschingen
- POPP, S., RÖHL, M. & K. REIDL (2006): Magerrasen der Moorränder auf der Baar – Vorkommen, Bedeutung und Maßnahmen zur Erhaltung. – Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar Bd. 49:78 – 89, Donaueschingen.
- RÖHL, M., BOCKER, R., KAMMERER, K., KOHA, A., REIBER, A., SERRANCOLI, M. & A. WERNER. (2001): Restitutionspotenziale im Schwenninger Moos – Endbericht des Fachgutachtens zur Renaturierung des Naturschutzgebietes „Schenninger Moos“. – Institut für Landschafts- und Pflanzenökologie, Stuttgart. – BNL Freiburg (unveröff. Gutachten), 210 S. u. 14 Karten.
- SEIFERT, B. (1998), unter Mitarbeit von A. BUSCHINGER, W. DOROW, G. HELLER, W. MÜNCH & W. ROHE: Rote Liste der Ameisen (Hymenoptera: *Formicidae*). In: BINOT M., BLESS R., BOYE P., GRUTTKER H. & P. PRETSCHER: Rote Liste gefährdeter Tiere Deutschlands: – Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz Heft 55: 130–133; Bundesamt für Naturschutz, Bonn-Bad Godesberg.
- SEIFERT, B. (2007): Die Ameisen Mittel- und Nordeuropas. – Iutra-Verlags- u. Vertriebsgesellschaft, Tauer, 368 S.
- STURM, P. & H. DISTLER (2003): unter Mitarbeit von G. BAUSCHMANN, A. BUSCHINGER, F. GLASER, P. HARTMANN, J. HEINZE, G. LAWITZKY, W. MÜNCH, H. SCHLUMPRECHT, B. SEIFERT, H. STELLWAG, H. STUMPE, W. VÖLKL & K. WEBER: Rote Liste gefährdeter Ameisen (*Formicoidea*) Bayerns. In: Bayerisches Landesamt für Umweltschutz: Rote Liste gefährdeter Tiere Bayerns: – Schriftenreihe Naturschutz Heft 166: 208–212; Bayerisches Landesamt für Umweltschutz, Augsburg.

Muchen – ein abgegangenes Dorf auf der Westbaar

Von Emil Ketterer

Der Verfasser hat 1995 die Chronik seines Geburtsortes Unadingen vorgestellt. Darin hat er auf den Seiten 370 bis 376 die Geschichte der Wüstung Muchen nach dem damaligen Wissensstand zusammengefasst.

Das Dorf lag in dem von der Mauchach durchflossenen, geschützten Bachtal. Das Gewässer mündet oberhalb des Unadinger Posthauses in die wasserreiche Gauchach. Auf der Bergnase oberhalb des Zusammenflusses der beiden Bäche hat der Villinger Historiker PAUL REVELLIO 1930 einen vorgeschichtlichen Abschnittswall entdeckt. Er dürfte den Bewohnern der einstigen Siedlung Muchen und deren Nachbarn als Fliehburg gedient haben. Die Anlage ist dem Kiesabbau zum Opfer gefallen.

Der uralte Bach- und Ortsname Muchen, Mucha, Muehin und Muchheim ist von badischen Beamten um 1808 in das heutige Mauchach abgeändert worden. Alte Unadinger arbeiteten noch z'Muche.

Drei Deutungen des Namens Muchen hat WILHELM OBERMÜLLER in seinem „deutsch-keltischen, geschichtlich-geografischen Wörterbuch“ 1858 angeboten: *muchain*, *much* oder *muchen* = Weiler, kleines Dorf oder Versteck.

OBERMÜLLERS verdienstvolles Werk stand der Forschung in der F. F. Hofbibliothek in Donaueschingen zur Verfügung. Es kann von der Freiburger Universitätsbibliothek ausgeliehen werden.

In den nördlich des Mauchachtales stockenden Waldungen hat der Verfasser 1989 über 250 gut erhaltene Steinhügel gefunden. Sie liegen in einer Höhe bis zu 800 m NN. Die Dunkelziffer der kleinen oder eingeebneten Grabhügel dürfte jedoch höher sein.¹

Die benachrichtigte VERENA NÜBLING vom Landesdenkmalamt Freiburg hat die Hügel als vorgeschichtliche Grabmäler erkannt und mit dem Verfasser dokumentiert. Sie werden der *Hügelgräberbronzezeit* (1880 bis 1200 v. Chr.) zugeordnet. In der späteren *Hallstattzeit* (750 bis 350 v. Chr.) haben die indogermanischen Kelten die Grabhügel zu Nachbestattungen benutzt. Die Grabfelder im Unadinger „Großwald“ sind der abgegangenen Siedlung Muchen zuzuschlagen.

Nahe Bonndorf und bei Lörrach liegen zwei Dörfer gleichen Namens. In deren Umfeld sind ebenfalls aus Steinen aufgehäufte Grabhügelfelder zu finden.

In den Wiesentälern von Gauchach und Mauchach haben sich gehäuft fremdklingende Flurnamen erhalten. WILHELM OBERMÜLLER stellt 1858 zur Deutung drei Forderungen:

1. Mangels germanischer Wurzel kann keltisch in Frage kommen.
2. Die Wortdeutung soll mit dem Wesen des Objektes übereinstimmen.
3. Die Ergebnisse sollen durch Bodenfunde gestützt sein.

Die vom Ableben bedrohten Gewannbezeichnungen lauten:

<i>Au</i>	<i>au</i> = Bachwiese
<i>Heuberg</i>	<i>haigh</i> = Anhöhe
<i>Hardt</i>	<i>ard</i> = Hochland
<i>Bobl</i>	<i>bol</i> = Hügel
<i>Rain</i>	<i>roin</i> = Weg, Grenze
<i>Haide</i>	<i>aith</i> = flache Anhöhe
<i>Vierhäupten</i>	<i>fear</i> = Wiese, siehe Döggingen, Neustadt, Ihringen
<i>Risteig</i>	<i>ryt</i> = Wasser und Steig
<i>Krägersteig</i>	<i>creag</i> = Berg, Steige nach Döggingen
<i>Wanne</i>	<i>wan</i> = Kuppe (von OBERMÜLLER 23x genannt)
<i>Aischbrunnen</i>	<i>ais</i> = Brunnen; lat. <i>aqua</i> , französ. <i>aix</i>
<i>Lachen</i>	<i>loch</i> = Teich
<i>Löchle</i>	<i>loch</i> = Weiher und le alem. = Grabhügel
<i>Hagelsboden</i>	<i>aigh</i> = hoch und both = Haus, Gehöft
<i>Donatesberg</i>	<i>donat</i> = keltische Gottheit
<i>Nantiloch</i>	<i>nantilo</i> = keltische Göttin der Unterwelt

Nach einem von PAUL REVELLIO empfohlenen Verfahren hat der Verfasser an dem vermutlichen Standort der abgegangenen Siedlung Muchen aus Maulwurfshügeln Tonscherben, Mörtelspuren und Brandschutt geborgen. Eine aus Ton in Feuer gebrannte menschliche Figur von 15 cm Höhe haben Verena Nübling und Bertram Jenisch vom Amt für Denkmalpflege in Freiburg als Spielzeugpuppe aus der Keltenzeit oder dem frühen Mittelalter erkannt. Vergleichbare Grabbeigaben sind in ägyptischen und auch römischen Gräbern geborgen worden.

Die vom Verfasser erbetene Überfliegung der mutmaßlichen ehemaligen Dorfstelle Muchen durch den Luftbildarchäologen OTTO BRAASCH vom Landesdenkmalamt Freiburg verlief damals erfolglos.

Das Bestehen einer vorgeschichtlichen Ansiedlung war jedoch hinlänglich gesichert. Die hier um 525 landnehmenden Alemannen haben die ansässigen Kelten wohl unterwandert und in Ruhe gelassen. Wie fehlende Grabbeigaben in Alemannengräbern bei Bachheim und Dittishausen belegen, haben die Neusiedler bis um das Jahr 600 n. Chr. den neuen Glauben angenommen. Die Kelten werden keine Ausnahme gemacht haben. Das gemeinsame religiöse Bekenntnis dürfte die Verschmelzung gefördert haben.

1150

Mehr Sicherheit für das Bestehen einer Ansiedlung Muchen geben die ältesten schriftlichen Zeugnisse: Der Stauferkönig Konrad III. (1137–52) schlichtet 1150 einen Streit zwischen den Klöstern St. Blasien im Schwarzwald und Allerheiligen in Schaffhausen. Herzog Konrad von Zähringen († 1152), fünf Grafen und 25 freie

Männer legten für St. Blasien Zeugnis ab. Als die Letzten sagen Ripertus aus Muchaim, Lutoldus aus Muchain (!) und Heinrichus aus *Unodingen* aus. Sie sind Dienstmannen der Zähringer. Unadingen und Muchen sind 1218 aus dem Zähringer Erbe an Graf Egino V. von Urach, einem Vorfahr der Grafen von Fürstenberg gefallen.²

1175

Ein Burkart von Muchein ist Keller oder Verwalter eines Klosterhofes in Muchen.

1290

Das Pfarrarchiv Löffingen verwahrt als ältestes Schriftstück einen um 1290 angelegten Rodel über „*Die Zinsen an die Kirche Löffingen, die Lichter betreffend*“.³

Der genannte Zinsrodel ist später mit einem Kalendarium von 11 Seiten und anderen Schriften zu einem Buch zusammengeheftet worden. Im Kalender oder „*Ewigem Jahrzeitbuch*“ sind von 1290–1440 die für Abgestorbene gestifteten heiligen Messen verzeichnet. Es sind jedoch nur der Tag und der Monat des Todes festgehalten. Ganz vereinzelt sind Jahresdaten und Vermerke beigelegt. Der F. F. Archivrat DR. GEORG TUMBÜLT hat 1908 den Anfang der Aufzeichnungen auf das Jahr 1290 gelegt.

Wolfgang Irtenkauf und Dekan Hermann Litterst, beide von Löffingen, haben 1996 den Verfasser zum Entziffern, Übersetzen und Umschreiben der in Latein geführten Aufzeichnungen ermuntert.

Ein zweites Buch enthält ähnliche Aufzeichnungen von 1646–1771. Die Maschinenschriften sind in zwei Heften zusammengefasst. Kopien haben das Pfarrarchiv Löffingen, das Erzbischöfliche Archiv Freiburg und der Verfasser.

Im ersten Band von 1290–1440 sind 48 Verstorbene der Löffinger Filialkaplanei Muchen verzeichnet:

Mechtild, die Fruge (frühe)

Conra, in ripa (das Ufer, am Bach), *Muchen, Bauer*

Rudolf, in ripa, von Muchen

Elisabeth, Frau des Johannes zum Wur (Stauwehr)

die Heczgin (Jägerin) *von Muchen*

Anna, Bumanns Tochter von Much (!)

Irmgard, gen. Scharerin, Wirt (!) *von Mucha*

Landolt von Muchein gibt einen Acker zu der hohen Mur

Berthold, Sohn des Zimmermanns, zinst 1296 an Kirche Löffingen für das Licht

Ita, Tochter des Heinrich, Bauer in Muchan

Adelheid zum Brunnen

Clösi (Klaus) *in Bachen* (Bachheim)

Gret, in Owen (in der Au)

Gertrud, gen. Widmann

Berta, gen. Sweglerin (mhd. *swegelen* = pfeifen)

C (onrad), uff dem Berge

Metz (Mechthild), *uff dem Berge*

Elli, uff dem Berge

B. in der Owen (in der Au)
der sogenannte Fruge (mhd. *frug* = früh, jung)
Berta, in ripa
Mechtild, in ripa, Tochter der Mechtild in Mucha
Mätzi (Magdalena), *gen. Risin* (die Große)
Heinrich, der Fruge, Muchain
Berta, Bäuerin von Muchan
H. zu dem Brunnen
Adelheid, gen. Federvar (mhd. = federleicht)
Katharina, Frau des H. zu dem Brunnen
Johannes Cruzmann
sein Sohn Harmann
C (onrad) am Stein
C (onrad) Häczger (mhd. *hezger* = Jäger)
die Meierin (Frau eines Hofmeyers oder Hofverwalters)
V(erena) von Muchen
der sogenannte Frugo von Muchen
Johannes am Stain
die Zimbusin (mhd. *zimbelin* = Glöcklein, Glöcknerin)
N. von Muchen
N. Tochter des Riblin (Rieple, mhd. *ruprecht* = ruhmvoll)
N. Schwester des Riblin
Markwart Zolk (Zolg mhd. *zolch* = grober klotz)
Conrat Hapli (Happle, mhd. *Hepe, hape* = Sichel)
der alt Riblin
Agnes und Katharina Egin (mhd. *eginol* = Schwertwolf)
Berta, gen. Lupf (mhd. *lupfen* = sich schnell bewegen)
deren Schwester Mätzi, gen. Risin von Mucha
Nikolaus Ribli.

Unsere Vorfahren haben sich bis etwa zum Jahr 1300 mit einem Namen wie einfach Conrad begnügt. Die Bevölkerung hat sich vermehrt. Zur besseren Unterscheidung bei Urkunden fügte man Anmerkungen bei wie Conrad, der Weber. So entstanden bis um 1400 die heutigen Familiennamen Conrad Weber.

Das „Ewige Jahrzeitbuch“ gibt auch Aufschluss über die Lage einzelner Gehöfte: *zum Brunnen, in der Ow* (Au), *uff dem Berg, in ripa* (lat. Ufer, am Bach), *am Stain* (Felsen), *zum Wur* (Stauwehr zum Ableiten von Triebwasser für die 1339 erstmals, genannte Mühle), *dahindenan, obere Muchen, niedere oder untere Muchen.*

Tätigkeiten und Eigenschaften: *Mayer*, Betreiber eines Mayerhofes, dem jederzeit aufgekündigt werden konnte; *Bauer*, der meist einen Hof „zu Lehen trug“; *Zimmermann*; *Jäger*; *Wirt*; *Glöcknerin*, weist auf das Bestehen einer Kapelle vor 1440; *Sweiglerin* oder *Pfeiferin*; *Scharerin*, *Schnitterin* oder (Haar)schneiderin (?); *der Frühe*; *die Risin, die Große*

1320

Graf Heinrich von Fürstenberg († 1337) ließ als Grundherrn von Muchen 1320 die Männer aufzeichnen, die von ihm Güter „zu Lehen trugen“. Zu den gängigen Bodenzinsen hatten diese jährlich das „Vogtrecht“ zu entrichten. Für diese feste Abgabe genossen sie den Schutz des Landgrafen. Die Lehensmänner waren: *Heinrich Dahindenan, Mayer; Adelheid, die Löffingerin; Burkart, der Mayer; Burkart, des Mayers Sohn; Hans Mayer; Johann Fruge; Johanns am Steine; Cuonrat der Fruge; Heinrich zum Brunnen; Conrat uffem Berg; Heinrich uffem Berg; des Bernolinen Gut; des Kaufmanns Gut; Stäbelins Gut; Burkart der Keller.*

An anderer Stelle heißt es: Die Grafen von Fürstenberg haben gemeinsam 1320 das Vogtrecht über zwei Höfe, einem Haus und zwei Gütlein. Sie sind dem Kloster St. Blasien eigen.

Zu Beginn der Bauernerhebung im April 1525 haben die Untertanen der Grafen von Fürstenberg, der Herren von Schellenberg und andere eine gemeinsame Klageschrift an das Reichskammergericht nach Esslingen geschickt. Ein Artikel lautet: Das neueingeführte Vogtrecht, eine neueingeführte jährliche Abgabe, soll wieder aufgehoben werden. Das Vogtrecht ist demnach 200 Jahre älter.

1339

Nach einem Güterrodel des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen gibt Muchen 1339 folgende Zinsen:

Zu oberen Muchain:

Der Hof zu oberen Muchain 5 Mut Kernen, 5 Mut Roggen und 10 Mut Haber. Das soll er nach Stühlingen führen. Haini Riblin von einem Gütlein zu Oberhofen 1 Mut Kernen und 1 Mut Roggen. Romanin von Oberhofen von einem Gütlein 1 Mut Kernen, 1 Mut Haber, 1 Mut Roggen und 6 Hühner.

Zu niedern Muchain:

Die Hub (kleiner Hof) 2 Mut Kernen, 2 Mut Roggen, 1 Mut Haber und 6 Hühner. Bertschi (Berthold) von Eggingen von der Zollern Gütlein 6 Viertel Kernen, 3 Hühner und 1 Vierling Wachs. Der Frimann 1 Viertel Kernen und 2 Hühner. Der Ruflin Gut 6 Viertel Kernen, 6 Viertel Roggen und 1 Mut Haber. Burgi (Walburga) Ripli 2 Viertel Kernen von Wislis selig seinem Gut, das er bergab zu einer Messestiftung. Die Mühle (ein jüngerer Nachtrag) 1 Viertel Kernen. Das gab uns, dem Kloster, Johann Bidermann „um seiner Seele willen“.

Die genannte Mühle dürfte älter sein. Schon 1290 ist von einem „Wur“ die Rede. Darunter versteht man ein Stauwehr zum Ableiten von Triebwasser für das Wasserrad. Im Umland sind folgende Mühlen nachzuweisen:

1299 der *molitor* (Müller) zu der Grünburg an der Gauchach.

1312 die untere (Linsi-)mühle und die obere Mühle zu Seppenhofen am Tränkebach.

1352 die Mühle in Bachheim, ebenfalls am Tränkebach.

1350 die Kinsinger Mühle, später Ölmühle, nördlich von Löffingen an der oberen Mauchach.

Die Muchemer Mühle wird 1418 und 1506 nochmals genannt. Im Jahre 1513 ist von einer „*Mühlstett*“ die Rede. Damit wird die Stätte oder der Platz eines abgegangenen Bauwerkes bezeichnet. Es hat an dem von Unadingen nach Waldhausen führenden Fernweg gestanden. Dieser querte den Muchenbach mittels einer Furt. Den Fußgängern diente ein Steg. Der einstige Flurname „*Käskeren*“ ist keltischen Ursprungs. Er bedeutet *käs* = Grund, Senke und *keren* = Wassergraben, Kanal.

1339

Die nächsten 175 Jahre sind durch die Fürstenbergischen Urkundenbücher (FUB) und weitere schriftliche Quellen gut dokumentiert.

Ein Conrad von Muchaim zu Gutmadingen zinst dem Kloster Amtenhausen für Güter im Muchen. *Johann*, der Muchamer zu Gutmadingen hat 1348 zu Weiler und Dittishausen noch Grundbesitz. *Conni*, der Muchemer wohnt 1393 in Pföhren.

1352

Haini Biderman von Muchaim gibt dem Grafen von Fürstenberg ein Mut Kernen und einen „*Fisching*“ (?) für das Recht, im Muchenbach fischen zu dürfen.

1354

In einem Verzeichnis der Kirchen der Diözese Konstanz von 1354 wird die Filialkapelle Muchain bei Löffingen genannt. Auch das Subsidualregister des Bistums verzeichnet im selben Jahr 1354 und später 1482, 1497 und 1508 Löffinger Filialen zu Röttenbach, Seppenhofen, Reiselfingen, Göschweiler, Dittishausen, Bachen und Muchen.⁴ Der heute noch gebräuchliche Flurname „*Kirchhöfle*“ hält die Erinnerung an die einstige Kapelle wach.

Unter Kirchhof versteht man auf der Baar den Friedhof. Es ist unwahrscheinlich, dass ein solcher in Muchen bestanden hat. Die Filialen Seppenhofen und Dittishausen mussten ihre Verstorbenen bis 1769 auf dem Löffinger Gottesacker zur letzten Ruhe betten.

1364

Nach einem Güterrodeln des Klosters Maria Hof zu Neudingen baut zu Muchen Hans, der Zimmermann ein Gut. Er „*gilt*“ oder zinst in Erzeugnissen des Bodens: 6 Malter Kernen und 2 Malter Haber, 6 Viertel Roggen und 2 Viertel Erbsen, 25 Eier und 10 Schilling. Davon erhält der von Blumberg 2 Malter Kernen. Für den Haber begeht man der Frau Han Seelenmesse und Jahrtage. Der Rest gebührt dem Konvent des Klosters Maria Hof.⁵

1371

Laut Güterverzeichnis des Klosters St. Blasien hat dieses die beiden 1320 genannten Höfe zu Muchen noch im Besitz. Sie sind es 1371 immer noch. Später scheinen sie mit den Benediktinerinnen des nahen Klosters Friedenweiler vertauscht oder an dieselben verkauft worden zu sein.

1382

Hans, der Wirt von Muchen, verkauft sein ihm eigenes Gütlein, wofür er jährlich einen Scheffel Kernen Neidinger Maß giltet. Käufer ist der ehrbare Mann Heinrich Kümmerlin, Metzger zu Villingen. Derselbe zahlt 5 Pfund Heller, „*deren er gewehrt ist*“. Der Käufer leiht das Gütlein als ein vererbbares Lehen dem verkaufenden Wirt. Dieser gibt dem Metzger jährlich einen Scheffel Kernen als Zins.⁶

1413

In den Jahre 1411 bis 1425 stritten die Grafen Heinrich V. und sein Bruder Egon von Fürstenberg mit den Herren Bruno und Konrad von Lupfen auf Hohenlupfen (ostwärts von Bad Dürkheim) um eine Erbschaft. Im Verlauf der sogenannten Lupfener Fehde brannten sie einander ihre Burgen und Dörfer nieder. Sie raubten Menschen und Vieh und verwüsteten Äcker und Wege. Die Lupfener plünderten die Fischbestände der fürstenbergischen Gewässer Gauchach und Mauchach aus. Sie nutzten die Weiden zu Waldhausen und Mauchen und verschleppten verschiedene Leibeigene.⁷

1418

Herr Johann von Aitlingen, Klosterherr zu Rheinau bei Schaffhausen, Hainrich von Aitlingen, sein Bruder und Hans von (Ried)öschingen und Adelheid, die Rötin, seine eheliche Hausfrau, verkaufen das Vogtrecht von zwei Gütern des Gotteshauses St. Blasien zu Muchen, mit allen Rechten an den Abt Johann zu St. Blasien und sein Gotteshaus.⁸

Die Herren v. Aitlingen saßen wohl auf einer mittelalterlichen „*Motte*“ im Aitrachtal zwischen Kirchen-Hausen und Blumberg. Das gleichnamige Dorf Aitlingen ist im „Schweizerkrieg“ 1499 von den Eidgenossen niedergebrannt worden. Danach hat sich die Bevölkerung in Riedöschingen angesiedelt. Unter „*Motte*“ (franz. *Motte* = Klumpen, Erdsode) versteht man einen künstlich aufgeworfenen Erdhügel. Er war von einem Wohnturm gekrönt. Bauzeit vorwiegend zwischen 1100 und 1200.

1440

Öfters sind die Namen von Muchemer Personen mit dem Zusatz „zum Brunnen“ versehen. Sie hausten nahe der einst sehr stark sprudelnden Quelle im Gewann „Kirchhöfle“.

Ihr Wasser wurde in längs durchbohrten Föhrenstämmen oder „*Deicheln*“ in aus Eichenholz gefertigte Tröge geleitet. Daraus ist der noch gebräuchliche Flurname „*Tregen*“ entstanden.

Nach der Vereinigung von Muchen mit Unadingen trieb das Landvolk sein Vieh im Sommer gemeinsam in den wasserlosen „*Muchemer Wald*“ auf die Weide. Getränkt wurde am „*Tregenbrunnen*“.

Die Gemeinde Bachheim besaß schon 1509 eine hölzerne Wasserleitung. Unadingen und das eingemeindete Muchen hatten nach dem Kaufvertrag von 1513 „*Wasserleitinen*“. Das Wasser kommt aus einer Quelle nahe des heutigen Wildparkes bei Löffingen. Die Obermuchemer Gehöfte haben vermutlich an der vor-

beiführenden Unadinger Wasserleitung angeschlossen. So wäre der Ausdruck „Wasserleitungen“ zu erklären.

1465

Graf Heinrich VI. von Fürstenberg († 1490) zu Wolfach verleiht 1465 das Dorf Muchen bei Unadingen mit allem außer dem Wildbann und dem Hohen Gericht an Heinrich von Almshoven zu Immendingen. Die „Vorderen“ des Almshovers hatten Muchen schon von den Vorfahren des Landgrafen Heinrich VI. zu Lehen getragen. Davor waren die Herren von Blumberg ab 1364 mit dem Lehen Muchen betraut worden.⁹

1482

„Anno 1482 am 19. Oktober starb Herr Magister Rudolf Hensler aus Fürstenberg, Leutpriester der Kirche Löffingen. Volle zwei Jahre hat er nicht mehr amtiert“; sein baldiger Tod deutet auf Krankheit. Von seiner Filiale Muchen hat er den Zehnten bezogen.¹⁰

1506

Graf Wolfgang von Fürstenberg (1495–1509) gibt 1506 dem Herren Philipp von Almshoven zu Immendingen das Dorf Muchen zu Lehen.¹¹

1513

Frau Barbara von Almshoven geb. Schnetz und ihr Beistand Hans von Reischach, dann Philipp, Oswald und Ludwig, Gebrüder von Almshoven zu Immendingen, verkaufen 1513 an Graf Wilhelm von Fürstenberg:

*Das Dorf Unadingen samt Mauchen und Grünburg, alles mit Gericht, Zwing und Bann, Zinsen, Zehnten, Gütern, Freveln, Fällern, Gelässen, Diensten samt Eigenleuten laut eines Rodels, die sich auf 150 betreffen. Auch der Kirchensatz zu Unadingen. Alles mit Hölzern, Feldern, Äckern, Matten, Wiesen, Wunn und Waid, Wasser, Wasserleitinen, Mühlen, Mühlstetten mit allen Rechten und Zugehörden.*¹²

Graf Wilhelm (1491–1549) ist im Alter von 15 Jahren mit der reichen und schönen Gräfin Bona oder Jutta von Neuchatel in Burgund vermählt worden. Sie ist nach zehnjähriger Ehe kinderlos verstorben. Der Witwer hat 1620 Kirche und Turm der Pfarrei Unadingen neu bauen lassen. Er trat später zum neuen evangelischen Glauben über und hat sich wohl deshalb die Ungnade des Kaisers zugezogen.

Dem obigen Kaufvertrag angehängt war einst ein Rodel mit den Namen von 150 Eigenleuten (Leibeigenen) von Unadingen und Muchen. Die Grünburg und die 1297 mitgenannte Mühle an der Gauchach standen seit 1482 leer. Die Anzahl der Untertanen von Unadingen ist nach einer fürstenbergischen Zählung bis 1620 wieder auf 351 Köpfe angestiegen. Ursache des rapiden Sinkens der Bevölkerungszahl war die Beulenpest. Sie ist 1347 von Handelsschiffen aus dem Schwarzen Meer nach Messina auf Sizilien eingeschleppt worden. In Wellen raste der „Schwarze Tod“ immer wieder durch ganz Europa. Er raffte etwa die Hälfte der Bevölkerung dahin.

Das 1506 noch „Dorf“ genannte Muchen gilt im Kaufvertrag von 1530 als Teil von Unadingen. Die Verödung und schließliche Aufgabe der Ansiedlung hat

rund 100 Jahre gedauert. Nach Friedenweiler Klosterakten hat 1418 ein Hensle Woller von Unadingen zu seinem Hof noch ein Gut in Muchen erworben. Weitere Ankäufe durch Männer von Unadingen sind 1493, 1440, 1495, 1501, 1503 und noch 1513 verzeichnet.

In derselben Zeitspanne werden folgende Weiler, alle im Raum Löffingen liegend, letztmalig urkundlich erwähnt:

- 1399 Hartheim bei Reiseltingen
- 1440 Mitla, zwischen Bachheim und Seppenhofen
- 1446 Waldhausen „ganz verödet“
- 1484 Oberhofen bei Löffingen
- 1482 die Grünburg mit Mühle
- 1498 Weiler bei Dittishausen
- 1499 Litzelstetten bei Löffingen

Bachheim konnte 1477 keinen eigenen Pfarrer unterhalten; es ist zur Filiale von Löffingen abgesunken. Das Städtlein Löffingen zählte gerade noch 52 Haushalte. Die Zahl ist bis 1620 wieder auf 116 angestiegen. Nach einem Urbar (Ertragsbuch) des Klosters Friedenweiler hatte Rudenberg 1519 „jetzt nur noch 11 Häuser, da sind etwan (früher) 18 gesin“.

Seit 1320 haben die Benediktinerinnen des Gotteshauses Friedenweiler durch Kauf oder Tausch fast alle Güter in Muchen in ihren Besitz gebracht. Den im F. F. Archiv verwahrten Kauf- und Lehensbriefen konnten 49 Flurnamen entnommen werden. Davon sind 12 noch im Gebrauch. Auch die auf der Baar übliche Einteilung der Ackerflur in drei „Ösche“ ist erkennbar. Sie waren in Muchen nummeriert. Der „Mucheimer Wald“ diente als „Allmend“ zur Holzversorgung und dem gemeinsamen Weidgang.

Ackerfeld im ersten Ösch:

Birkenbohl (ahd. = Birkenhügel); *Grund, Gründen; Lappenbohl* (mhd. *lapp* = kleiner Flick); *Bohl* (mhd. *bol* = Hügel, Anhöhe)

Ackerfeld im zweiten Ösch:

Braiten (mhd. *breit* = ausgedehnt); *Riedereren* (mhd. *riet* = gerodeter Grund); *Eschhofen*, Standort eines Hofes; *Bützinen* (ahd. *Bütze* = nasses, minderwertiges Feld); *Heuweg; vor den Föhren; Hubwies*, Wiese der Huber oder Kleinbauern; *Pfaffenhalde*, (Pfarrfeld); *Rütli* (ahd. *Reuten* = urbar machen); *Uff dem Stain* (auf dem Felsen); *St. Peters Halden uff demm Stein* (Kirchenpatron von Bachheim); *Uff dem hohen Stain* (über dem Felsen)

Ackerfeld im dritten Ösch:

Maßholder, streckt auf die Straß (mhd. *maser* = Ahorn); *am Unedinger Weg; Sandele* (Sandgrube); *Uff Haiden* (mhd. *heide* = ebenes unbebautes Feld); *Russental* (kelt. *Rusch* = Wald); *Letzhalde* (mhd. *letze* = Schutzwehr, Grenze); *Laimgrub uff Bohl* (mhd. *leim* = Lehm); *Baumgarten am Maßholder* (Obstgarten); *Egarten* (ahd. *Egerde* = wenig gutes, gerodetes Brachland); *Orthalden*, in der vorderen Au (ahd. *Orth* = Nord)

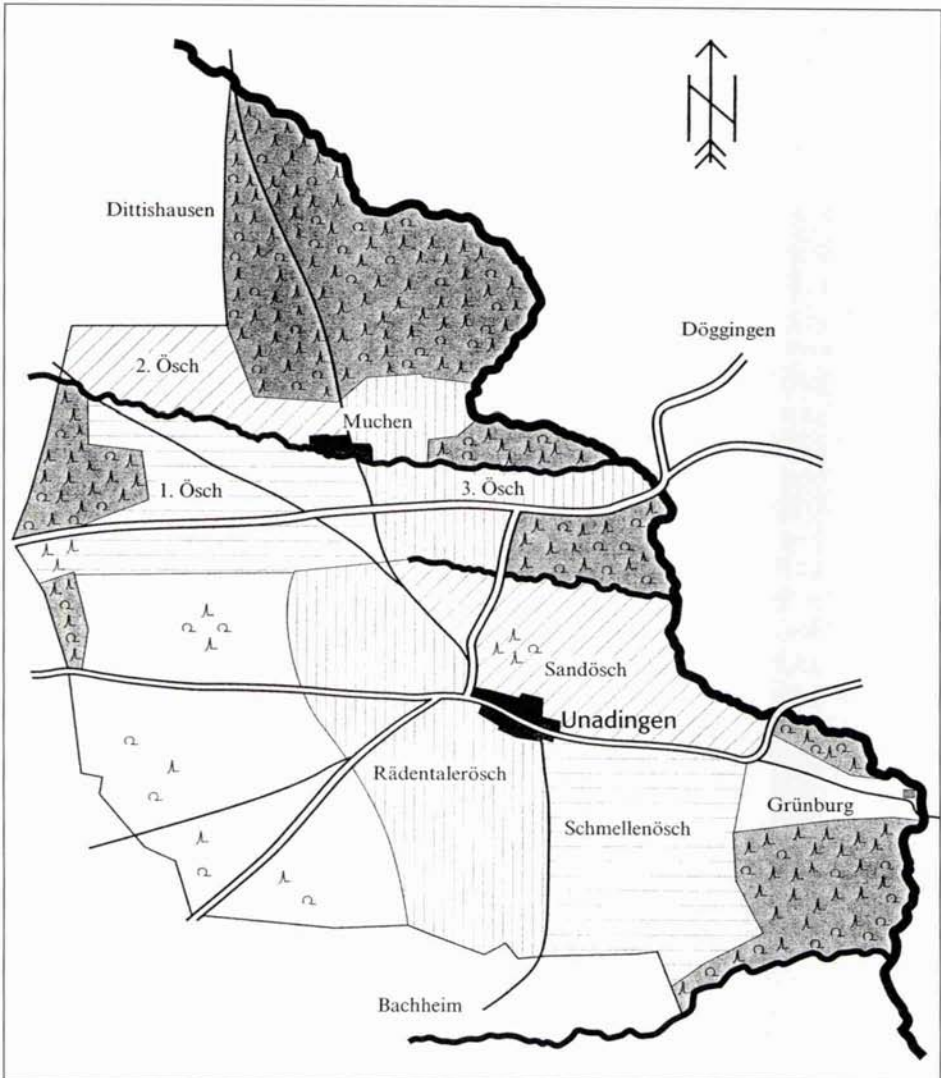
Das Wiesfeld hat sich über die ganze Gemarkung verteilt:

die Au (mhd. *ow* = Wasser); *Käskeren*, unter der Mühle beim Steg (mhd. *kesker* = Talmulde); *Storkenwies* (mhd. *stork* = Weißstorch); *die obere Grub; die Waldwies*

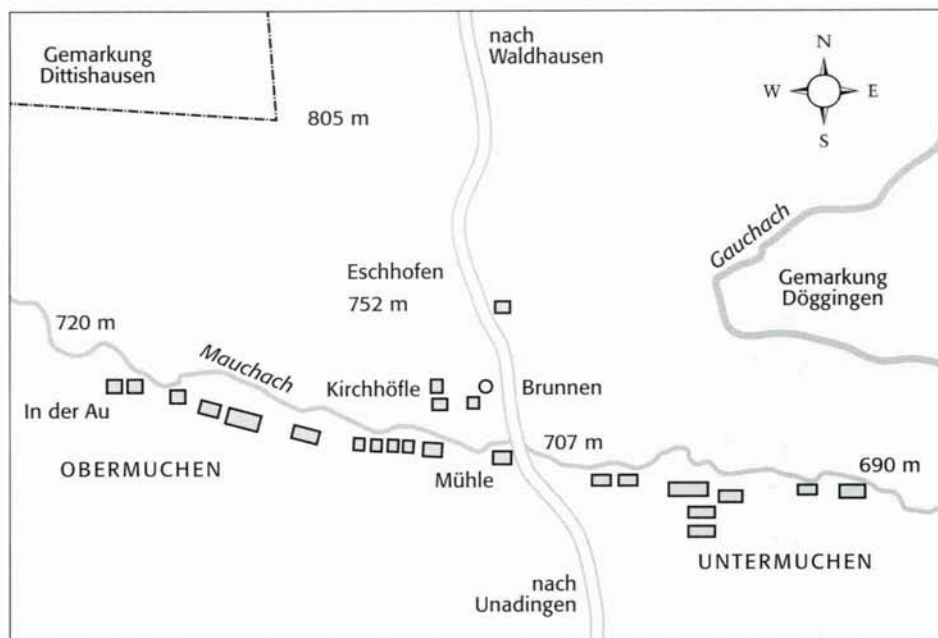
Muchen

ob Geren (kelt. und germ.: *ger* = Speer, Spitze); untere Wiesen; Hüchwiesen (mhd. *buch* = hoch); Heißbühl (mhd. *heiz* = trocken); Ganskragen (mhd. *kragen* = Hals) der vorbeiführende Weg hat, Krümmungen wie ein Gänsehals; Briel (mhd. *ae*, *brühl* = feuchte, sehr gute Wiesen)

Ortsherren von Muchen waren nach den Herzögen von Zähringen ab 1218 die späteren Grafen von Fürstenberg. Sie haben das Dorf an die Herren von Blumberg und danach an die Ritter von Almshoven zu Immendingen verliehen. Beide Geschlechter standen im Dienst der Fürstenberger.



Unadingen mit Muchen und Grünburg um 1500 (E. Ketterer).



Das Dorf Muchen um 1500 (E. Ketterer).

Güter- oder Grundbesitz hatten eigen oder „zu Lehen“: das Kloster Friedenweiler, das Stift Säckinggen, das Kloster Grünwald, das Kloster St. Blasien, das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen, die Kirche St. Martin (ab 1342 St. Michael zu Löffingen), die Kirche St. Georg zu Unadingen, die Kirche St. Peter zu Bachheim.

Die Böden der einstigen Gemarkung Muchen sind Verwitterungsprodukte von drei verschiedenen geologischen Formationen:

- Die abgeflachte Hochfläche im Norden der Ansiedlung erreicht Höhen bis zu 800 m NN. Ihre trockenen, wasserarmen Böden sind aus dem oberen Muschelkalk entstanden. Trotz ihrer steinigen Beschaffenheit waren die „Mergelschichten“ leicht zu bearbeiten. Sie boten die besten Voraussetzungen für den Anbau von Getreide.

Nach der Aufgabe des Dorfes sind die von Unadingen weit entfernten Ackerflächen wohl als Viehweide benutzt worden. Wie gegenwärtig auch in unserem Raum zu beobachten ist, hat sich durch Samenflug schnell wieder Wald gebildet.

Eine „Forstchronik von Unadingen“ vermeldet 1857: „In Anbetracht der hohen Lage, des rauen Klimas und des lehmigen Kalkbodens kann das Wachstum des Großwaldes als gut bezeichnet werden. Es sind Bestände zu sehen, die nichts zu wünschen übrig lassen.“

- Die Mauchach mündet in 680 m NN in die Gauchach. Ihre weiten Talauen sind im Lauf der Zeit durch Anschwemmung von lehmigem Sand und Kies verfüllt worden. Felspartien des oberen Muschelkalkes begrenzen zum Teil das

Tal im Norden. Untere Keuperformationen bilden mit flachen Terrassen den südlichen Abschluß des Tales. Diese Böden enthalten fast alle Nährstoffe. Der hohe Anteil von Lehm förderte das Entstehen sehr guter Dauerwiesen mit reichen Futtererträgen. Steillagen werden allerdings zunehmend aufgeforstet.

Nach einer Periode starker Regenfälle schüttete am Nachmittag des 5. Juni 1895 ein Wolkenbruch über dem Quellgebiet von Gauchach und Mauchach weitere ungeheure Mengen Wasser aus. Beide Bäche schwollen in der Nacht zu reißenden Strömen an. Die an der Gauchach liegende Lochmühle und die Burgmühle samt ihrer Nebenbauten und Brücken wurden weggerissen.

Infolge des Hochwassers ist der aus Keuper bestehende steile Südhang des Mauchachtales abgesackt. Von der Einmündung in das Gauchachtal hat sich eine 500 m lange, tiefe Erdspalte geöffnet. Sie war etwa 1,5 m breit. Ebenso tief liegt die entstandene Terrasse. Die Spalte ist verfüllt und abgebösch.

- Der Südtteil der ehemaligen Muchemer Mark liegt als leicht ansteigende Ebene im Schnitt 720 m NN. Sie wird von West nach Ost von der heutigen B 31 durchquert, die 1755 als „Landstraße“ angelegt worden war.

Die Böden sind vor dem Ausbruch der Ur-Donau (Wutach) nach Süden zum Hochrhein von den Nebenbächen Gauchach und Mauchach aufgeschüttet worden. Ihre Hauptbestandteile sind Buntsandstein und Muschelkalk mit hohen Lehnteilen. Es sind gute und leicht bebaubare Ackerfluren.¹³

Soweit das leicht erweiterte Kapitel Muchen aus der Ortschronik Unadingen. Im Sommer 2009 hat Gerrit Müller dem Verfasser die neuesten Luftaufnahmen der einstigen Gemarkung Muchen zur Verfügung gestellt. Es handelt sich hier um Laser-Scan-Aufnahmen. Dabei fehlt Bewuchs wie Wald völlig. Andererseits erscheinen von Menschenhand geschaffene, nicht mehr sichtbare Veränderungen. Sie haben die bisherigen Erkenntnisse wesentlich erweitert und ergänzt, aber auch neue Fragen aufgeworfen:

- Die bisherige Annahme ging von einem kleinen Haufendorf im Gewann „Kirchhöfle“ aus. Es wurde auf der Anhöhe oberhalb des bis um 1950 stark fließenden „Tregenbrunnens“ gesucht.

Die neuen Luftbilder zeigen jedoch rechteckige Grundmauern von Höfen und Bauwerken entlang des Baches. Auf 1700 m Länge bildete Muchen ein Reihendorf. Mittelpunkt war wohl die Mühle. Sie stand an der Furt, wo der Fernweg – einmal als „Straße“ bezeichnet – aus dem Norden kommend den Bach querte. Fußgänger überschritten das Gewässer auf einem Steg. Im Gewann „Kirchhöfle“, hoch über der Talaue, ragen die Kapelle und ein Haus auf. Gegenüber stand „am Brunnen“ ein Einzelhof. An der Stelle hat der Verfasser in Brandschutt Tonscherben und Mörtelreste gefunden. Zwei Anwesen standen „auf Eschhofen“ und „am Berg“.

- Der gesamte ehemalige Wald „Much“, heute der Unadinger „Großwald“, ist einst „unter dem Pflug“ gewesen. Die auf den Luftbildern sichtbaren großen Grabhügel und die nicht erfassten kleinen Steinhaufen scheinen erst nach der Aufgabe des Ackerbaues aufgeschichtet worden zu sein. Drei rechteckige Erdwälle von jeweils etwa 100 m Seitenlänge geben neue Rätsel auf.

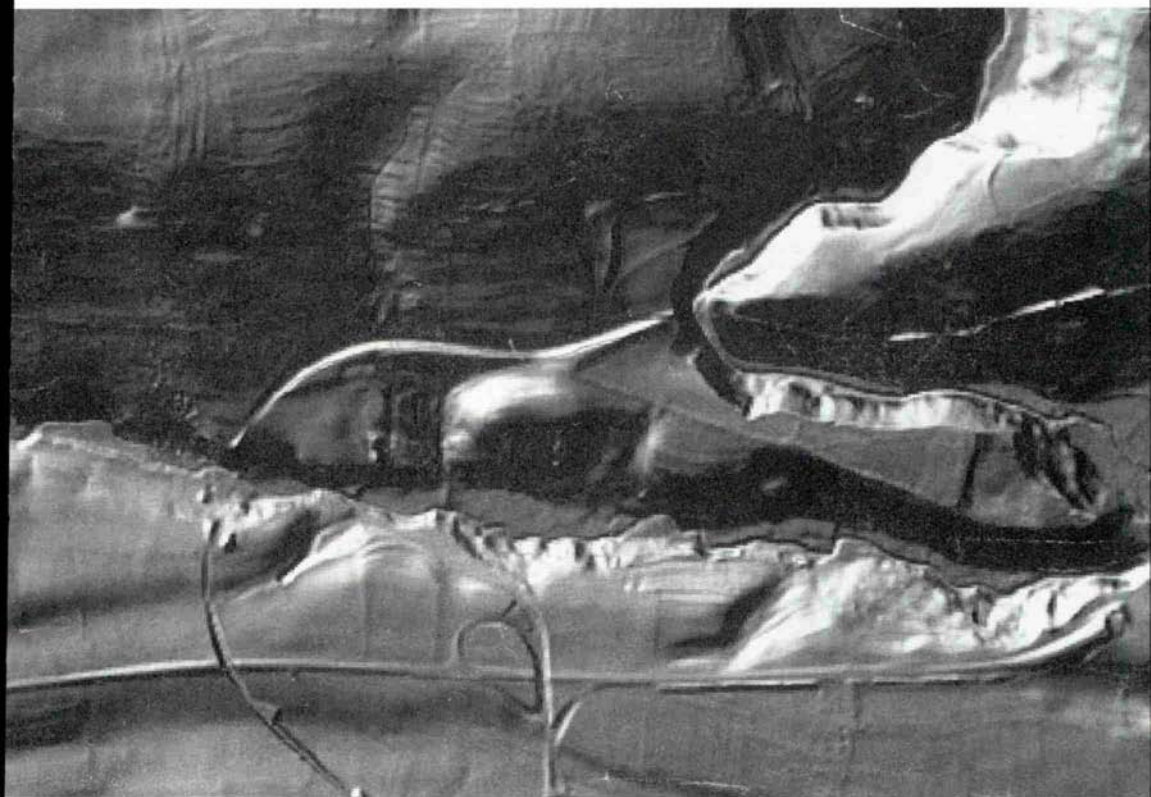
ein abgegangenes Dorf

Auf Anfrage hat Bertram Jenisch vom Amt für Denkmalpflege in Freiburg die auf den Luftbildern deutlich erkennbaren Spuren von Ackerbau zeitlich in das Mittelalter gelegt. Die durch Pestepidemien stark reduzierte Bevölkerung scheint die abgelegenen Fluren nicht mehr bebaut zu haben. Wir können gegenwärtig beobachten, wie schnell der Wald Brachland zurückerobert.

Als die Fürstenberger 1627 ihre Herrschaft in eine Haslacher und eine Blumberger Linie schieden, vermerkten sie im Teilungslibell: „*Es haben die zu Unadingen einen Wald, Much genannt, hat obngefähr 310 Jauchert*“.¹⁴

Noch 1790 hat ein Renovator bei der Erneuerung des Unadinger Urbares erläutert: „Die zu einem zusammengeflossenen Bänne von Unadingen, Muchen und Grünburg haben ihre besonderen Rechte behalten“.

Die Auswertung aller erreichbaren schriftlichen Quellen hat tiefe Einblicke in die Geschichte der fast vergessenen Siedlung im lieblichen Tal der Maurach erbracht.



Laser-Scan-Aufnahme der einstigen Gemarkung Muchen. Quelle: Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden Württemberg (LGL).

Anschrift des Verfassers:

Emil Ketterer
Oberburg 2
79843 Löffingen

Anmerkungen

- 1 Dazu mehr EMIL KETTERER:
Vorgeschichtliche Bodendenkmale im Raum
Löffingen, in: Schriften der Baar,
37. Band (1991), S. 18–31.
- 2 Original GLA Karlsruhe.
- 3 Das lateinische *rotulus* bedeutet Rolle oder
Liste, meist auf Pergament geschrieben.
Zur Beleuchtung der Kirchen dienten
Wachskerzen. Ein Teil der Zinsen bestand
aus Bienenwachs, der Rest aus Früchten oder
barem Geld.
- 4 Subsidien waren außerordentliche Steuern.
- 5 FUB V, Nr. 50.
- 6 FUB II, Nr. 501. - Das alte Wort *gewer*
(Gewähr) bedeutet nach Lexer (Mhd. Wör-
terbuch) „rechtmäßig gesicherter Besitz“.
- 7 SIGMUND RIEZLER 1883: Geschichte des
Hauses Fürstenberg, Tübingen, S. 218.
- 8 FUB VI, Nr. 172.
- 9 FUB III, Nr. 513.
- 10 Pfarrarchiv Löffingen, Jahrzeibuch 2, S. 149.
- 11 FUB IV, Nr. 420.
- 12 FUB IV.
- 13 Nach der geologischen Karte Baden-Würt-
temberg und deren Erläuterungen zu Blatt
8776 Löffingen, S. 45–47.
- 14 Rund 220 ha (1927).

Historische Hochwasser auf der Baar

Drei Beispiele aus Hüfingen und Bräunlingen

Von Susanne Huber-Wintermantel

Vor 20 Jahren, am 15. Februar 1990, wurde auch die Baar von einem verheerenden Hochwasser heimgesucht. Ganz ähnlich war die Situation im Frühjahr 1995. Das Auffangbecken bei Wolterdingen, an dem seit Jahren gebaut wird, die Flutmulde und die aktuellen Arbeiten im Gewann Marquartswiesen in Bräunlingen oder die Dammaufschüttungen in Hüfingen sollen helfen, in Zukunft solche Katastrophen zu verhindern oder zu mildern. Drei verschiedene Schilderungen von Hochwassern in Bräunlingen und Hüfingen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert zeigen, wie sich die Wahrnehmung geändert hat, was als Normalität galt und was als Katastrophe.

Die Stadt Bräunlingen liegt eingebettet zwischen der Breg und dem Röthenbach, der auch Brändbach genannt wird. Bei der ehemaligen Mühle, heute Firma Straub, zweigte bereits im Mittelalter ein Kanal von der Breg ab.

Verließ man die Stadt durch das Kirchtor, das am Ende der Kirchgasse im Süden lag, führte der Weg über eine Brücke über den Röthenbach zum Friedhof und zur uralten Remigiuskirche. Diese Kirche, eine der Mutterkirchen der Baar, von der Reichenau wahrscheinlich im 8. Jahrhundert gegründet, war jahrhundertlang die Pfarrkirche der Bräunlinger. Nun war es nicht nur in Kriegszeiten zu gefährlich, die ummauerte Stadt zum Besuch der Messe zu verlassen; auch das Wetter spielte eine erhebliche Rolle.

Der agile und energische Oberschultheiß Johann Conrad Gumppe setzte 1694 den Bau einer großen Kapelle in der Stadtmitte durch. Zuvor hatte es in der Stadt – außer der vermutlich zur Burg gehörigen und bereits 1673 abgegangenen Nikolauskapelle – in der Kirchgasse neben der Kaplanei (heute Kultur- und Verkehrsamt) eine kleine Marienkapelle gegeben, für die eine Nachfolgerin in der Hauptstraße errichtet worden war.

Diese Kapelle (die bereits ruinös gewesen sei) wurde auf Initiative Gumppe 1694 abgerissen, um einer neuen, größeren Platz zu machen. Knapp 200 Jahre später, 1881, musste dieses barocke Bauwerk, das immer mehr die Funktion einer Pfarrkirche übernommen hatte, zusammen mit weiteren Gebäuden dem Neubau der jetzigen Kirche weichen.¹

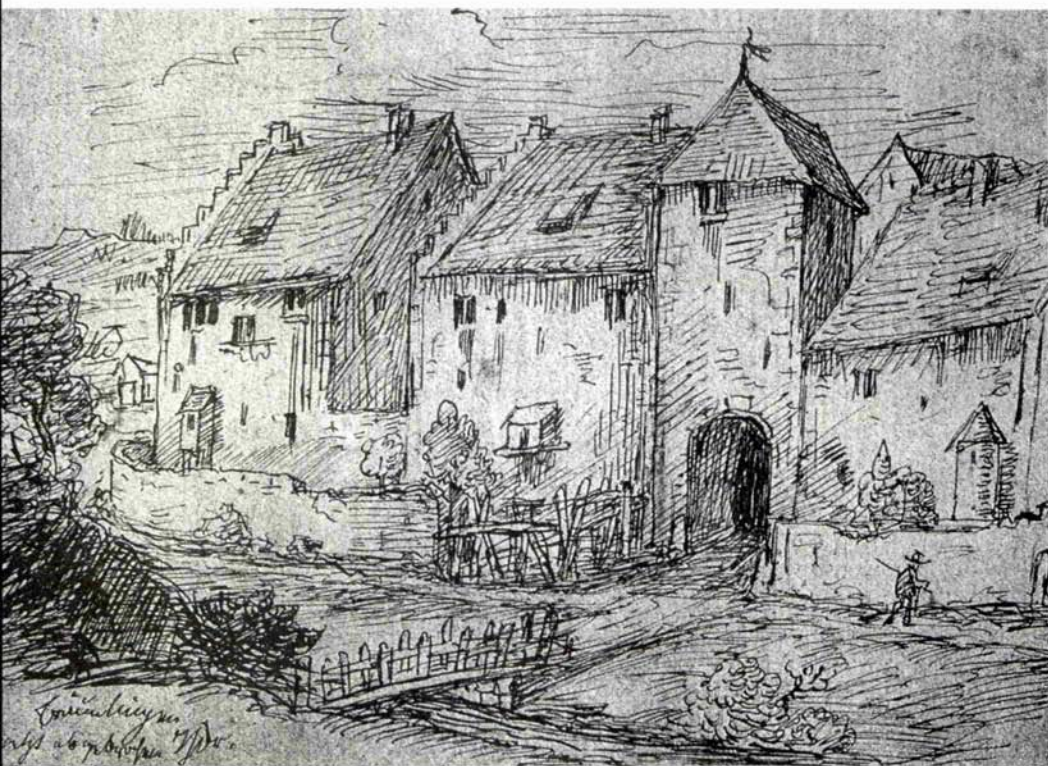
Im Bräunlinger Pfarrarchiv befindet sich eine von Oberschultheiß Johann Konrad Gumppe 1695 verfasste Auflistung der Aufwendungen der Stadt für die Kirchen und Kapellen, in der er auch den Neubau der Marienkapelle 1694 und die Gründe für ihre Errichtung erwähnt:²

Anno 1694 ist diese Capell ...zu dem Zihl und Ende erbauet worden, damit, da man wegen zu Zeiten entstandenen und annoch entstehenden grossen über-

schwemmungen in die Pfarrkirchen nicht kommen können auch die schon vormahls hiergestanden unser Lieben Frauen und S. Niclaj capellen in Kriegszeiten vollkommen ruiniret worden, in solcher die gewöhnliche gottes dienste abgehalten und selbe desto bequemer beygewohnt werden könnte...

Nicht die offenbar häufigen Hochwasser als solche waren also für Oberschultheiß Gump und seine Zeitgenossen das eigentliche Problem, sondern der Umstand, dass das Hochwasser die Bräunlinger am Besuch der Messe hinderte. Von Schäden innerhalb der Stadt oder von anderen Unbequemlichkeiten berichtet Gump nicht.

Das typische Baaremer Bauernhaus, das „gestelzte Quereinhaus“, verfügte sowohl in Hüfingen als auch in Bräunlingen wegen des hohen Grundwasserspiegels nur in seltenen Fällen über Kellerräume, folglich gab es dort keine Schäden. Dass es „gestelzt“ war, bedeutet, dass sich die Wohnräume im ersten Obergeschoss und nicht im gefährdeten Erdgeschoss befanden.³ Das Vieh wurde nur zum kleinen Teil in den Ställen gehalten; es war, wie im Folgenden noch gezeigt wird, die längste Zeit des Jahres auf den Weiden. Jedenfalls schien Hochwasser für die Tierhaltung in den Ställen kein – im wahrsten Sinne des Wortes – nennenswertes Problem dargestellt zu haben, denn wären hier regelmäßige Schäden entstanden, hätten diese gewiss Erwähnung gefunden.



Lucian Reich, Das Kirchtor in Bräunlingen um 1840. Bleistift/Papier.
Kelnhof-Museum Bräunlingen.

Die Schilderung einer Hochwassersituation stammt vom Hüfinger Maler und Schriftsteller Lucian Reich. In seinem „Hieronymus“, dem 1852 in erster Auflage erschienenen, weit über die Baar hinaus für seine Lithografien berühmten Buch, finden wir die Beschreibung eines ungewöhnlichen Hochwassers, auf das die Hüfinger Bevölkerung allerdings gelassen reagierte und das sich in den 1770er Jahren ereignet haben sollte:⁵

Einst hatte, nach langem Regen, die Bregach eine ganz außergewöhnliche Höhe erreicht. Das ganze Städtchen war, ein zweites Venedig, unter Wasser gesetzt, so daß der Stadtmetzger sich veranlaßt sah, einen Floß zu erbauen, um vor die Häuser seiner Kunden zu rudern, und diesen das benöthigte Fleisch, an einer Heugabel ins zweite Stockwerk hinauf zu reichen.

Als das Wasser über Nacht immer mehr gestiegen, und bereits schon das ganze Ried bis gegen Pföhren hin überfluthet hatte, ward endlich auch des lahmen Seppels in seiner Feldhütte gedacht, den man Morgens früh, mitten auf dem großen See, auf dem Dache seiner baufälligen Hütte sitzen gesehen. Die allgemeine Menschenpflicht gebot dringend, ihn zu retten. Der Stadtschultheiß, der früher das Fischerhandwerk getrieben, ließ einen Kahn auf einen Wagen laden, an einer Anhöhe, unweit der Stadt, in's Wasser setzen, und bestieg unter Glück- und Segenswünschen das Rettungsboot, um auf das bedrohte Häuslein zuzurudern. Aus Vorsicht war eine Flasche Wein und etwas Essen mitgenommen. Als mit Mühe und Noth der biedere Retter beim Seppel angekommen, und ihn zu raschem Einsteigen eingeladen, war er nicht wenig betroffen, als dieser ganz trocken erwiederte: 'Ich fahr nit mit, das groß Wasser g'fällt mir, es wird schon wieder fallen. Aber wenn Ihr etwas zu essen und zu trinken habt, Herr Schultheiß, so gebt's her', und der Schultheiß reichte ihm den Imbiß und kehrte zur Verwunderung aller Zuschauer allein zurück.



Martin Menrad: Hüfingen 1682. Öl auf Leinwand. Original im Schloß Heiligenberg.

Die früheste Hochwassermarken an der Hüfinger St. Leonhardskapelle (vor der Stadt, an der Breg neben dem Friedhof) stammt vom 24. Oktober 1778 – und darauf wird sich wohl Lucian Reichs „Hochwassergeschichte“ beziehen. Sieht man von seinen literarischen Ausschmückungen ab, mag an der Geschichte durchaus Wahres sein.

Es fällt auf, dass dem Hochwasser an sich jedoch weder bei Lucian Reich große Beachtung zuteil wird, noch wird in den Akten etwas derartiges erwähnt. August Vetter fand Unterlagen zu Hochwassern im 19. Jahrhundert, wo es erste Überlegungen für Verbesserungen gab.⁶ Noch einmal sei Lucian Reich zitiert:

Denn ehe die Dämme oberhalb der Stadt hergestellt waren, nahm das Hochwasser, bei unserem Gedenken noch, regelmäßig seinen Lauf auf der entgegengesetzten Seite, an den Stadtmauern vorbei, und vereinigte sich erst unterhalb derselben wieder mit dem Hauptflusse. Daher heißt dieses Gelände noch heutzutage 'Wasserlanden' und hat in geringer Tiefe ein mächtig angeschwemmtes Kieslager...⁷

Die von Reich geschilderten Ereignisse von 1778 fanden in Bezug auf das Hochwasser, das in Bräunlingen ähnliche Ausmaße gehabt haben muss, keine Erwähnung in den Bräunlinger Ratsprotokollen. Lediglich eine Verordnung vom August desselben Jahres⁸ bezieht sich auf eine Überschwemmung, die allerdings schon im Sommer 1778 stattgefunden hatte: „... da durch die disjährig allenthalbige Überschwemmung das Futter dergestalt großentheils mit Schlamm verdorben worden...“, sei es, da „ohnsauber und verschimmelt“, als Futter für das Vieh unbrauchbar. Da man sogar den Ausbruch von Seuchen befürchtete, wurde das



Hochwassermarken an der Hüfinger St. Leonhardskapelle.



Hochwassermarken am Bräunlinger Stadttor. Fotos Bernhard Wintermantel.

Verfüttern dieses Heus von amtswegen verboten und lediglich gestattet, dass es „mit aller Behuethsamkeit zur Streühe verwendet werden dürfe.“

Auch die Hochwassermarken im Bräunlingen Mühlentor verzeichnen das Oktoberhochwasser von 1778 nicht.⁹

Breiten Raum in den Bräunlinger Ratsprotokollen nimmt dagegen das Hochwasser vom März 1730 ein. Ratschreiber Johann Baptist Sartor¹⁰ beschreibt unter dem Titel „Groß angeloffenes Wasser und darbey beschehener Unglücks- und Todtfahl zue Breünlingen“ eindrucksvoll und sachlich was sich abgespielt hatte.¹¹ Er beginnt mit den klimatischen Ursachen des Hochwassers und beschreibt dann dessen geografische Ausmaße, soweit er sie beobachten konnte:

Anno 1730 den 22. et 23. Mertz hat es dahier beständig geregnet und über den schwartzwald einen tüefen schnee gelegt welcher den 24. et 25 dito darauf bey eingefallenem warmen Wetter und Sonnenschein gahr bald geschmaltz, wovon die beede dahir vorbeý laufende wasser die Brägi und Rättenbach dergestalt hochangeloffen, daß bey mentschen gedenckhen dahier gleichen noch niemahl gesehen worden. In maassen das Wasser von einem berg bis zum andern und die Statt schier völlig im Wasser gestanden, also daß vible burger von einem Hauß zum andern über die gassen undt in die Kürchen rätten müessen. vergleich einem See, das Ebne veld von Wulterdingen biß gegen Geüssingen hinab von den bergen herab anzusehen wahr.

Sartor beschreibt die Flurschäden, besonders die im Bereich der Mühle weggerissenen Wehre und den auf den Feldern angeschwemmten Sand. Von Schäden in der



Ausschnitt aus dem Gemarkungsplan von 1721: Ansicht der Stadt Bräunlingen. Öl/Leinwand. Kelnhof-Museum Bräunlingen.

Stadt wird auch hier nicht berichtet. Eigentlicher Anlass für den Eintrag in die Ratsprotokolle war aber der tragische Tod eines zwölfjährigen Bettelknaben namens Johannes Labor, der am Nachmittag des 25. März („...*ahn Mariae Verkündigungsfest...*“), als das Wasser bereits wieder etwas gefallen war, bei der Mühle in das reißende Wasser stürzte und ertrank.

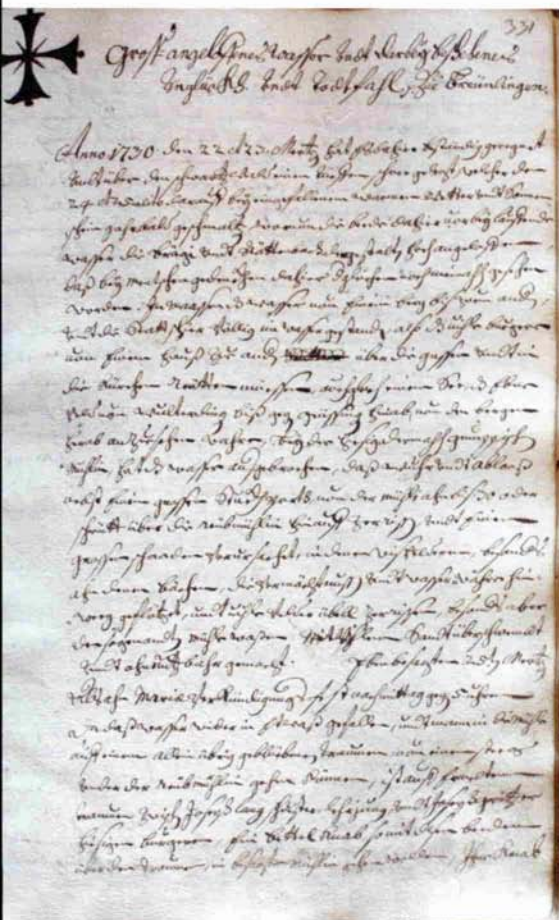
Der Knabe habe gemeinsam mit dem Lehrjungen des Schusters Joseph Lang und dem Bürger Joseph Grützer über einen „...*allein übrig geliebten Traumen...*“¹² zur Mühle gehen wollen, „...*jener Knab aber der Schwindel ankommen, herauß- undt in das daselbst ausgebrochene und starckhlaufende wasser hinab gefallen, [unleserlich, wahrscheinlich: *deme man*] nicht mehr zur Hülf kommen können, sondern elendiglich hinweg schwimmen und ertrinckhen lassen müessen.*“

Dem Bericht des Ratschreibers über dieses Unglück verdanken wir aber doch noch zwei Hinweise, die – ganz nebenbei – die Situation in der Stadt beschreiben: Der Knabe habe sich „*etliche Täg hindurch, als niemant von- und zue der statt kommen können*“ bei einem Verwandten aufgehalten. An dem Tag, an dem er

ertrunken sei, habe er noch an zwei Begräbnissen, die in den Tagen zuvor wegen des Hochwassers nicht hätten stattfinden können, teilgenommen. Die Situation war also doch recht angespannt – schließlich wussten die vom Wasser eingeschlossenen Bräunlinger, die ihre Toten nicht beerdigen konnten, nicht, wie lange der Zustand anhalten würde.

Über den verunglückten Knaben lesen wir ausschließlich in den Ratsprotokollen, in den Kirchenbüchern ist sein Tod nicht vermerkt. Dies ist leider kein Einzelfall und hat nichts mit der Person des Verstorbenen zu tun. Immer wieder weisen die Kirchenbücher bedauerliche Lücken auf; sie wurden von den verschiedenen Pfarrern und Vikaren ganz unterschiedlich geführt.¹³

Vielleicht war der nachlässige Umgang des damaligen Pfarrers Johann Christoph Muschgardt mit den Kirchenbüchern dem Ratschreiber bekannt, denn er beschreibt im hier zitierten Ratsprotokoll ausführlich die familiären



Eintrag der Hochwasserkatastrophe von 1730 in Bräunlinger Ratsprotokollen.

Verhältnisse des zu Tode gekommenen Jungen, die Namen und Herkunft seiner Eltern (Mutter aus der Schweiz, Vater aus der Pfalz) und gibt sich alle Mühe zu betonen, dass der Tod nicht verhindert werden konnte und die Bräunlinger keine Anstrengung scheuten, den Leichnam zu finden, zu bergen und danach würdig zu bestatten. Es könnte allerdings auch eine Rolle gespielt haben, dass sich der Knabe in Bräunlingen bei einem einflussreichen Verwandten, „...seinem Vetter H. [Herrn] Baldasar Laborem des Raths aufgehalten...“ hatte.

Dessen erblichener Körper wurde erst nach 16 Täg under dem sogenandten Hüfingischen Wuhr [an der Gemarkungsgrenze zwischen Hüfingen und Bräunlingen] in der Hüfinger Herrschaft Wissen in allbiesigem pann endlich von etlichen hiesigen Burgern annoch im Wasser undter einem Holtz gefunden, heraufgezogen, undt anhero auf einem Pferdt in die Statt in ermeltnt H. Laborems behausung geführt.

Die Angelegenheit war auch einmal mehr Anlass für ein kleines diplomatisches Geplänkel zwischen dem vorderösterreichischen Bräunlingen und dem fürstenbergischen Hüfingen, denn der ertrunkene Bettelknabe – immerhin mit einem Bräunlinger Ratsherrn verwandt – musste geborgen werden. Da man ihn auf Bräunlinger Gemarkung nicht gefunden hatte, musste er auf Hüfinger Gebiet gesucht werden. Die Hüfinger aber ignorierten die Sache – weder hinderten sie die Bräunlinger an der Suche, noch kamen sie der Bitte um Hilfe nach. Ratschreiber Sartor fügt am Ende seines Eintrags eine „Nota bene“ hinzu:

NB: Wider diesen actum hatte die Nachpaarschaft keinesweg protestiert, noch sich des ertrunckhenen Knaben angenommen, obwohlen man gleich nach dem Fabl nach Hüfingen endtbuetten undt besonders dem Füscher daselbst sagen lassen, dass sye in dero bahn den Todten Körper im Wasser auch außsuchen lassen möchten.

In Bräunlingen sollte dem bedauernswerten Knaben nun aber ein ehrenvolles Begräbnis zuteil werden – und dabei zeigt sich die enge Verzahnung von religiösen, sozialen und juristischen Aspekten:

Da er bereits einmal zur Kommunion gegangen war, galt der Knabe als erwachsen und wäre auch vor dem Gericht wie ein Erwachsener behandelt worden.

Sodann den 11ten Aprill nach der Frühmess, gleich einem richtparren Menschen, weyl er schon einmal comunciert hatte, mit einem volckbreüchen leüchtbegängnuß [ein Leichenzug mit vielen Teilnehmern] ordentlich auf den friedhof begraben, undt Ihme in dem spathambt die Requiem offendtlich gehalten. r.i. pace.

Die hier aufgeführten Beispiele sind nicht mit Bedacht ausgewählt worden, sie wurden zufällig in den entsprechenden Unterlagen gefunden. Gerade deshalb sind die Übereinstimmungen sowohl überraschend als auch überzeugend:

Obwohl vor 300, 200 oder 150 Jahren genügend Überschwemmungsflächen vorhanden waren, wurden Bräunlingen und Hüfingen genauso wie Wolterdingen, Geisingen oder hier nicht erwähnte Orte immer wieder von Hochwassern heimgesucht.

Im Fall von Hüfingen und Bräunlingen scheinen trotz dramatischer Zustände keine erwähnenswerten Schäden an Gebäuden oder Hausrat entstanden sein. Dass Brücken und Stege weggerissen worden sind, war wohl nichts Besonderes.

Betrachtet man deren Konstruktionen auf den Abbildungen, scheinen sie sowieso nicht „für die Ewigkeit“ gebaut worden zu sein. Die jeweils entstandenen Flurschäden fielen eher ins Gewicht – wirkte sich verdorbenes Heu doch längerfristig und einschneidender aus als ein feuchter Raum im – sowieso nicht als Wohnung genutzten – Erdgeschoss.

Ungewöhnlich hohe Wasserstände wurden zwar markiert und so für die Nachwelt dokumentiert, schriftlich dokumentiert wurden sie anscheinend jedoch nicht. Die Berichte, auf die wir hier zurückgreifen konnten, verdanken wir Umständen, die für die damaligen Menschen außergewöhnlicher als außergewöhnliches Hochwasser waren!

Anschrift der Verfasserin:

Susanne Huber-Wintermantel M.A.
Bräunlinger Straße 6
78183 Hüfingen

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch: Bertram Jenisch: Die Siedlungsgenese Bräunlingens – vom Dorf zur Stadt, S. 25f. (Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen, 2), 2005.
- 2 Pfarrarchiv Bräunlingen, 14. 21: Kirchen- und Stiftungsgüter; Grundbesitz. 2006 transkribiert von Pfarrer i. R. und Archivpfleger KARL-HEINZ STADELMANN †.
- 3 ANTON ELSASSER: Dorf und Bauernhaus der Baar. In: Die Baar. Bad. Heimat, 1938, S. 169ff.
- 4 LUCIAN REICH: Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde. 2. Auflage, Karlsruhe 1853 (Reprint: Hüfingen 1981). Die Lithografien, die das Buch so berühmt gemacht haben, stammen – nach Entwürfen von L. REICH – von Reichs Schwager Johann Nepomuk Heinemann.
- 5 Ebenda, S. 23f.
- 6 vgl. August Vetter 1984: Hüfingen. Hüfingen, S. 391ff.
- 7 LUCIAN REICH 1862: Geschichte der Stadt Hüfingen. (Badenia , 2), Heidelberg.
- 8 Stadtarchiv Bräunlingen, Ratsprotokolle, Band 15, 29. August 1778.
- 9 Die früheste Hochwassermarken stammt von 1895 – diese Überschwemmung ist auch an der Hüfinger Leonhardskapelle vermerkt. Das Mühlentor wurde 1903 erneuert; möglicherweise gingen im Zuge der Baumaßnahmen die älteren Marken verloren.
- 10 Amtszeit 1713 bis 1755.
- 11 Stadtarchiv Bräunlingen, Ratsprotokolle, Band 5, 1730, S. 331f.
- 12 J. U. W. GRIMM: Deutsches Wörterbuch: von mhd trāme, drāme/trumm = Balken, Baumstamm.
- 13 EUGEN BALZER, Arzt und Bräunlinger Stadt-historiker aus Leidenschaft, notiert in einem Brief vom 29. März 1901 an Ferdinand Rech: „Über die Kirchenbücher hätte ich beinahe Tränen vergossen, so miserabel sind sie geführt; besonders die Sterberegister enthalten jahrelange Lücken noch weit im 18. Jahrhundert. Es gibt Jahre, in denen nur 5–6 Einträge gemacht sind...“ (Stadtarchiv Bräunlingen: Nachlass Rech).

Hans Thoma – Maler des Wilhelminischen Zeitalters

Von Jürgen Kauth

Fast ein Bad Dürrheimer Ehrenbürger

Warum hat ein so bedeutender Künstler wie Hans Thoma eine Postkarte für das hiesige Kindersolbad gezeichnet? Ganz einfach: Hans Thoma wohnte öfters in der Dürrheimer „Villa Luise“, einem christlichen Erholungsheim an der Huberstraße¹. Mit deren Besitzer, dem Ehepaar Hecht, hatte er sich bereits in seiner Karlsruher Zeit angefreundet.

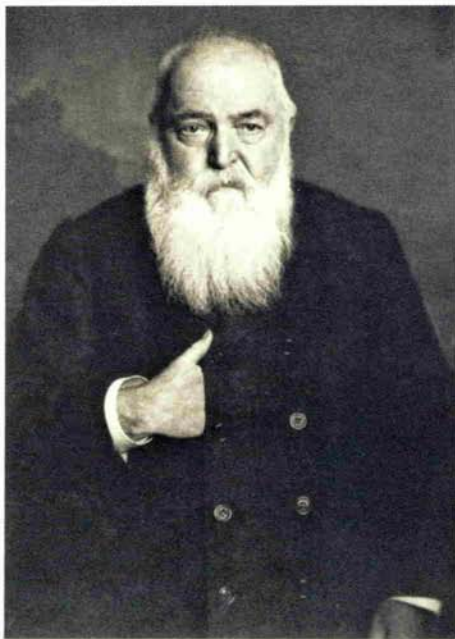
Hausherr Geheimrat Dr. Moriz Hecht, Präsident des Statistischen Landesamtes in der badischen Landeshauptstadt, erledigte damals vieles für Hans Thoma und wurde dafür mit originalen Bildern und Grafiken regelrecht entlohnt: Ehefrau Claire Hecht durfte mitunter sogar ein Bild ihrer Wahl im Atelier des Künstlers aussuchen.

Als der Künstler im Jahr 1911 einige Wochen mit der Familie seines Schwiegersohnes in Bad Dürrheim weilte, lernte er auch die vorzügliche gesundheitliche Wirkung der Solbäder gerade auf Kinder kennen; dankbar revanchierte er sich und entwarf für das Kindersolbad eine spezielle Postkarte.

Dabei spielte freilich auch eine Rolle, dass er mit der Großherzogin Luise² gut bekannt war, die das Kindersolbad initiiert hatte. Gerade der heiße Sommer jenes Jahres scheint ihm besonders behagt zu haben. Nach dem Frühstück setzte er sich auf eine Bank im Kurpark und hielt die aufgeschlagene Zeitung vor sich, um zu signalisieren, dass diese Bank besetzt sei.

Am 19. Juni 1921 schrieb der Meister an die in Bad Dürrheim zur Kur weilende Malerin Berta Zürcher aus Bern³:

„Es hat mir in Bad Dürrheim auf der weiten Hochebene mit dem so wunderblauen Himmel sehr gefallen. Es war auch so schön heiß, und ich habe fast nichts getan, als den ganzen Tag herumgelungert. Seltene, sogenannte malerische Motive gibt es gerade nicht in Dürrheim; es sind große Eindrücke, die man



Hans Thoma im Jahre 1911,
alle Repros: Jürgen Kauth.

nicht nur so abmalen kann. Ich will Ihnen einen solchen Eindruck verraten, den man freilich nicht malen, und auch nicht beschreiben kann. Man müßte alle Künste, wie Gott sie uns gegeben hat, zusammenfassen, wenn man diesen Eindruck beschreiben oder deuten will. Es kann am besten sein, jedes behält solche Eindrücke für sich und bezieht sie direkt vom lieben Gott selber. Sie sind billig zu haben. Gehen Sie einmal in einer dunklen, sternenklaren Nacht auf die Wiese vors Haus hinaus, um freien Horizont zu haben. Dann heben Sie Ihre Augen auf zu den Sternen, die ich noch nie so groß und klar gesehen habe als in einer Hochsommermitternacht auf der Hochebene bei Dürrheim. Es war mir so, als stünde ich allein zwischen den Sternen, als spräche die Herrlichkeit Gottes gleichmäßig verständlich zu den Sternen und zu mir. Gott ist all-gegenwärtig und vermag sich uns überall zu offenbaren. Aber man gedenkt gerne des irdischen Orts und der Zeit, wo er dies getan hat. So denke ich immer an Dürrheim und an seinen großen Sternenhimmel, den mir Gott gezeigt hat.“

„Nirgendwo habe ich schönere Silberdisteln gesehen“, soll Hans Thoma seinem Marxzeller Nachbarn, dem Revierförster Eisele, gestanden haben, „als im Bernauer Tal und – in Dürrheim“⁴. Und auf seinem Selbstbildnis „Im achtzigsten Jahr“ (1919) fasst er mit spitzen Fingern der linken Hand den Stengel diese Pflanze.

Ein Leben für die Kunst

Hans Thoma, geboren am 2. Oktober 1839 in Bernau im Schwarzwald, stammte aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater Franz Joseph (1794–1855) war gelernter Müller und arbeitete als Holzarbeiter im Schwarzwald, seine Mutter Rosa (1804 bis 1897) geb. Maier aus einer Menzenschwander Kunsthandwerkerfamilie.

Seine Lehren als Lithograph und Anstreicher in Basel, dann als Uhrenschildmaler in Furtwangen, brach er kurzerhand ab. Autodidaktisch versuchte er sich in Malen und Zeichnen, bevor er 1859 von der Großherzoglichen Kunstschule in Karlsruhe aufgenommen wurde. Seine Studien – unter anderem bei Johann Wilhelm Schirmer, einem Vertreter historisierender idealer Landschaftsmalerei – schloss Thoma im Jahr 1866 ab und ging nach Aufhalten in Basel und Düsseldorf zusammen mit Otto Scholderer zwei Jahre später nach Paris, wo ihn besonders die Werke Gustave Courbets und die Arbeiten der Barbizon-Schule beeindruckten.



Haus Hecht (links) im Jahr 1934, früher „Villa Luise“.

1870 wandte er sich schließlich nach München, der damaligen Kunsthauptstadt Deutschlands. Er freundete sich während dieser Zeit mit Arnold Böcklin an und näherte sich mit Johann Sperl, Karl Hagemeister, Wilhelm Trübner und Carl Schuch dem Leibl-Kreis. 1877 heiratete er die Blumen- und Stillebenmalerin Cella Berteneder, ließ sich mit ihr ein Jahr später in Frankfurt am Main nieder und nahm zu den Künstlern des Kronberger Malerkolonie Kontakt auf⁵.

Mit der Ausstellung im Münchner Kunstverein 1890 begann seine eigentliche Karriere. Der namhafte Kunsthistoriker Henry Thode machte Person und Werk deutschlandweit bekannt, so dass ihn 1899 die Karlsruher Kunsthalle zum Direktor und die Kunstakademie zum Professor berief und er zu einem der angesehensten Malern des Landes, ja zum Inbegriff deutscher Art und Kunst wurde.

Als seine besten und authentischsten Werke gelten seine Landschaften (*Ansicht von Laufenburg, Das Albtal im Schwarzwald, Mainlandschaft*), die Porträts seiner Freunde und Angehörigen sowie seine Selbstbildnisse. Nicht mehr überzeugen können dagegen heute die oftmals grotesk überzeichneten, die realistischen und mythologisch-religiösen stark von Böcklin beeinflussten Darstellungen.

Sein Förderer Henry Thode stilisierte Thomas Werk zu einer Verkörperung nationaler Identität, womit der späteren Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Kunstkritik der Boden bereitet wurde. Dem Vorwurf, Thoma habe sich einer bewusst politischen Darstellungsweise bedient, kann man sicher widersprechen. Er hat sich als kleiner Mann verstanden, der sein Deutschtum nicht gegen Engländer und Franzosen absetzen wollte.

Dass er im Jahre 1913, zwanzig Jahre vor der „Machtergreifung“, einem seiner Wotane „Thors Hammer“, ein Hakenkreuz, auf den Brustpanzer malte, macht ihn indes nicht zum Nationalsozialisten. Adolf Hitler hat seine Werke später sehr geschätzt und 23 Bilder des Malers für die geplante „Führersammlung“ in Linz ankaufen lassen. Gegen die Vereinnahmung seiner Werke durch die Nationalsozialisten konnte sich Thoma nicht mehr wehren. Er starb am 7. November 1924 in Karlsruhe und wurde auf dem dortigen Hauptfriedhof beigesetzt.



Postkarte für das „Kindersoolbad“.

Anschrift des Verfassers:
Jürgen Kauth
Sonnenstraße 7
78073 Bad Dürkheim

Anmerkungen

- 1 Hinter dem Haus stand der Wennerhof.
- 2 Großherzog Friedrich hatte Thoma wohl überredet, nach Karlsruhe zu kommen.
- 3 Briefe von Hans Thoma an Frauen, herausgegeben von J.A. BERINGER, Stuttgart 1936.
- 4 SENN · SCHNEIDER · ROTHENBILLER 1969: Bad Dürkheim · Weg und Ziel, Karlsruhe, S. 304.
- 5 Eine Zeitlang wohnte bei ihm der Schriftsteller Julius Langbehn, Autor des Buches *Rembrandt als Erzieher*, „eines exzentrischen Dokuments aus Panik, Antimodernität und nationalistischem Berufungswahn“, so JOACHIM C. FEST 1973: *Hitler – Eine Biographie*, Frankfurt am Main, S. 139.

Die Fürstlich Fürstenbergische Kammer¹

(das heutige Einrichtungshaus Häring wohnen + objekte1)
– ein Exkursionsbericht –

Von Antonia Reichmann

Zur Besichtigung der ehemaligen fürstlichen Kammer waren im Februar 2009 etwa 50 Exkursionsteilnehmer in das heutige Einrichtungshaus „Häring“ an der Josefstraße gekommen. Das Motto der Veranstaltung lautete: Fürstliche Bauaufgaben im 19. Jahrhundert

In einer beispielhaften Privatinitiative hat der Geschäftsmann Joachim Häring aus Pfaffenweiler das ehemalige fürstliche Verwaltungsgebäude mit großer Sensibilität und Respekt vor der alten Bausubstanz in ein attraktives Geschäftshaus umgewandelt und dabei weder Kosten noch Mühe gescheut. Heute zeigt sich das Gebäude als Gesamtkunstwerk, in dem Alt und Neu eine reizvolle Verbindung eingehen.



Angestrahelte Fassade der F. F. Kammer, heute Einrichtungshaus Häring, Foto: Häring.

Das stattliche Gebäude diente von 1858 an der F. F. Finanzverwaltung, auch Kammerverwaltung genannt. Das Wort Kammer vom lateinischen *camera*, das Zimmer, wurde ursprünglich für die Wohnräume eines Fürsten benutzt. Später, als sich die Wohnräume von der Verwaltung trennten, wurde es für die Finanzverwaltung gebraucht. Auch heute noch werden in der Stadtkämmerei die Steuern und Gebühren eingezogen.

Sein Architekt war der fürstliche Baudirektor Theodor Dibold (1817 bis 1872) aus Durlach. Bereits mit 27 Jahren trat er in den Dienst des Fürstenhauses und hatte diese Stelle bis zu seinem frühen Tod mit 55 Jahren inne. Wir verdanken ihm in Donaueschingen andere wichtige Bauten: Das Sammlungsgebäude, die Orangerie, das Jagdmuseum und die Gruftkirche in Neudingen.

Betrachtung der städtebaulichen Situation

Das Gebäude steht in der Mitte der Josefstraße. Der Standort wurde bewusst gewählt, denn als 1723 Donaueschingen Residenz der Fürsten zu Fürstenberg wurde, sollte hier ein Ämterviertel entstehen. Im Zuge dessen entstanden zahlreiche neue Gebäude. So befanden sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts an der Josefstraße schon die Villa Dolly, das fürstliche Forstamt, und das Ratgeb'sche Haus.

Damals war die Josefstraße noch ein bescheidener Zuweg zum Schloss. Sie bog von der Achse Donaueschingen-Hüfingen ab und wurde noch nicht von der Eisenbahn durchschnitten. Diese kam erst 10 Jahre später 1868 in die Stadt. Kopfbau der Josefstraße waren im Westen das heutige Restaurant *Bora* und im Osten der sogenannte Neubau (heute: *Fürstenberg-Bräustüble*), in dem hohe fürstliche Beamte wohnten. Die Verlängerung der Prinz Fritzi Allee durch den Park führte geradewegs auf die Kammer. Für den Neubau der fürstlichen Kammer mussten einige Villen abgerissen werden.

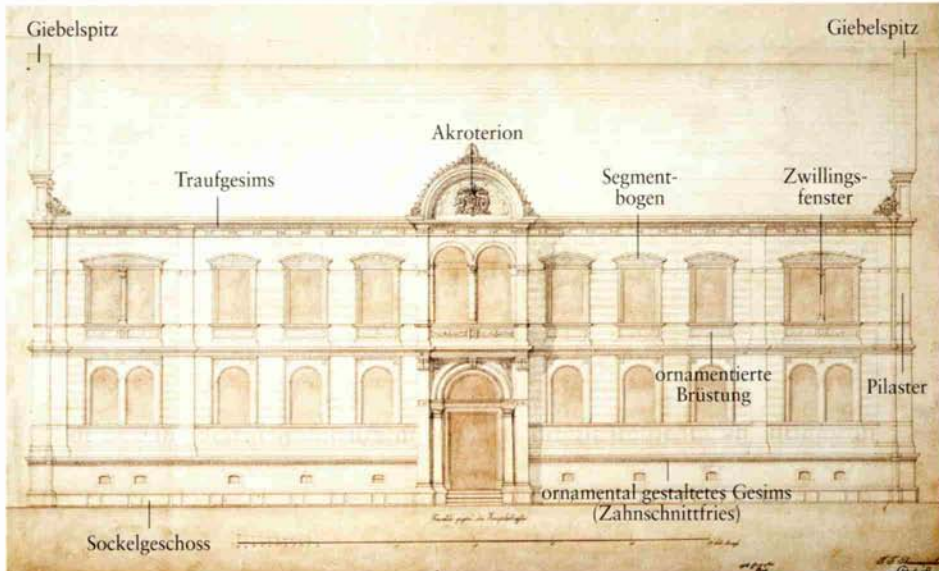
Baubeschreibung

Material und Farbe der Fassade

Der längsrechteckige Bau ist in dem für unsere Gegend unüblichen Material, dem Backstein, errichtet worden. Die Bauweise ist nicht massiv, sondern nur vorgeblendet. Neben dem Backstein verwendete man zwei weitere Baumaterialien, nämlich Terrakotten (verzierte Tonelemente) und behauenen Stein. Auf Grund der verschiedenen Baumaterialien ergeben sich unterschiedliche Farbtöne von braunrot bis gelblich, welche die Fassade beleben und gliedern.

Diese Ziegelbauten waren im 16. Jahrhundert in Deutschland, Italien und den Niederlanden sehr beliebt. In der Kunstgeschichte wird diese Epoche Renaissance genannt. Der Begriff kann als Wiedergeburt der griechischen und römischen Kunst übersetzt werden. Dieser Stil löste die zum Himmel strebende Kunst der Gotik ab. Die Renaissance bezog sich auf den Menschen. Künstler wie Raffael, Dürer und Michelangelo schufen sie. Der Mensch und nicht mehr Gott, wie in der Gotik, wurde zum Maß erkoren.

Dieser Renaissancestil wurde im 19. Jahrhundert wieder aufgenommen und durch zeitgemäße Materialien (wie z.B. Eisenguss-Säulen) aktualisiert. In Abgrenzung zur Renaissance wurde die Neuauflage des 19. Jahrhunderts Neorenaissance



Ansicht der Fassade, Entwurfszeichnung, alle Repros: Häring

genannt (*neos* ist Griechisch und heißt *neu*). Das hier vorgestellte Bauwerk ist ein Paradebeispiel dieser Neorenaissance, was sich an vielen Beispielen belegen lässt.

Die Vertikale

Der einstöckige Bau ist vertikal und horizontal gegliedert. Dominant ist die Mitte durch den vorgezogenen Bauteil und das aufwändig gestaltete Portal. Die Gebäudeecken sind durch Wandpfeiler (*Pilaster*) hervorgehoben, zudem durch *Zwillingsfenster* im Parterre und im ersten Stock

Die Horizontale

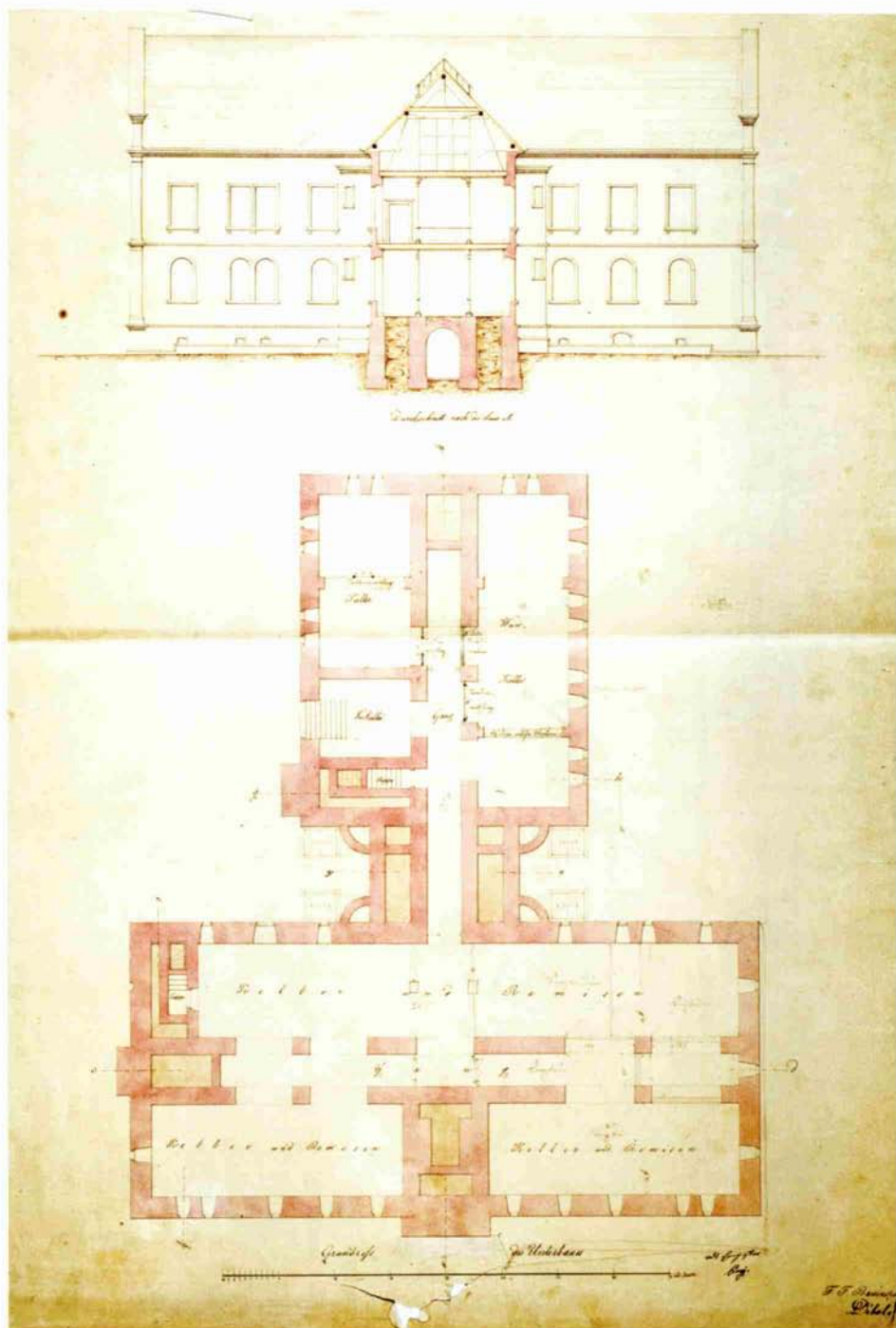
Beim Betrachten der horizontalen Gliederung folgt auf das *Sockelgeschoss* die Zone der leicht überwölbten Kellerfenster. Ein durchgehendes *ornamentales gestaltetes Gesims* (Zahnschnittornament) trennt diesen Gebäudeabschnitt von der höher gelegenen Fensterzone. Ein *Fenstergesims* schafft einen weiteren horizontalen Akzent. Besonders hervorgehoben wird das *Traufgesims*, das mit *Terrakotta-Kassetten* verkleidet ist.

Der Mittelbau

Blickpunkt der Fassade ist der mittlere Bauteil mit dem *Portal*. Durch einen *Erker* ist der Bauteil vorgezogen, die Portalnische wird durch Wandpfeiler gerahmt. Ein vorgewölbter Rundbogen schmückt das Portal. Über der eichenen Flügeltür befindet sich die Inschrift *Fürstlich Fürstenbergische Kammer*.

Der Erker über der verzierten Fensterbrüstung hat hohe *Zwillingsfenster* mit einer Säule in der Mitte. Wandpfeiler rahmen das Zwillingsfenster. Der Erker endet wiederum in einem Rundbogen, der das Fürstenbergische Wappen aufnimmt.

Die Fürstlich Fürstenbergische Kammer



Grundriß des Kellers und Rückansicht des Hauptbaues, Entwurfszeichnung.

Schmuckelemente

Auf dem höchsten Punkt der Portalzone, so wie auf den *Giebelspitzen*² sitzen bekrönende Sandsteinelemente *Akroterien* genannt. Diese meist mit Pflanzendekor (Akanthus und Palmetten) geschmückten Bauelemente findet man an griechischen und römischen Tempeln. Die Rundbogenfenster des Erdgeschosses sitzen in rechteckigen Sandsteinrahmen. Das Obergeschoss ist analog gruppiert. Die *ornamentierten Brüstungen* und *Segmentgiebel* der Fenster betonen zusammen mit dem Erker diese Etage und weisen sie als Hauptgeschoss aus.

Das Hinterhaus

Von der Fassade an der Josefstraße nicht sichtbar ist das symmetrisch an das Vorderhaus stoßende Hinterhaus, ein schlichter dreigeschossiger Putzbau mit Satteldach und Gauben. Er übernimmt vom vorderen Bauteil sowohl die Geschosshöhe als auch Fensterformen mit Laibung. Durch einen Zwischenbau, dessen Ecken viertelkreisförmig ausgeführt wurden, ist der vordere Bau mit dem hinteren verbunden.

Das Innere

Repräsentativ ist die achteckige Eingangshalle. Ursprünglich waren für den Schmuck der Nischen chinesische Vasen vorgesehen. Besonderes Prunkstück im Innern ist das Treppenhaus mit seiner filigranen Eisenkonstruktion. Die Haupttreppe ist freistehend, im ersten Stock besitzt sie einen Umgang. Gehalten wird der Umgang von gegossenen Metallsäulen und Tragprofilen in Form von Konsolen. Das Treppenhaus ist überwölbt durch ein eigenes von Eisengussssäulchen gehaltenes Satteldach. Auf diese Weise sieht man im Treppenhaus vom Erdgeschoss bis in den Himmel.

Dem Architekten Dibold ist hier zweierlei geglückt: Er belichtet das Treppenhaus und erzeugt mit dem Glasdach ein Gefühl von Weite, Lichtheit und Gehobenheit. Den damaligen industriellen Eisenguss unterwarf man den Stilgesetzen der Epoche, indem man die gewünschten aus Antike und Renaissance entlehnten Ornamentformen verwendete. Ohne Gusstechnik wäre dieses Treppenhaus nicht möglich gewesen. Solche Teile konnte man nur gießen nicht aber schmieden. Die Decken des Treppenhauses sind holzverkleidet, wie die Decken in unseren Bauernhäusern.

Grundriss des Hauptbaus

Im Hauptbau befinden sich auf beiden Seiten des Flures die Arbeitsräume. Am Südende des Flures liegt ein Nebeneingang. Im Norden dagegen endet der Flur in einem mit Täfelung und Einbauschränken ausgestatteten Sitzungszimmer. Ein besonderer Glücksfall ist die 150 Jahre alte fast komplett vorhandene Innenausstattung dieses Zimmers.

Der erste Stock

Schon von außen präsentiert sich neben der Portalzone der erste Stock als der wichtigste Bauteil. Diese Bedeutung spiegelt sich im Innern wider. Besonders schön ist die einheitliche Ausstattung des Zimmers hinter dem Portalerker: Ein originaler

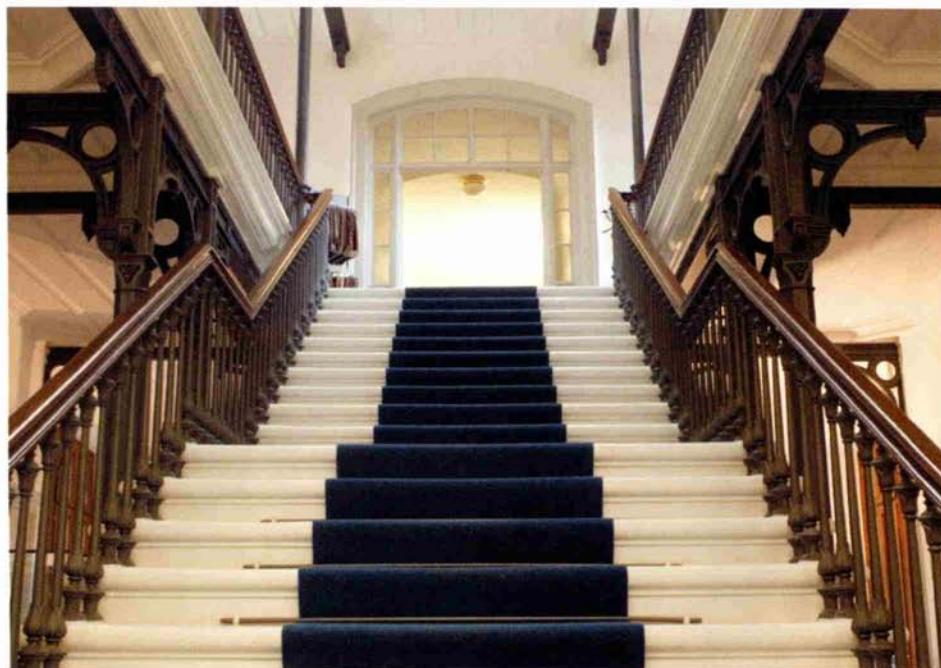
Fayenceofen und der Deckenstuck sind mit Ölweizkränzen verziert.

Der Ölweiz war das Attribut der griechischen Göttin Athene. Sie war die Göttin der Weisheit und gleichzeitig die Göttin über Krieg und Frieden. Vor 150 Jahren, als das Haus gebaut wurde, waren sehr unfriedliche Zeiten. In der 1848er Revolution floh der Fürst in die Schweiz. Er kam erst 1853 wieder, somit fünf Jahre vor Grundsteinlegung dieses Gebäudes. In jener Zeit waren in Donaueschingen 5 000 Soldaten einquartiert. Es war eine Zeit von Not und Umbruch.

Im nördlichen Eckzimmer befindet sich der zweite originale Fayenceofen. Die Oberfläche des grünen einstöckigen Ofens ist dachziegelartig eingedeckt. Es wiederholt sich hier das *Zahnschnittornament* des Außenbaus. Zudem ist der Ofen mit Medaillons von Renaissancepersönlichkeiten versehen: So findet man Raffael (1483 bis 1520). Er war nicht nur Maler, sondern auch Architekt und Oberaufseher über die päpstliche Antikensammlung, ferner Albrecht Dürer (1471–1528) und Kaiser Maximilian (1459–1519), der zweimal die Entenburg besuchte. Auch ein weiteres Ornament, das Beschlagwerk, weist zurück in die Renaissance. Beschlagwerk heißt es, weil es aufgenagelte metallene Beschläge nachahmt.

Der Keller und das Dachgeschoss

Beim Keller zeigt sich besonders deutlich die Rekonstruktionsleistung des neuen Besitzers. Um den originalen Pflastersteinboden wiederherzustellen, ließ er den später ausgeführten Betonboden herausspitzen. Nun präsentiert sich das Bodenpflaster wieder in seiner ursprünglichen Schönheit. Das Tonnengewölbe aus behauenen



Blick ins Treppenhaus.

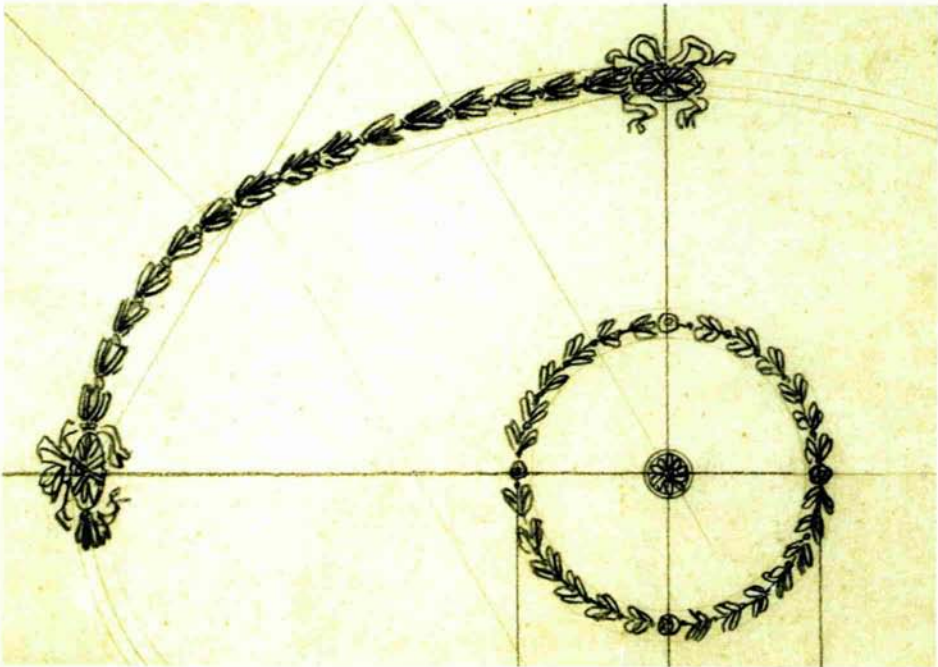
Muschelkalk besitzt eine große Ausstrahlung. Eine weitere Leistung von Joachim Häring ist der Ausbau des Dachgeschosses, das durch eine Glas-Eisenkonstruktion transparent gestaltet wurde und weitere Ausstellungsflächen aufnimmt.

Resümee

Der Bau ist ein Verwaltungsbau aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er erfüllt seine Aufgabe als übersichtlicher Verwaltungsbau. Im Dekor bleibt er zurückhaltend. Die Eingangshalle und das Treppenhaus kommen den Repräsentationsbedürfnissen des Fürstenhauses entgegen. Gerade in seiner zurückhaltenden Art zeigt das Gebäude seine hohe Qualität. Theodor Dibold, der auch die Innenausstattung entworfen hat, war zudem ein versierter Zeichner und unermüdlicher Arbeiter.

Stilgeschichtlich bezieht sich das Gebäude auf die Renaissance, die Baukunst des 16. Jahrhunderts, welche im 19. Jahrhundert als Neuauflage *Neorenaissance* genannt wurde. Sie nimmt Elemente der griechischen und römischen Kunst auf. Theodor Dibold ist aber auch auf der Höhe der Zeit, wenn er die Möglichkeiten des Eisengusses nutzt. Der Architekt zeigt sich durch die Verwendung der Wand- und Deckentäfelung und in der Laibung der Fenster der heimischen Baukunst verbunden.

Es ist ein Glückfall, dass dieser Bau unbeschadet die Zeiten überstanden hat, zudem einen sensiblen Käufer fand, der ihn seiner Bedeutung gemäß restaurierte und nun sogar mit seinem nächtlich angestrahlten Äußeren wirbt. Was Respekt vor



Plafond im Salon, Entwurfszeichnung.

historischer Bausubstanz bewirkt, das kann man heute an diesem Gebäude ablesen und bewundern.

Der zweite Teil der Führung wurde von dem heutigen Besitzer Joachim Häring bestritten. Er gab den Exkursionsteilnehmern erläuternde Hinweise zur Sanierungsproblematik und lobte zum Schluss die hilfreiche Unterstützung der Stadtver-

Anschrift der Verfasserin:
Antonia Reichmann
78166 Donaueschingen
Auf der Staig 42

Anmerkungen

SCHAUZU, GISELA (1981): Der Fürstlich Fürstenbergische Hofbaumeister Theodor Dibold in Donaueschingen, zweibändige maschinengeschriebene Magisterarbeit, Freiburg.

Literatur

- 1 Siehe auch: www.haering-wohnen.de. Dort findet man viele Ansichten vom Innen- und Außenbau. Heute wirbt die Firma Häring sogar mit der beleuchteten Außenansicht, zudem befindet sich die Frontseite als Prägedruck auf der Visitenkarte.
- 2 In dieser Entwurfszeichnung sieht man nur ein Akroterion über dem Mittelteil, ausgeführt wurden auch noch Akroterien auf den Giebelspitzen.

Das Bibliotheksprojekt des Baarvereins

Von der *Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek* in Donaueschingen
zur *Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar*

Von Susanne Huber-Wintermantel

Nach dem Umzug der Vereinsbibliothek aus der Hofbibliothek an der Haldenstraße in die neuen Räume im städtischen Gebäude Schulstraße 6 wurde das Projekt, die Vereinsbibliothek durch Katalogisierung und Einstellung des Kataloges in den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund nutzbar zu machen, weiter verfolgt.

Zunächst konnte in den neuen Bibliotheksräumen erstmals eine – wenigstens oberflächliche – Sichtung der Bestände vorgenommen werden. Schon die ersten Ergebnisse waren so überraschend und erfreulich, dass Dr. Ute Obhof, Direktorin der Handschriftenabteilung der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, Expertin für die ehemalige Donaueschinger Laßberg-Bibliothek, informiert werden konnte:

Auch Exemplare aus dem Besitz des Freiherrn von Laßberg sind Bestandteil unserer Vereinsbibliothek. Dazu zählen vor allem Publikationen aus der Schweiz, darunter die 25 Bände des *Solothurnischen Wochenblatts* oder *Der Schweizerische*



Die ausgeräumten Regale in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek ...



... und die eingeräumten Regale in der Schulstraße, Fotos B. Wintermantel.

Geschichtsforscher und der *Geschichtsfreund*, beides vielbändige Werke, in die Laßberg immer wieder Anmerkungen und Eintragungen eingefügt hatte. Dazu kommen eine große Anzahl mit Titelkupfern versehene *Neujahrsblätter* (ab 1795), Publikationen aus Westfalen, der Heimat von Laßbergs Frau Jenny, oder eine Arbeit Hermanns von Liebenau, dem gemeinsamen Sohn Laßbergs und der Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, in der Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, *Argovia*. Alle diese Bände sind nicht nur wichtige Hilfsmittel für die Karlsruher Laßberg-Forschung - manche der hier aufgezählten Bücher gibt es in keiner anderen Baden-Württembergischen Bibliothek außer in der *Donaueschinger Bibliothek* unseres Vereins!

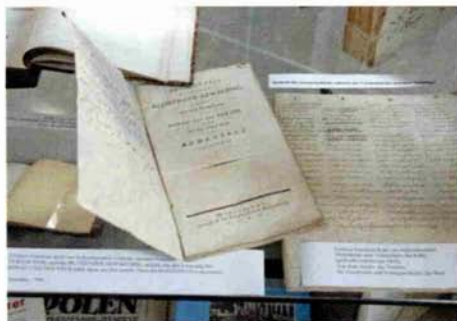
Ähnliche Raritäten, die auch einen hohen bibliophilen und ästhetischen Wert haben, sind Bücher aus dem Besitz weiterer „Gründerväter“ des Vereins, so Band I der *Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde* von 1809. Darin werden unter anderen Goethe, Alexander von Humboldt, Jean-Baptist Lamarck, Karl Freiherr von Münchhausen, Friedrich Schleiermacher und Johann Heinrich Wilhelm Tischbein („Goethe-Tischbein“) als Ehrenmitglieder aufgeführt. Unter den korrespondierenden Mitgliedern wird der Mitbegründer unseres Vereins, der Donaueschinger Joseph Meinrad von Engelberg, genannt; er hatte die beiden Bände seiner *Flora* der Bibliothek der *Wetterauischen Gesellschaft* geschickt. Mit prächtigen Kupferstichen versehen sind die beiden Bände *Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin · Neue Schriften* (III. Band 1801 und IV. Band 1803).

Aus der Bibliothek des damaligen Vereinsvorsitzenden und F.F. Leibarztes Wilhelm August Rehmann stammt der 1829 (in einem Band mit der *Isis* von 1830) in Heidelberg erschienene *Amtliche Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte*. 1850 bis 1851 erschienen in London die drei Bände *The Gardeners' Magazine of Botany, Floriculture and Natural Science*“, eine Rarität und bibliophile Kostbarkeit ersten Ranges. Eine Preziose ist auch die Lithographie des *Steins von Rosette* in Originalgröße von 1817.

Aus dem Schriftentausch mit wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen sowohl aus der historischen als auch der naturwissenschaftlichen Abteilung stammt die Mehrzahl der jetzt in der *Donaueschinger Bibliothek* vereinten Bände. Außer bekannten Publikationen aus der Region, aus Deutschland, der Schweiz und Öster-



Die Ausstellung in der Sparkasse Donaueschingen.



Vitrine mit Arbeiten der damaligen Vorsitzenden des Baarvereins.

reich, die durch die gegenwärtig etwa 120 Tauschvereine ständig erweitert und aktualisiert werden, gibt es – zumindest in Süddeutschland seltene oder anderswo nicht erhältliche – Veröffentlichungen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert: aus Polen und dem zaristischen Russland, aus Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen oder aus Italien, Holland, Frankreich sowie aus den USA und Brasilien.

Ermuntert durch das Ergebnis dieses ersten Überblicks, stellte der Verein bei der *Stiftung Kulturgut* des Landes Baden-Württemberg einen Antrag auf Unterstützung des Projektes. Bei dieser Eingabe, welche die aufwändige und kostspielige Katalogisierung berücksichtigen musste, war die Direktorin der Universitätsbibliothek Konstanz, Dr. Petra Hätscher, maßgeblich beteiligt. Nachdem sie die Bibliotheksräume besucht und sich einen Überblick verschafft hatte, veranschlagte sie die Kosten der Katalogisierung auf 40 000 Euro. Anfang Mai wurde dem Gesuch stattgegeben und dem Verein Landesmittel in Höhe von 20 000 Euro zugesagt.

Um sich bei all denen, die bis dahin zum Gelingen des großen Projektes beigetragen haben, zu bedanken, lud der Verein im März 2009 zur Eröffnung der Bibliothek an der Schulstraße ein. Nach einer Feierstunde, bei der Hausherr Oberbürgermeister Thorsten Frei sowie Landrat Karl Heim und Vorstandsvorsitzender Wolfgang Wurbs von der Sparkasse Schwarzwald-Baar Grußworte sprachen und Dr. Ute Obhof (BLB Karlsruhe) in einem kurzen Vortrag die Bedeutung der Vereinsbibliothek hervorhob, waren die Mitglieder zu einem „Tag der offenen Tür“ eingeladen.

Die Universitätsbibliothek Konstanz und das an sie angeschlossene Bibliotheksservicezentrum (BSZ) beraten und betreuen den Verein in allen Fragen rund



The Gardeners' Magazine of Botany und die daraus entnommenen Postkartenreproduktionen, Fotos Gerrit Müller.

um den Aufbau des Katalogs. So wurde bereits im Sommer eine Sigelnummer, die Kennziffer der Bibliothek, beantragt und inzwischen erteilt. In einer Sitzung von Vorstand und Beirat wurde beschlossen, für die Bibliothek den Namen *Donau-eschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* zu wählen, im Anklang an die berühmte *Donaueschinger Hofbibliothek*. Zudem wurde ein leistungsstarker Computer angeschafft, auf den die zur Katalogisierung notwendigen Dateien übertragen werden können.

Der Anteil der Kosten, die beim Verein bleiben, ist zwar bedeutend, er wird jedoch nicht auf einmal fällig, sondern in Teilbeträgen abgerechnet. Die einzelnen Arbeitsschritte und die Kalkulation werden von der Universitätsbibliothek Konstanz aus personell koordiniert, kontrolliert und beratend begleitet.

Sache des Vereins ist es, weitere Spenden aufzutreiben, denn die gesamte Summe von 20 000 Euro allein aufzubringen, würde bedeuten, dass der Verein andere wichtige Aufgaben wie beispielsweise die jährliche Herausgabe des Schriftenbandes nicht mehr leisten könnte.

Deshalb wurden weitere Institutionen angeschrieben und um Unterstützung gebeten. Außerdem ermöglichte die Sparkasse Schwarzwald-Baar großzügigerweise dem Verein, seine *Donaueschinger Bibliothek* vom 2. bis 23. Oktober 2009 in der Schalterhalle der Geschäftsstelle Donaueschingen vorzustellen. Einige der Kostbarkeiten waren in vier Vitrinen zu sehen, mit der Absicht, für das Bibliotheksprojekt zu werben und weitere Spenden zu gewinnen. Anlässlich der Ausstellungseröffnung gab es eine weitere Initiative des Vereins: aus den oben erwähnten Londoner Bänden *The Gardeners' Magazine of Botany* wurden vier Blütenmotive ausgewählt und als Postkartenreproduktionen verkauft. Dass der Reinerlös dem Bibliotheksprojekt zugute kommen kann, ist der Firma Moog Druck Hüfingen zu verdanken. Auf Anregung von Juniorchef Michael Moog wird nun sogar eine Serie von insgesamt fünf mal vier verschiedenen Motiven zum Verkauf angeboten werden.

Anhang

Aus Susanne Huber-Wintermantels Rede zur Eröffnung der Ausstellung in der Sparkasse Donaueschingen:

*Bibliotheken sind ein großes Kapital,
das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.*

Dieses Goethe-Zitat verwendete die Baden-Württembergische Landesregierung als Motto für ihre Ausstellung der 1993 gekauften Donaueschinger Handschriften – Und jenes Wort passt auch heute, wenn wir hier die Präsentation einer kleinen Auswahl unserer Vereinsbibliothek eröffnen.

Unsere Bibliothek hat Werte, für die es nach heutigen Maßstäben keine eins-zu-eins-Umrechnung in Euro gibt, die sich nicht jedem erschließen – auch nicht auf den zweiten Blick; Werte, die zum Teil sogar in scheinbar unattraktivem Outfit, staubig und vergilbt, vor uns stehen und von denen wir zeigen möchten, dass es sich doch um Schätze handelt, die unberechenbare Zinsen spenden.

Rund 30 000 Bände (vor allem Periodika) wurden vom Verein im Laufe von 200 Jahren in die Hofbibliothek eingestellt, sie wurden offensichtlich 1999 als Ver-

einsbesitz erkannt und blieben (anders als die unbekannt Anzahl vereinseigener Monografien) beim Verkauf der Hofbibliothek verschont.

Die verkauften, versteigerten, in alle Winde zerstreuten Bestände der Hofbibliothek gehörten zu einem über fünf Jahrhunderte gewachsenen Ganzen, und nicht etwa, wie es immer wieder hieß, zu einem „Sammelsurium“.

Prof. Dr. Volker Schupp, bis zu seiner Emeritierung Ordinarius am Germanischen Seminar und ehemaliger Rektor der Universität Freiburg bezeichnete im Feuilleton der Badischen Zeitung vom 20.10.99 die Hofbibliothek als

Landesbibliothek des katholischen Südwestens, die aus den übrigen Residenzen der Fürstenberger und der in ihnen aufgegangenen Linien zusammengewachsen ist. Sie enthält (...) nicht nur aus bibliophilem oder literarischem Interesse entstandene Sammlungen, sondern auch die Verwaltungsbibliotheken der betreffenden Territorien. Sie sind, wie dann später die 11 000 Bände der Sammlung Laßberg, in der Systematik der Hofbibliothek aufgegangen.

Von diesem verlorenen einzigartigen Kulturdenkmal gibt es kein größeres zusammenhängendes Stück mehr als die Vereinsbibliothek, die wir die *Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* getauft haben.

Sie muss nicht renoviert werden, im Gegenteil, die alten Bestände werden immer wertvoller und gleichzeitig wird sie durch den kontinuierlichen Zuwachs stets aktualisiert. Sie kostet für den Interessierten keinen Eintritt und beherbergt gleichzeitig Kulturgeschichte und Wissenschaftsgeschichte, ist gleichzeitig heimatverbunden und international. Und auch sie könnte dazu beitragen, das verlorengegangene Renomé der Stadt als Kulturstandort wieder aufzupolieren.

Der Verein möchte sie nutzbar machen, sie durch Katalogisierung erschließen, und der Forschung zur Verfügung stellen. Wahrscheinlich erntet auch der Verein dafür etwas Renomé, zunächst einmal aber hat er Kosten in erheblicher Höhe.

Wir bieten Interessierten Bücher zur Nutzung an, die es in Baden-Württemberg nur einmal gibt – beim *Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar*. Wir stellen unsere Bestände der Forschung zur Verfügung und leihen in die Lesesäle von Universitätsbibliotheken aus.

Das Land Baden-Württemberg hat große Summen ausgegeben, nicht um die *Donaueschinger Hofbibliothek* als unschätzbare Kulturgut insgesamt zu erhalten, sondern um nach und nach kleine Teile davon zu erwerben und zu ersteigern. Die Ausgaben für so manche kleine und größere Kostbarkeit, die nun bei uns aufgetaucht ist, konnte sich das Land somit ersparen.

Für die große Aufgabe, die wir uns gestellt haben, hat uns das Land Baden-Württemberg durch die *Stiftung Kulturgut* Unterstützung zugesagt, aber die Hälfte der Kosten für die Katalogisierung muss der Verein selber tragen. Wir hoffen auf die Solidarität unserer Mitglieder, wir hoffen aber auch darauf, dass sich die Öffentlichkeit für unser „Bibliotheksprojekt“ nicht nur interessiert, sondern es auch tatkräftig unterstützt.

Anschrift der Verfasserin:
Susanne Huber-Wintermantel M.A.
Bräunlinger Straße 6
78183 Hüfingen



Abb.1: Diesjähriger Jungvogel des Mornellregenpfeifers auf umgebrochenem Getreidefeld. Der Vogel zeigte keinerlei Scheu vor dem Menschen (Ewattingen 29.8.2009, Foto: H. Gehring).

Mornellregenpfeifer-Rastplatz im Wutachgebiet

Von Helmut Gehring & Felix Zinke

Im Band 42 dieser Schriftenreihe erschien ein Beitrag zur Bedeutung der Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel) (GEHRING 1999). Es wird darin aufgezeigt, dass eine Reihe nordischer Limikolenarten die Feuchtgebiete der Baar als Rastplatz auf ihrem Zug zwischen Brut- und Überwinterungsgebiet regelmäßig nutzt. Dieser Sachverhalt ist lange bekannt und relativ gut untersucht. Neu hingegen ist die Erkenntnis, dass im südlichen Grenzbereich der Baar zum Wutachgebiet hin bei Ewattingen offensichtlich ein traditionell aufgesuchter Rastplatz des Mornellregenpfeifers (*Charadrius morinellus*) besteht (Abb. 1). Seit 2002 wird diese sehr attraktive nordisch-alpine Vogelart dort regelmäßig, nahezu jährlich im Spätsommer beobachtet.



Abb. 2: Rastplatz des Mornellregenpfeifers bei Ewattingen: intensiv genutzte Ackerflächen nach der Ernte (Foto: H. Gehring).

Das Rastgebiet

Das Rastgebiet ist ein weites, offenes und leicht hügeliges Hochplateau mit einem deutlichen Bergrückencharakter in etwa 760 m NN Höhe. Es liegt am Ostrand des Mittleren Schwarzwaldes südlich der Wutachschlucht. Die fruchtbaren Böden auf Muschelkalk werden überwiegend ackerbaulich genutzt. Wintergetreide spielte dabei bisher die wichtigste Rolle. Neuerdings werden verstärkt Mais und Raps angebaut. Ende August sind die Felder des Wintergetreides abgeerntet, umgepflügt und für die neue Aussaat zum Teil bereits eingeebnet. Diese Flächen bevorzugt der Mornellregenpfeifer als Rast- und Nahrungslebensraum (Abb. 2).

Jahreszeitliches Auftreten

Bisher liegen Beobachtungen des Mornellregenpfeifers nur aus der Zeit des Herbstzuges (Zug ins Überwinterungsgebiet) vor. Alle Beobachtungen stammen von Ende August bis Ende September. Dieser Sachverhalt deckt sich mit vielen Beobachtungen aus ganz Mitteleuropa (z. B. FÜNFSÜCK 2006) und ist in Abbildung 3 genauer dargestellt. Das Diagramm beruht auf Zufallsbeobachtungen. Aufgrund der Abgelegenheit des Gebietes liegen leider keine systematischen Erfassungen vor.

Zum Zugverhalten

Anders als bei den meisten Limikolenarten, zu deren Ordnung der Mornellregenpfeifer gehört, ist er nicht ans Wasser gebunden. Dies gilt für seine Brut-, Rast- und Überwinterungsgebiete.

Die Brutheimat des „berühmten“ nordischen Regenpfeifers (1925 veröffentlichte BENGT BERG ein Buch mit dem Titel „Mein Freund der Regenpfeifer“, indem er die Zutraulichkeit des „Mornells“ dem Menschen gegenüber beschreibt. Das Buch war damals ein Bestseller!) sind die Tundren und Gebirgshochflächen von Skandinavien und Sibirien. Zusätzlich existieren einige isolierte Brutvorkommen in Gebirgslagen in Europa (Abb. 4).

Nach der Aufzucht der Jungen, die beim Mornellregenpfeifer das Männchen übernimmt, verlassen die Vögel Ende Juli/Anfang August ihre Brutgebiete. Einzeln oder in kleinen Gruppen überqueren die skandinavischen Brutvögel in breiter Front Mitteleuropa (Abb. 4) und suchen dabei traditionelle Rastplätze auf, die sie nur wenige Tage zur Rast und Nahrungsaufnahme nutzen. Die ausgesuchten Rastbiotope entsprechen bezüglich der ökologischen Gegebenheiten weitgehend den Brutgebieten. Es sind weite, übersichtliche und meist hochgelegene vegetationsarme oder kurzrasige Flächen. Hier finden sie Insekten, deren Larven und Spinnentiere, die den Hauptanteil ihrer Nahrung bilden.

Die Überwinterungsgebiete der europäischen Brutvögel liegen hauptsächlich im nördlichen Afrika (Abb. 4). Auch dort werden bevorzugt spärlich bewachsene, trockene Hochplateaus aufgesucht (COLSTON & BURTON 1988).

Ausblick

Viele Ornithologen aus ganz Europa „pilgern“ alljährlich zum Cassonsgrat, dem wohl bekanntesten Rastplatz des Mornellregenpfeifers in Mitteleuropa. In 2600 m NN Höhe rastet hier in den Schweizer Alpen ab Ende August regelmäßig der zu-

trauliche Regenpfeifer, der kaum Scheu vor dem Menschen hat. Dies zeigt die Faszination, die von einem kleinen „Wanderer zwischen den Welten“ ausgehen kann. Dass auch in unserer näheren Heimat ein vergleichbares Naturereignis stattfindet, war bisher unbekannt und ist sehr erfreulich.

Allerdings droht eine Gefahr: Setzt sich die deutlich zu erkennende Umwandlung von Getreidefeldern in Maisäcker fort, so verliert das Muschelkalk-Hochplateau bei Ewatingen seinen derzeitigen landschaftlichen Charakter und ökologischen Wert. Dies könnte das Ende des traditionellen Rastplatzes für den Mornellregenpfeifer bedeuten. Auch andere Vogelarten wie z. B. Feldlerche, Wachtel und Wiesweihe würden darunter leiden.

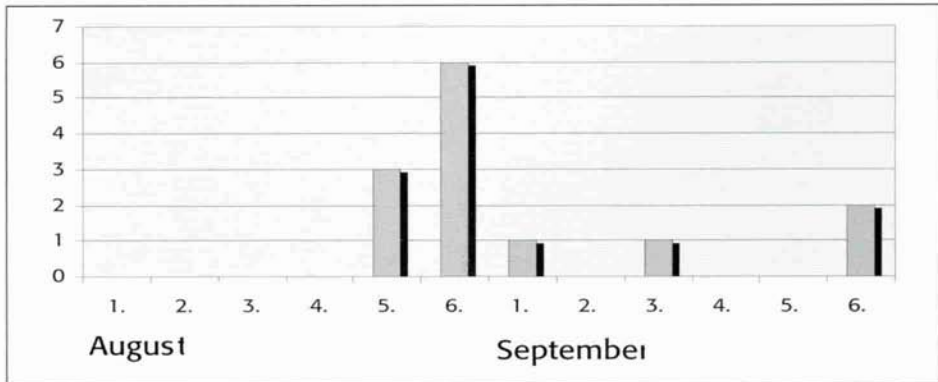


Abb.3: Jahreszeitliches Auftreten des Mornellregenpfeifers bei Ewatingen (Dargestellt sind die Summen der Pentadenmaxima für die Jahre 2002 bis 2009. Daten von H. & G. EBENHÖH, H. GEHRING, H. KAISER, F. ZINKE).



Abb. 4: Brut- und Überwinterungsgebiete des Mornellregenpfeifers: Brutgebiete schwarz, Überwinterungsgebiete dunkelgrau (Quelle: Wikipedia, verändert).

Anschriften der Verfasser:

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen

Felix Zinke
Blauenweg 18
78048 Villingen-Schwenningen

Literatur

- COLSTON, P. & BURTON, P. (1988): Limikolen – alle europäischen Watvogel-Arten. BLV Verlagsgesellschaft, München: 55–56.
- FÜNFSTÜCK, H.-J. (2006): Mornellregenpfeifer im Herbst. Der Falke – Journal für Vogelbeobachter: 248–250, AULA-Verlag, Wiebelsheim.
- GEHRING, H. (1999): Die Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel). Schriften der Baar Bd. 42: 81–96, Donaueschingen.



Dr. Karl Kwasnitschka an seinem 90. Geburtstag.

In memoriam Dr. Karl Kwasnitschka

Wenige Monate nach seinem 90. Geburtstag, zu dem sich eine ansehnliche Gratulantenschar im schmucken Heim in der Heinrich-Feurstein-Straße eingefunden hatte, ist unser Ehrenmitglied Dr. rer. nat. Karl Kwasnitschka am 25. Oktober 2009 verstorben. Dr. Kwasnitschka war dem Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar über Jahrzehnte eng verbunden und brachte seine profunden forstlichen und bodenkundlichen Kenntnisse auf vielerlei Wegen in die Vereinsarbeit ein: durch Vorträge, Exkursionen und – noch bis ins hohe Alter – auch durch Beiträge in den Vereinsschriften. Nach Beendigung seiner beruflichen Tätigkeit als F. F. Oberforstdirektor und parallel zu auch im Ruhestand weiterhin wahrgenommenen forstlichen Aufgaben erklärte er sich 1987 dankenswerterweise zur Übernahme des Vorsitzes der naturgeschichtlichen Abteilung unseres Vereines bereit. Drei Wahlperioden hindurch – bis 1996 – widmete er sich mit großem Engagement dieser Aufgabe und wurde daher im folgenden Jahr einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt.

Unvergessen sind einige Sternstunden in seiner Amtszeit, so die legendäre Exkursion in das vermutlich in die Keltenzeit zurückreichende geheimnisumwitterte Laubenhausen, was eine fachübergreifende Diskussion über das Pro und Contra auslöste und in eine profunde Publikation aus seiner Feder mündete. Zum absoluten Höhepunkt aber wurde die mit fünf Tagen längste und räumlich weiteste Studienreise der Vereinsgeschichte, die im Jahre 1994 zur Niederösterreichischen Landesausstellung (»Die Fürstenberger«) nach Weitra und im Anschluss daran ins heutige Tschechien nach Prag, Pürglitz, Lana, Grund und Kladruby führte. Durch seine Herkunft aus dem Raum Olmütz, seine Sprachkenntnis und seine intime Vertrautheit mit den ehemals fürstenbergischen Ländereien bewegte er sich quasi in heimatlichen Gefilden und war damit für die Teilnehmer ein Cicerone der Extraklasse.

Neben den mehr vereinspezifischen und fachbezogenen Aspekten möchte der Verfasser dieses Nachrufs aber auch seine ganz persönliche Wertschätzung zum Ausdruck bringen: Dr. Kwasnitschka war ein im besten Sinne des Wortes feiner und nobler Mensch, warmherzig, verständnisvoll, geradlinig, verlässlich und dabei durchaus auch humorvoll.

Dr. Kwasnitschka hat sich um den Baarverein verdient gemacht und wird unvergessen bleiben.

Wolfgang Hilpert



In memoriam Uli Kraft

Überzeugt und überzeugend –
Uli Kraft lebte für den Naturschutz

Uli Kraft aus Immendingen-Hintschingen ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren überraschend verstorben. Als konsequenter und unermüdlicher Vordenker und Praktiker hat er den Natur- und Umweltschutz im Raum Immendingen-Geisingen entscheidend geprägt.

Uli Kraft war Mitglied in zahlreichen Natur- und Umweltschutzverbänden wie dem Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND), dem Naturschutzbund (NABU), dem Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Baarverein), dem Schwarzwaldverein und Greenpeace. Von 1990 bis 2005 war er Naturschutzbeauftragter des Landkreises Tuttlingen für die Bereiche Immendingen und Geisingen, eine arbeitsintensive Aufgabe mit zahlreichen Aufgaben, die er sehr engagiert wahrnahm. Wertvolle Vorarbeit leistete er häufig für Naturschutzprojekte des Regierungspräsidiums; ein Mitarbeiter des Regierungspräsidiums hat ihn deshalb einmal die „Außenstelle Hintschingen“ genannt. Schließlich war er ab 2005 bis zu seinem Tod als Naturschutzwart tätig.

Uli Kraft war vielfach Vordenker, aber kein Theoretiker. Gewonnene Erkenntnisse setzte er gleich im Sinne der Natur um. In den letzten Jahren sammelte er im Besonderen Erfahrungen in der Pflege von Naturschutzflächen mit Schafen und Ziegen. Überzeugt und überzeugend suchte er das persönliche Gespräch und nutzte dazu seine vielfältigen Kontakte.

Oft griff er selbst zur Sense und Hacke, wenn es galt, die Biotope seiner Heimat offen zu halten. Die Lücke, die er nun im Naturschutz hinterlässt, ist nicht zu füllen. Ehrungen hat er im Übrigen stets abgelehnt. Als Erinnerung – und Ehrung vielleicht auch in seinem Sinne – bleiben seltene Arten und Lebensräume wie das Reckhöldele, die Mausohr-Kolonie oder das Einöd-Ried, zu deren Erhaltung oder Renaturierung er entscheidend beigetragen hat.

Wir hätten Uli Kraft noch gerne viele Jahre mit seiner herzlichen Art, seinem Verstand und seiner konstruktiven Mitarbeit in unseren Reihen gehabt.

Dr. Bernhard Laufer

Vereinschronik

Im Folgenden ist das „Vereinsjahr“ 2009 kurz beschrieben. Das wichtigste Ereignis, die Einweihung unserer Bibliothek in der Schulstraße in Donaueschingen stellt Susanne Huber-Wintermantel in einem gesonderten Beitrag dar.

Vorträge und „Kleine Abende“ im Kalenderjahr 2009

- 14.01. Tannenbäume – eine Zukunft für *Abies alba*
Wolf Hockenjos, Donaueschingen (Vortrag)
- 29.01. Die Donau erfahren – Reisebericht Teil 2
Im Gummiboot von Bratislava bis zum Eisernen Tor
Bernhard Hauser und Albert Frey, Bräunlingen (Kleiner Abend)
- 20.03. Mitgliederversammlung
siehe Protokoll
- 01.04. Neue Forschungsergebnisse aus den Mooren der Riedbaar – Teil 1
Markus Röhl, Nürtingen (Vortrag)
- 23.04. Ein wichtiger (Wieder-)Fund aus dem frühen Mittelalter
Die Silberscheiben des Hüfinger Pferdegeschirrs sind komplett
Prof. Dr. Fingerlin, Freiburg (Vortrag)
- 07.05. Baaremer Mundart
Zur Entstehung und Ausformung eines Dialekts
Hermann Kramer, Geisingen-Gutmadingen (Kleiner Abend)
- 16.09. 925 Jahre Gründung St. Georgen
Die Bedeutung des Klosters für die Baar
Michael Buhlmann, Essen/St. Georgen (Vortrag)
- 04.11. Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis
Bestand und Entwicklung
Prof. Dr. Gehring, Villingen-Schwenningen (Vortrag)
- 19.11. Das Villingener Frauenhaus im Mittelalter
Bordell in städtischer Regie
Dr. Heinrich Maulhardt, Villingen-Schwenningen (Vortrag)

Exkursionen und Führungen

- 14.02. Winter – Bilder von Malern der Region
Führung durch die Ausstellung
Gabriele Brugger, Bräunlingen
- 28.02. Fürstliche Bauaufgaben im 19. Jahrhundert
Führung durch die ehemalige FF-Kammer
Joachim Häring, Antonia Reichmann, Donaueschingen
- 14.03. Drei Jahrtausende Chirurgie-Geschichte
Das Chirurgie-Museum der Aesculap AG
Führung – Prof. Dr. Michael Ungethüm, Tuttlingen
- 06.06. Neue Forschungsergebnisse aus den Mooren der Riedbaar
Exkursion ins Naturschutzgebiet Birken-Mittelmeß
Dipl.Ing. (FH) Susanne Röhl, Nürtingen
- 21.06. Fossilien, Pfahlbauten, bildende Kunst
Jahresexkursion – Lebensspuren auf der Höri
(siehe Bericht: Riesensalamander und arme Sünder...)
- 05.07. Die Schwenninger Großbaustelle
Führung durch das Landesgartenschau Gelände
Axel Philipp, Villingen-Schwenningen
- 25.07. Geologie zum Anfassen (5)
Exkursion für Groß und Klein
Geologie und Petrografie des Feldberggebiets
Prof. Dr. Wimmnauer, Freiburg
- 24.08. Die Bräunlinger Waldausstellung
Kinder- und Familiennachmittag
Fritz Oberfell u. a., Bräunlingen
- 10.10. Das ehemalige Kloster auf Hof bei Neudingen
Führung mit Vortrag
Dr. Rüdiger Schell, Donaueschingen
- 24.10. Der Seitinger Kirchberg
Ein barockes Ensemble
Führung – Antonia Reichmann, Donaueschingen
- 05.12. Der Maler und Bierwirt Nikolaus Ganter
Exkursion
Dr. Gerrit Müller, Friedenweiler

Protokoll der Mitgliederversammlung

Freitag, 20. März 19:30 Uhr im Hotel „Grüner Baum“
in Donaueschingen-Allmendshofen

■ Begrüßung, Totenehrung

Die Vorsitzende Susanne Huber-Wintermantel begrüßt die 80 Anwesenden. Sie begrüßt insbesondere Herrn Dr. Klotzbücher, der Herrn OB Frei aus Donaueschingen vertritt.

Entschuldigt sind Landrat Karl Heim, Kreisarchivar Hr. Sturm, Hr. H. P. Wehinger, Fr. v. Lintig, Fr. Roswitha Schafbuch, Fr. Weigele, Dr. Blech, Hr. Rolf Schütz, Bürgermeister Hr. Strumberger aus Vöhrenbach, Fr. Irmgard Kirner, Ehrenmitglied Fr. Sattler

■ Bericht der Vorsitzenden

Dr. Keusen berichtet über die Aktivitäten des vergangenen Jahres:

- Gesamtzahl der Mitglieder 504, bei 8 Austritten, 6 Todesfällen und 21 Neueintritte bis 31.12.08.
- Der Vorstand tagte seit der letzten Mitgliederversammlung insbesondere wegen des bevorstehenden Umzugs der Bibliothek acht mal.
- Dr. Keusen dankt Dr. Müller als Programmkoordinator, der auch in diesem Jahr sehr interessante Veranstaltungen zusammengestellt hat.
- Die erfolgreiche Jahresexkursion am 15. Juni 2008 zur Heuneburg und den renaturierten Donauauen war derart nachgefragt, dass sie am 13. Juli 2008 mit nochmals 50 Teilnehmern wiederholt worden ist.
- Die Vorträge und Exkursionen waren mit durchschnittlich 40 Zuhörern bzw. Teilnehmern sehr gut besucht. Im gesamten Jahr 2008 haben mehr als eintausend Personen an den Veranstaltungen des Baarvereins teilgenommen.
- Höhepunkte bei den Vorträgen waren Herrn Goerlipps Schilderung des großen Brandes von Donaueschingen 1908 und der Donaureisebericht von B. Hauser mit jeweils mehr als 100 Zuhörern. Bei den Exkursionen sind „Das Jahr der Milane“ mit über 150 Teilnehmern und „Der Hohenstoffeln – Geschichte und Geologie“ mit über 100 Besuchern (zusammen mit den Freunden vom Hegau-Geschichtsverein) besonders zu erwähnen.
- Dr. Keusen berichtet von einem Besuch beim „Runden Tisch der Kulturvereine der Region“ beim Regierungspräsidenten in Freiburg im Oktober 2008, der für eine Netzwerkerstellung der Kulturvereine sorgen soll, um das Kennenlernen der Vereine zu fördern.
- Schließlich schildert er die Umstände, die zum Austritt des Ehrenmitglieds Prof. Dr. Reichelt im August 2008 aus dem Verein geführt haben sowie die betrübliche Tatsache, dass Renate Keusen im November 2008 von ihrem Posten als Geschäftsführerin vorzeitig zurückgetreten ist. Sie hat aber die Mitglieder M. Allgaier und R. Hürst

in die Praxis einer ordnungsgemäßen Geschäftsführung eingeführt, sodass beide ab Anfang November auf Wunsch des Vorstandes kommissarisch die Geschäftsführung übernehmen.

Herr Allgaier wird vom Vorstand auf dieser Mitgliederversammlung zur Wahl des Geschäftsführers vorgeschlagen.

- Der Vorsitzende überreicht Renate Keusen einen Blumenstrauß und ein Präsent zum Dank für die geleistete Arbeit.

Frau Huber-Wintermantel berichtet über den Umzug der Schriften aus der Hofbibliothek in die Räume der Stadt in der Schulstraße 6. Sie dankt ausdrücklich Herrn OB Frei und den Amtsleitern sowie den zahlreichen Helfern des Vereins. Sie gibt einen Ausblick auf die nächsten Schritte, die erfolgen sollen wie die Katalogisierung der Bände und die öffentliche Ausleihe.

Frau Huber-Wintermantel gibt einen Rückblick auf ihre Vorstandstätigkeit seit dem Jahre 2001. Sie kündigt ihren sofortigen Rücktritt als Vorsitzende an, da sie sich ausschließlich der Einrichtung der neuen Bibliothek widmen möchte. Dr. Keusen dankt Frau Huber-Wintermantel für die geleistete Arbeit und übergibt zum Dank einen Blumenstrauß und ein Präsent.

- **Ausblick auf das Vereinsjahr 2009**

Dr. Gerrit Müller gibt als Programmkoordinator einen Überblick über das laufende Vereinsjahr. In diesem Jahr werden 20 Programmpunkte angeboten.

- **Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2008**

Herr Siebert verliest den Kassenbericht, der getrennt vorliegt.

- **Bericht der Kassenprüfung**

Herr Bruckmann verliest seinen Bericht und bescheinigt eine einwandfreie Kassenführung.

- **Ehrungen**

Herr Dr. Keusen dankt Herrn Bruckmann für seine langjährige Tätigkeit als Kassenprüfer und Herrn v. Kutzleben für die Mitgliederverwaltung und die Erstellung von Etiketten und Listen. Frau Stierle wird für 60 Jahre Mitgliedschaft mit einem Blumenstrauß geehrt.

- **Entlastung des Vorstandes**

Herr Dreyer würdigt die Arbeit des Vorstandes und beantragt die Entlastung, die einstimmig erfolgt.

- **Nachwahl der Geschäftsführung**

Michael Allgaier wird als Geschäftsführer vorgeschlagen und unter der Wahlleitung von Dr. Klotzbücher einstimmig gewählt. Er nimmt die Wahl an.

■ Anträge, Verschiedenes

Frau Huber-Wintermantel weist auf die Veranstaltung zum Gedenken an Hans von Schellenberg hin. Herr Dr. Klotzbücher zeigt sich von den Aktivitäten des Vereins beeindruckt und wird dies der Stadtverwaltung und dem Gemeinderat berichten.

■ Vorstellung und Ausgabe des 52. Schriftenbandes

Das Redaktionsteam (Dr. Gehring und Hugo Siefert) stellt die einzelnen Beiträge vor.

■ Vortrag

Im Anschluss an den offiziellen Teil der Mitgliederversammlung hält Dr. Viktor Wember einen Vortrag mit dem Titel: „Die Bedeutung der Vogelnamen unter besonderer Berücksichtigung der Arten der Baar“. Ende der Veranstaltung: 22:30 Uhr

Für das Protokoll: Tilman von Kutzleben

■ **Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2008**

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- u. Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 31.12.2007	35.519,66
Verlust 2008 lt. Einnahme-Überschuss-Rechnung	5.749,93
Kassenbestand am 31.12.2008	29.769,73

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2008 (in Euro)

Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	11.847,20
2. Spenden und Zuschüsse	13.903,55
3. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	1.895,90
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	4.516,23
Summe Einnahmen	32.162,88
Ausgaben	
1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	9.079,72
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	3.459,46
3. Ausstattung Bibliothek	20.382,48
4. Sonstige Aufwendungen	4.991,15
Summe Ausgaben	13.709,75
Verlust 2008	5.749,93

■ Todesfälle

Im Vereinsjahr 2009 verstarben die folgenden Vereinsmitglieder:

Karlheinz Wiehl	Villingen-Schwenningen
Albert Maier	Villingen Schwenningen
Ulrich Kraft	Immendingen
Johann Merz	Donaueschingen
Karl Heinichen	Villingen-Schwenningen
Dr. Karl Kwasnitschka	Donaueschingen
Dr. Walter Hausner	Donaueschingen

■ Neue Vereinsmitglieder

Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Günter Graf	Donaueschingen
Klaus Burger	Löffingen
Eckart Zundel	Donaueschingen
Irma Götz	Donaueschingen
Oskar Stritt	Gundelfingen
Maria und Rene Novelli	Hüfingen
Dr. Michael Klotzbücher	Donaueschingen
Agnes Stihl	Leipferdingen
Benedict Sauter	Singen

und den Geschichts- und Heimatverein e.v. Bad Dürkheim c.o. Jürgen Kauth.

■ Jahresexkursion

Riesensalamander und arme Sünder, Sommerlandschaft und bekannte Künstler – der Baarverein auf der Höri

Einen exklusiven Termin, nämlich den Mittsommersonntag wählte der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar für seine ganztägige Exkursion des Jahres 2009 und bescherte den Mitgliedern einen unvergesslich schönen Tag. Lehrreich, unterhaltsam besinnlich und beschwingt gestaltete sich der Ausflug auf die Bodenseehalbinsel Höri, wo Besichtigungen, Führungen und Spaziergänge vielfältige Informationen zu „Fossilien, Pfahlbauten und bildender Kunst“ boten.

Nach der Busfahrt über den Schiener Berg und einem kleinen Spaziergang zu See, Landesteg und herrlichen alten Bäumen standen Führungen im „Museum Fischerhaus“ in Wangen auf dem Programm. Hier wurden die Teilnehmer im Obergeschoss in die Erdgeschichte vor etwa 10 bis 15 Millionen Jahren versetzt, als in Öhningen bei Wangen der Ausbruch eines kleineren Vulkans einen tiefen See in seinem Explosionstrichter entstehen ließ, in dem sich Versteinerungen von Pflanzen und Tieren bildeten. Etwa 500 Pflanzen und 900 Tierarten wurden in den „Öhninger Schichten“ gefunden. Einer der Funde schrieb Wissenschaftsgeschichte: Ein etwa 1,50 Meter hohes Skelett eines Riesensalamanders wurde im Jahr 1726 vom Zürcher Arzt Johann Jakob Scheuchzer zunächst als Überrest eines armen Sünders, eines in der Sintflut ertrunkenen Menschen gedeutet als und erst 85 Jahre später von Georges



Fossiliensammlung im „Museum Fischerhaus“ in Wangen.



Exkursionsleiter Tilman von Kutzleben erläutert die Landschaft des Untersees
(Fotos: Gerrit Müller).

Cuvier als Riesensalamander erkannt, der in Erinnerung an den Irrtum den Namen „andrias scheuchzeri“ erhielt, dem Sintflutglauben den Garaus machte und eine neue Epoche in der Paläontologie einläutete.

Im Untergeschoss des Fischerhauses wurden jungsteinzeitliche Pfahlbaufunde aus Wangen präsentiert und erläutert, wobei vor allem die seltenen erhaltenen Textilien hervor stachen. Einblicke in eine lebendige Experimentalar­chäologie rundeten den Besuch im Museum Fischerhaus ab.

Ein erfrischender Spaziergang von Hemmenhofen nach Gaienhofen wurde mit reichen Informationen zur kulturellen Blüte der Halbinsel Höri angereichert und bereitete die Teilnehmer vor auf den Besuch des Hermann-Hesse-Höri-Museums, wo im Untergeschoss eine Galerie mit Bildern bedeutender Maler, die in großer Zahl auf der Höri wirkten, sachkundig erläutert wurde. International bekannte Künstler wie Otto Dix, Erich Heckel und Walter Herzger hatten sich vor den nationalsozialistischen Anfeindungen an den südlichen Rand Deutschlands zurückgezogen. Alle entdeckten den besonderen Reiz der lieblichen Bodenseelandschaft und hinterließen unterschiedlichste Interpretationen dieser Landschaft in ihren Bildern.

Nachhaltig wirkten auch die Eindrücke des Hermann-Hesse-Museums im Obergeschoss beim anschließenden Spaziergang durch die schöne Sommerlandschaft nach Horn, das mit seiner spektakulären Aussicht von der Kirche über den See nach Osten wie schon den badischen Großherzog auch die Mitglieder des Baarvereins begeisterte und einen schönen Schlusspunkt setzte. Bei der Einkehr im Gasthaus und der Busrückreise waren sich die beschwingten Teilnehmer einig, dass den Organisatoren Tilmann von Kutzleben und Hans Keusen eine selten gelungene Jahresexkursion für den Baarverein geglückt war und sparten nicht mit Lob und Anerkennung.

Gabriele Brugger

FRIEDEMANN MAURER, HUGO SIEFERT, JOACHIM STURM, HERMANN SUMSER:
Hüfingen 1083–2008, Beschreibung einer Stadt im 925. Jubiläumsjahr;
 Kulturhistorische Reihe der Stadt Hüfingen Band 9; 144 Seiten,
 zahlreiche Abbildungen; Hüfingen 2009; ISBN 3-9809522-2-3; 14,90 Euro.

Mit „Traditionsbewusstsein und Heimatliebe“ überschreibt Bürgermeister Anton Knapp sein Vorwort zu der von MICHAEL MOOG liebevoll gestalteten Festschrift, verweist auf die einheimischen Devise „Das Alte bewahren und offen sein für das Neue“ und steckt so gewissermaßen das Feld ab, das die vier Autoren anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung durch „Huc de Hivinga“ auf ihre Weise betrachten und bearbeiten sollten.

FRIEDEMANN MAURERS damalige Festrede „Vom Zauber des Gewachsenen“ liest sich jetzt mit großem Genuss. Versteht er es doch vorzüglich, den Mikrokosmos *Stadt*, ihre „Wirtlichkeit“ und die Bewahrung sowie die Entwicklung ihres Ansehens zu schildern. „Das Erstaunlichste für mich ist“, gesteht er, „dass Hüfingen sich (...) gegen Donaueschingen, gegen Bedeutung und Glanz der fürstenbergischen Hauptresidenz, behaupten und ein selbstbewusstes Eigenleben entfalten konnte.“

Diesen Gesichtspunkt greift unter anderen auch der gebürtige Eschinger HUGO SIEFERT auf. Eine Art *Do-ut-des*-Verhältnis hätten die beiden Nachbarn gepflegt und einander sozusagen Entwicklungshilfe geleistet, wobei das Bregstädtchen nicht selten mehr gab, als es nahm und so wenigstens statistisch die Nase vorne hatte. Der Autor gerät aber dann arg ins feuilletonistische Fahrwasser, wenn er den Hüfinger Künstlerkreis mit Worpsswede vergleicht oder ironisch zeigt, wie eine Hüfinger Traumschule aus lokaler Bildungsnot herausführen könnte.

Auf 43 Seiten beschäftigt sich der Villingener Kreisarchivar JOACHIM

STURM mit Hüfingens Werden, mit seinem Stadtrecht und mit diesem „als Lebensmotto“. In gewohnt quellenfundierter und detailgetreuer Manier verfolgt er den Aufbau der Burgstadt und das „gleichsam automatisch“ wachsende Stadtrecht, das dem Ort bedeutende zentrale Funktionen verschafft und ihn so von 1274 bis 1383 über seine Nachbarn hinausgehoben hat. Aber die Regalien gehen wieder verloren. Dem weiten Weg bis zu ihrem Wiedererlangen bis in unsere Zeit spürt der Autor sachverständig nach.

Bekanntlich ist der vierte Verfasser, HERMANN SUMSER, Architekt von Beruf. Dass er von Berufung und aus Neigung auch als Lokalhistoriker etwas zu sagen hat, zeigt sein Beitrag „Die Vorderstadt in zehn Entwicklungsphasen“. Am Anfang ist das alamannische Dorf. Erst im Besitz des Klosters St. Märgen gerät der Ort zwischen die Fronten der weltlichen und kirchlichen Herren, muss sich mit den Blumbergern und den Schellenbergern auseinandersetzen und kann sich zwischenzeitlich als fürstenbergische Oberamtsstadt behaupten. Aus der alten Ackerbürgerstadt wird schließlich die modern anmutende Vorderstadt, durch deren B 27 lange Jahre sich die Autokolonnen wälzen.

Zum Schluss werden jene weltlichen und sakrale Schaustücke, etliche Fotos aus dem alten Stadtleben und vor allem die endoskopischen Aufnahmen aus dem Stadtmodell 1450–1712 wiedergegeben, die bereits in der Sonderausstellung zum Stadtjubiläum bestaunt worden waren.

os



RUDOLF POST, FRIEDEL SCHEER-NAHOR (Hg.): *Alemannisches Wörterbuch*; 408 Seiten; 150 Karten; G. Braun: Karlsruhe 2009; ISBN 978-3-7650-8534-5; 39,- Euro

„Jede Provinz“, schreibt Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, „liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ Kenner und Liebhaber der alemannischen Mundart können künftig ihre Freude an diesem Dialekt aufleben lassen, wenn sie zu dem 10500 Stichwörter und 12500 Bedeutungen umfassenden Wörterbuch greifen, das mit seinem Format 17 x 24 cm das freilich nicht konkurrenzklüsterne Schwäbische *Dictionärle* (7 x 9 cm; 28 Seiten) weit hinter sich lässt.

Doch die Unterschiede zwischen den beiden Dialekten müssen nun mal sein. Und zu Recht hat einmal ein Freiburger der Behauptung widersprochen, im ganzen Ländle werde Alemannisch gschwätzt: „*Des tät dene so passe*“. Dass man hierzulande auch Fränkisch redet und die Trennlinie zum Südalemannischen etwa der Murg entlang verläuft, weiß sogar ein Fußballfan. Schießt doch schon seit fast 100 Jahren in Mittelbaden der FC *Frankonia Rastatt* Tore.

Das *Alemannische Wörterbuch* ist nun deshalb nicht bloß zum Nachschlagen, sondern auch zum fortlaufenden Lesen geeignet, weil es die Lemmata erklärt, die geographische Verbreitung durch Karten veranschaulicht und die jeweilige Stilebene angibt. Die knappen etymologischen Erklärungen, die Textbeispiele und Redensarten sind Bausteine zu einer verständlich und verständig eingeleiteten diachronischen und

synchronischen Semantik des Alemannischen.

Die Herausgeber führen LUCIAN REICHS im Archiv des *Baarvereins* aufbewahrtes *Baarer Idiotikon* zu Recht auf, aber ohne es weiter zu verwenden. Und Zitate aus *Mii Boor – Mü Hoamet*, Ech eber mech oder Ägetli des Hüfingers GOTTFRIED SCHAFFBUCH sucht die Baaremer Leserschaft vergebens.

Vermisst werden darüber hinaus: die um *Het nië nint gnitzt* (mit der merkwürdigen bairischen doppelten Verneinung) erweiterte Redensart *Wunderfitz het d' Nase gspitzt*. Oder die Hinweise, dass vor den Augen der Brüegere [einer weinerlich klagenden Rottweilerin] und einer anderen *Bloter* [mhd. *blater*: dumme Person] ein *Soacher* einen anderen *Spritzer abschmiert* [ein Bub einen anderen verhaut], weil er mit dem Kauf von *Hau-mi-blau* (neben dem im Lexikon erwähnten *I-bi-dumm*) genasführt wurde.

Bekanntlich sagt man an der oberen Donau für *ränge* [regnen] auch *schiffe*, während Schüler mit dem *Schiffer* ihren Lehrer meinen, der im Erdkundeunterricht gelegentlich auf den *Goafsedöterlöter* hinweist, jenen schweizerisch *Bise* genannten und nicht selten eber *d'Boor* wehenden Nordostwind. Ihn fürchten sogar die *Enewietler*: die ene [über] der **wiëtige* [Wutach] just an der Grenze zwischen dem Bodensee- und Südalemannischen Wohnenden.

HuS



Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben – Festschrift für Thomas Zotz zum 65. Geburtstag, Herausgegeben von ANDREAS BIHRER, MATHIAS KÄLBLE und HEINZ KRIEG; XXIV und 438 Seiten; Kohlhammer: Stuttgart 2009; ISBN 978-3-17-020863-6, 30,- Euro.

Ein Wegbereiter zum Verständnis des schwäbischen Mittelalters, in dem Grundlagen auch unserer modernen regionalen Geschichte und Kultur zu suchen und Quellen

unseres Selbstverständnisses zu finden sind, kann der vorliegende Sammelband insofern sein, weil er keine handwerklich einfache Buchbindersynthese darstellt, sondern weil

seine Autoren das Verhältnis zweier Staatsgewalten multiperspektivisch sowie auf Raum und Zeit eingegrenzt untersucht.

„Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewusstseins – nach der Welt hin und nach dem Innen des Menschen selbst – wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder hellwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn.“ Diese zum Lobe der Renaissance von Jacob Burckhardt 1860 geschriebenen Sätze kommen einem Leser der Festschrift am Ende in den Sinn, um sich gleich dagegen zu wehren. Eine solche gewiss bildkräftige traditionelle Vorstellung erscheint ihm heute recht gedankenarm und eng.

Und die Gratulanten des Freiburger Professors für mittelalterliche Landesgeschichte und Leiters der landeskundlichen Abteilung des Historischen Seminars der Universität zeigen überzeugend, dass recht verstandene Traditionen das A und O einer Kultur sind, dass zum Beispiel die Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am deutlichsten in Gesellschaft, aber auch in Wirtschaft andauert und dass mittlerweile die Stämme von *duces* (Herzögen) geführt werden, keinen Beamten des Königs oder des Reiches, sondern Vertrauensleuten dieser Ethnien.

BLEIBEN die Umrisse des geschichtlichen Werdens im deutschen Südwesten noch un-



bestimmt und schwankend, so haben die Wissenschaften von Spaten und von Sprache doch viel Licht in das Dunkel gebracht. Das gleichberechtigte Miteinander von Archäologie und Geschichte scheint jedoch keineswegs selbstverständlich zu sein, wenn man liest, wie aufgebracht ein Altertumsforscher sich gegen das „Diktat der Schriftquellen“ wehrt. Hoffentlich werden Parolen wie „Ein

Gespenset geht um ...“ bald verstummen und ein „Archäologen-Historiker-Streit“, also Auseinandersetzungen unter Zünften ausbleiben, die zur Zusammenarbeit geradezu verdammt sind und die sich nicht antagonistisch aufreihen sollten.

„Sage oder Historie?“ – mehr eine Frage als Anlass für scharfzüngige akademische Fehde. Beispielhaft zeigt PAUL GERHARD SCHMIDT am Schicksal der beiden Heimkehrer Ulrich Graf von Buchhorn und Ritter Kuno von Falkenstein, dass die Berichte über ihre Rückkehr durchaus authentisch sind und manchen Leser motivieren, doch wieder einmal sich mit anderen großen – sagenhaften, historischen oder literarischen – Heimkehrern wie Odysseus (Homer), Tellheim (Lessing) oder Beckmann (Borchert) zu beschäftigen. Freilich erst nach der Lektüre des kenntnis- und lehrreichen wissenschaftlichen Sammelwerks. HuS

WILLI HÖNLE (Hrsg.): Donaueschingen 1875 bis 1935; Reihe Archibilder; über 230 Abbildungen; 128 Seiten; Sutton: Erfurt 2009; ISBN 978-3-86680-441-8; 17,90 €

Bücher haben ihre Schicksale, heißt es. In einer Stadt wie Donaueschingen sind es Objekte, die Interessantes nach dem Motto *Ein Bild sagt mehr als tausend Worte* erzählen können, wenn man nur genau hinsieht und darüber hinaus liest, was *Baarvereins*-beirat Willi Hönle ergänzend zu berichten weiß. Inzwischen tritt der kundige und stolze Sammler sogar im SWR-Fernsehen auf und erläutert einer sichtlich baffen Sonja

Schrecklein anhand seiner Karten mal Donaueschinger Episoden.



Der Laie staunt und der Fachmann wundert sich: So ziehen 60 Jahre Donaueschinger Historie vorbei, von Medien übermittelt, die heute kaum einer mehr kennt geschweige denn nutzt. Ansichtskarten schreiben? Geschenkt. Mit gezückter Digitalkamera fängt man kinderleicht das ein, was früher die hiesigen Fotografen und Verle-

ger Conrads, August Simon oder Xaver Schönbacher buchstäblich auf Platte bannen, um es zu beschriften, sorgfältig zu retuschieren und aufwendig zu drucken.

Die Stadt an der Donauquelle wird wieder als F. F. Residenz, bürgerliche Behörden- und Schulstadt sowie als Garnisonsstadt in ihren längst verschwundenen oder mittlerweile stark veränderten Gebäuden und in Kunst- und Naturdenkmälern (nebenbei: die uralte Eiche im Schlosspark war Richard *Strauss*, nicht Strauß, gewidmet) lebendig. Aber auch in den Personen, die einmal nur als Statisten, ein ander Mal als stolze Besitzer posieren oder die sich nach dem Brand von 1908 als gaffende durch die Straßen schlendernde Sensationstouristen ablichten ließen.

Was einem alten aufmerksamen Betrachter so alles in den Sinn kommt: Wenn er das Innere des Gasthauses „Jägerstübli“ am Burgweg unter die Lupe nimmt, glaubt er gar den Wandteller mit der sinnigen Umschrift *Alle Mädchen hier auf Erden möchten*

gerne Weiber werden zu entdecken, der jahrelang über dem Tisch neben der Küchentür hing. Und erinnert er sich nicht an die Eisenlohrsche Kuckucksuhr mit dem zu jeder vollen Stunde unter dem Ziffernblatt Runden drehende und in einem Minitunnel verschwindenden Bähnle?

Indes freut es ihn, während es andere fürchterlich schockiert, dass der mit Paul Schwers knallroter Plexiglas-Plastik *Cloud one* gekrönte Kaiserbrunnen mittlerweile den Kreisel Dürrheimer Straße/Hindenburggring schmückt und nicht dasselbe Schicksal erleidet wie das manchen nichts-mehr-sagende Kriegerdenkmal an der Kirchstraße, nämlich heimlich entsorgt zu werden. Zum Glück ist auch der stolze F. F. Kontingentsoldat an Scheus Haus nicht wie die halbe Umgebung der Sanierungs- und Modernisierungswut zum Opfer gefallen, sondern als Wächter in den Schalterraum einer Bank hinübergerettet worden.

HuS

ADOLF LAUFS, ERNST GOTTFRIED MAHRENHOLZ, DIETER MERTENS, VOLKER RÖDEL, JAN SCHRÖDER, DIETMAR WILLOWEIT: Das Eigentum an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz; 27 Abbildungen, 343 Seiten incl. Anhang auf CD; Kohlhammer: Stuttgart 2008; ISBN: 3170205781; 48,- Euro.

Das wissenschaftliche Gutachten der Expertenkommission „Eigentumsfragen Baden“ ist eine Arbeit namhafter Juristen und Historiker, welche Ende 2006 auf Anfrage des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst sich zur Mitarbeit zur Klärung der Zuordnung von Kulturgütern im Streit zwischen dem Hause Baden und dem Land Baden-Württemberg, bereit erklärt haben.

Am 18.12.07 legte die Kommission ihr im Senatsprinzip verfasstes Gutachten vor, welches nunmehr im Kohlhammer Verlag als Buch mit CD veröffentlicht wurde.

Dem juristischen Gutachtenstil folgend werden im ersten Teil die historischen und rechtsgeschichtlichen Entwicklungen zur Staatsbildung, dem Staat als Rechtssubjekt

aufgezeigt. Insbesondere wird hierbei auf die Doppelstellung des Fürsten als öffentlich-rechtliche Person einerseits und als Privatperson andererseits eingegangen.

Weiterhin wird die grundsätzliche Zuordnung des Eigentums in Privateigentum, Haus- und Hoffideikommissgut – also Ausstattungsgut des Hauses Baden- und Staatsapparat entwickelt. Herausragend an der Arbeit erweist sich sodann die Zuordnung des Haus- und Hoffideikommissgutes in die Sphäre des öffentlich-rechtlichen Wirkungsbereichs des Monarchen und daraus weiterleitend die Zuordnung zum Staatsapparat.

Nach Ausarbeitung dieser Kriterien werden im zweiten Teil die streitbehafteten Kulturgüter jeweils einzeln dem privatrechtlich-



chen oder dem öffentlich-rechtlichen Bereich zugeordnet. Die Kommission stellt als Ergebnis fest, welche Kulturgüter heute dem Hause Baden gehören und welche dem Land Baden-Württemberg zustehen. Bezüglich der dem Hause Baden zugeordneten Güter wird weiterhin geklärt, ob das Haus Baden frei über diese verfügen darf oder aber in der Ausübung der Verfügungsmacht beschränkt ist.

Das Gutachten wird aufgrund der Zuordnung des Fideikommissgutes zum Staatsbereich zur Diskussion anregen und sicherlich nicht nur auf Zustimmung stoßen. Interessenten der Staats- und Fürstengeschichte in Baden-Württemberg und die rechtsgeschichtliche Einordnung derselben finden eine ansprechende Aufarbeitung mit reichhaltiger Literatur- und Quellenlage.

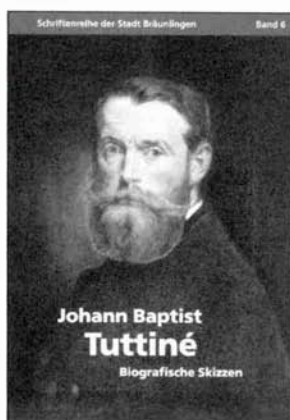
Evelyn Mrohs-Ketterer

Johann Baptist Tuttiné, Biografische Skizzen, Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen, Band 6, Herausgeber Stadt Bräunlingen (2009), Redaktion SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL, 72 Seiten.

Leben und Werk des Bräunlingers Johann Baptist Tuttiné (1838–1889) sind über die Grenzen der Baar hinaus wohl wenigen auf Anhieb bekannt. Ein Hüfänger nennt ihn vielleicht in einem Atemzug mit den prominenteren Kollegen Rudolf Gleichauf und Lucian Reich; ein anderer verwechselt den Schöpfer der Farblithographie *Schwarzwälderin mit Kind und Hund*, den Donaueschinger Carl Federle (auch: Karl Federle, 1832 bis 1881), mit jenem Künstler „mit savoyardischen Wurzeln“, der eine erstaunliche Karriere vom Uhrenschildmaler zum großherzoglichen Trachtenmaler gemacht hat, eben mit Johann Baptist Tuttiné. Solche Lücken können jedoch dank dreier sehr sachkundiger Autorinnen jetzt geschlossen werden.

Zuerst nimmt sich SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL Tuttinés Kindheit und Jugend an, reiht aber nicht dürre Zahlen an Fakten, sondern bettet seine Anfänge geschickt in die lokale Wirtschafts- und Sozialgeschichte ein und lichtet gleichzeitig den recht verästelten Stammbaum der Wehrles oder der Enderles. Verständig erläutert sie das kleinmeisterliche *Album*, Skizzenblock und Journal in einem, das mit seiner Illustration und den naiven Versen weit mehr ist als ein Poesie-Album.

HANNELORE KLING bekennt am Anfang



ihres Aufsatzes „Johann Baptist Tuttiné, Luise Striebel und der Weg ihrer Bilder“ ihre „persönliche Betroffenheit“. Gab es doch in ihrer Verwandtschaft Beziehungen zu dem Künstler über Luise Striebel, seiner Haushälterin in Karlsruhe und zuletzt Universalerbin. Den vagen Spuren geht die Autorin haargenau nach und lässt dann entzückt die Leserschaft an den eigenen Aha-Erlebnissen teilhaben, wenn wieder

einmal ein Mosaiksteinchen eine Leerstelle geschlossen hat.

Tuttinés Karlsruher Akademiezeit als Genremaler führt BRIGITTE HECK dem Betrachter vor Augen. Sie beschreibt, wie der Künstler 1881 die Trachtenabteilung des Historischen Festzuges anlässlich großherzoglicher Familienjubiläen organisierte und mit seiner Darstellung der drei Hochzeitszüge so viel Lob und Anerkennung erfuhr, dass er den Staatsauftrag erhielt, die Trachtenszenen als „Programmbilder“ zu malen und damit zu einem wahren „Volkslebenmaler“ wurde. Ihre nachdenkliche Betrachtung „Tracht zwischen Idylle und Wirklichkeit“ erinnert den Leser daran, wie im Dritten Reich die beiden Aasener Brüder Ernst (fotografierend) und Eugen Fehrle (schreibend) zur Tracht – nämlich „auf der Grund-

lage von Blut und Boden“ – standen und dass dann und wann Baaremer Trachtenmädchen bei Umzugsparaden lachend den Arm zum Hitlergruß erhoben.

Der „Nachruf für Johann Baptist Turtin“, der Abdruck seines Testaments sowie

das Inventarverzeichnis seines Ateliers beschließen das sorgfältig gestaltete und reich bebilderte Büchlein, das dem Künstler ein lesenswertes und sehenswertes Denkmal setzt. HuS

TOBIAS WÖHRLE: Leo Wohleb, Eine politische Biographie, *Treuhänder der badischen Überlieferung*; 495 Seiten; DRW: Leinfelden-Echterdingen 2008; ISBN 978-3-7650-8339-0; 39 Euro.

„Unglücklich das Land, das Helden nötig hat“: Mancher denkt bei der Lektüre des vorliegenden Buches an Bert Brecht, der diesen Satz Galilei in den Mund legt, und an Badens „tragischen Helden? An Leo Wohleb, der sich bereits in seiner Abiturrede mit den Heroen Caesar und Cromwell auseinandergesetzt hatte und am Ende doppelt scheiterte: an der badischen Frage als *Napoleo* und dann noch einmal an sich selbst? Konrad Adenauer meinte, Wohleb habe aus eigener Schuld alles verloren, „denn er glaubte, die Welt bestehe aus Südbaden.“ Dennoch lebt er für viele als Held weiter, dem Redlichkeit und Unerschrockenheit zugebilligt wird.

Eine alte föderal-badische Identität einzufordern, sich weiterhin politisch zu definieren und die unterbrochene Kontinuität einer gesamtbadischen Geschichte zu legitimieren: damit war es vorbei. Baden, Württemberg und Hohenzollern wollten sich verbrüdern; sie fanden sich mit der Grenzziehung durch die Besatzungsmächte nicht nur ab, sondern setzten mehrheitlich auf die Gründung eines neuen, lebensfähigen und starken Bundeslandes, um den Wohlebianern Schillers berühmtes Xenion abgewandelt ins Stammbuch zu schreiben: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Badener, vergebens.“

Wohleb hat wohl Sturheit mit Prinzipientreue verwechselt und wie so häufig, wenn Menschen sich unsicher fühlen, befürchtet, bei einem plötzlichen Positionswechsel als Schwächling und Mann ohne Rückgrat zu gelten. Diese scheinbare Geradlinigkeit

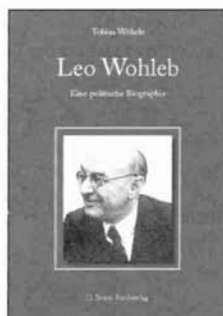
und sein in den Augen schwäbischer Nachbarn provinzielles, ja separatistisches Verständnis einer Badenität waren für seinen Regierungsstil charakteristisch. Sie haben zusehends seinen politischen Blickwinkel verengt und ihm wie Faust in der Nachtszene „schier das Herz verbrannt“, weil er sich mit den Dingen nicht abfinden konnte, so wie sie waren.

Die Idee eines Alt-Badens war nun mal nicht schicksalhaft gegeben, auch wenn der „Löwe vom Colombi-Schlössle“ und vor allem sein in Sunthausen geborener Einflüsterer Paul Zürcher es so sahen und darüber hinaus betonten, dass Heimat- und Vaterlandsliebe („Wir sind staatenlos, doch mitnichten heimatlos“) sorgfältig zu bewahren seien.

Wenn TOBIAS WÖHRLE Schiller und das „schwankende Charakterbild“ historischer Persönlichkeiten zitiert, kommen sowohl Wallensteins Wahn der „freien Tat“ in den Sinn wie Don Quijotes von Hegel erwähnte Lächerlichkeit, unheimliche Riesen besiegen zu wollen, statt dessen aber nur Windmühlen zu treffen. Mit einem Unterschied erinnert Leo Wohleb an Don Quijote:

Er weiß genau, dass die Windmühle kein Riese ist. Nur will er demjenigen, der vor Riesen Angst hat, das weismachen.

Die stoffreiche Schrift des Autors ist nicht nur die politische Biographie eines dem Wesen nach unangepassten Mannes, der sich im Gegensatz etwa zu seinem Münchner alphilologischen Kollegen Richard Harder trotz gewisser Sympathien



für völkisches Gedankengut nicht vom NS-Regime vereinnahmt ließ.

Die 451 Seiten Text einschließlich der 1925 Fußnoten bieten zudem Lebensläufe prominenter Badener und werden mit dem 35-seitigen Quellen- und Literaturverzeichnis, nach Vervollständigung des lückenhaften Personenregisters und nach Korrektur der vielen Druck- und Flüchtigkeitsfehler (zum Beispiel *Feurstein* und *Roegele*; Rechtsanordnung oder Verwaltungsvorschrift für „Verwaltungsanordnung“; Orthografisches auf den Seiten 66, 72, 82, 148, 170, 400, 434, 439) einen lehrreichen Begleiter durch einen wichtigen Abschnitt der südwestdeutschen Landesgeschichte bilden.

Auf die Aussage fragwürdiger Weggenossen und Zeitzeugen sowie auf die Behauptung, „Legenden, Anekdoten und Gerüchte verfälschen Tatsachen oder entbehren jeglicher Grundlage“ – ist etwa Wohlebs angeblicher von KLAUS HARPPRECHT überlieferter „Liebestod“ in Frankfurt gemeint? – hätte der Autor verzichten und dafür auf dreierlei hinweisen können: Erstens auf die Beziehungen des Schulleiters Wohleb zum Oberregie-

rungsrat im NS-Kultusministerium Dr. Ernst Fehrle, der nach dem Krieg am Fürstberg-Gymnasium unterrichten durfte. Das Projekt einer autonomen schwäbisch-alemannischen Republik mit Regierungssitz Donaueschingen oder Rottweil wäre zweitens deshalb erwähnenswert gewesen, weil ein solcher 1946 von Otto Feger ausgedachte sowie von Bernhard Dietrich und Franz Mederle mitverfolgte Südweststaat die Alt-Badener Pläne des „Freiburger Boppele“ zunichte gemacht hätte. Und drittens fehlt die Information, dass am 7. August 1948 beim Leichenessen nach der Beisetzung des verstorbenen Staatspräsidenten von Südwürttemberg-Hohenzollern Lorenz Bock in Anwesenheit seines badischen Amtskollegen praktisch Bonn zur Hauptstadt der künftigen Bundesrepublik Deutschland gekürt wurde.

Sprechen wir von Leo Wohleb, so geschieht es mit einer durch Mitleid gemilderten Achtung. Eine tragische Figur, gar ein tragischer Held, war er nicht. Er war Opfer eigener Fehleinschätzungen geworden. Und das ist traurig, nicht tragisch. HuS

Wolf Hockenjos: Tannenbäume – Eine Zukunft für *Abies alba*; 232 Seiten, 160 farbige Abbildungen; DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen, 2008; ISBN 978-3-87181-723-6, 29,90 Euro.

Eine Liebeserklärung an die Tanne und ein Plädoyer für naturnahe Wälder – „Begegnungen mit Bäumen“ lautet der Titel des Buches, mit dem Wolf Hockenjos 1978 erstmals an die Öffentlichkeit trat. Im Auftrag der Landesforstverwaltung porträtierte der Forstmann und passionierte Fotograf damals Baumoriginale aus ganz Baden-Württemberg. Diese Veröffentlichung ist bis heute ein unübertroffenes Standardwerk für alle Baumfreunde.

Dieser Tage legt nun der Autor und langjährige Leiter des inzwischen aufgelösten Schwarzwaldforstamtes Villingen-Schwenningen ein ähnlich eindrucksvolles Buch vor. Es ist seinem Lieblingsbaum – der Weißtanne – gewidmet und von ihm mit meisterhaften und hinreißend schönen Baum- und

Waldbildern ausgestattet. Was erwartet den Leser?

Für Wolf Hockenjos ist die Tanne die „Riesin“ und „Mimose“ unter Europas Bäumen und der Charakterbaum seines heimatlichen Schwarzwaldes. Er erzählt, wie sie dort einst zusammen mit der Buche die vorherrschende Baumart war, wie sie im Laufe der letzten 200 Jahre von der Fichte verdrängt wird und inzwischen in vielen Gegenden vom Aussterben bedroht ist. Auch in anderen Waldgebieten mit natürlichem Tannenvorkommen ist sie gefährdet.

Unter der Überschrift „Sag mir, wo die Tannen sind“ berichtet er anschaulich von seinen Streifzügen und Exkursionen auf den Spuren der Tanne durch Europas Wälder, sei es im Erzgebirge, im Thüringer Wald, in

Österreich, der Schweiz, der Slowakei, in Slowenien, Rumänien, Italien oder in den Pyrenäen. Viele seiner Reiseeindrücke verdankt er seinem Freund und Kollegen Günter Groß, dem verdienstvollen Exkursionsleiter der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW).

Für den Tannenrückgang – er bezeichnet ihn als „Tannentragödie“ – gibt es nach Hockenjos vier wesentliche Ursachen:

- den bis heute anhaltenden Aufforstungseifer von Waldbesitzern, der begleitet ist von einem Siegeszug der Fichte,
- die Kunstfehler von Forstleuten, die den ungleichaltrigen und ungleichartigen Plenterwald von einst in gleichaltrige Altersklassenwälder überführt haben,
- die Luftschadstoffe, vor allem SO₂-Immissionen, die zur Erkrankung von Tannen und ihrem Absterben führen und nicht zuletzt
- die Fresslust von allzu vielen, von den Jägern heran gehegten Rehen, Hirschen und Gämsen.

Die zentrale Botschaft des Buches lautet: Wir brauchen eine naturnahe Waldwirtschaft, eine entscheidende Reduzierung der Luftschadstoffe und regulierte Schalenwildbestände. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt sind, wird es in Europa auch künftig Tannenwälder geben. Sein Plädoyer für die Tanne untermauert er mit einer Fülle von Informationen und spannend erzählten Geschichten. Er berichtet vom Holländerholzhandel und der Flößerei im Schwarzwald, bei der es um viel Geld und den Tannen an den Kragen ging. Dabei erinnert er – der aktuelle Bezug zur Finanzmarktkrise ist offensichtlich – an Wilhelm Hauff's Märchen „Das kalte Herz“ und die Geldgier des „Kohlemunk-Peter“. Mit Tannenlyrik, Tannenprosa und der Tanne in der Malerei macht der Autor uns ver-

traut und muss letztlich einräumen, dass zumindest die Dichter und Schriftsteller oftmals die Tanne nicht von der Fichte zu unterscheiden vermögen. Als „vernarrt in Weißtannen“ schildert er seinen Vater Fritz Hockenjos, den langjährigen Präsidenten des Schwarzwaldvereins und ehemaligen Leiter des inzwischen ebenfalls aufgelösten Forstamtes St. Märgen, dem er damit auf anrührende Weise ein Denkmal setzt. Oft verschwiegen, bringt der Autor die Jagd- und Forstpolitik des Dritten Reiches und ihre letztlich schlimmen Folgen für die Tannenwälder zur Sprache.

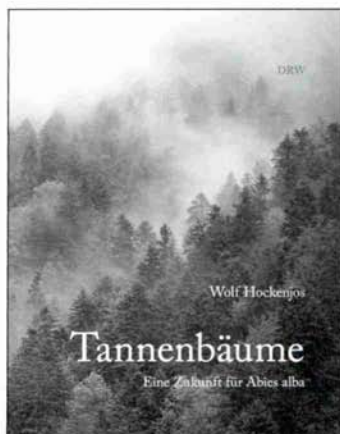
Tannenholz und Fichtenholz sind zwei Paar Stiefel. Wolf Hockenjos erklärt die Vorzüge des Tannenholzes und zeigt historische und moderne Holzhäuser aus Tannenholz. Rekordverdächtig hohe, dicke und alte Tannenbäume werden gesucht und gefunden.

Und – wie könnte es anders sein – auch dem Tannenbaum als Weihnachtsbaum ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Zum Schluss stößt man auf die verblüffende Überschrift „Tannen vor Gericht“. Hier berichtet der Autor ganz aktuell vom Schwarzwaldbauer Ernst Bühler und dessen Wildschadensprozessen. Der verlangt nämlich seit Jahren erfolglos von den Jägern bzw. seiner Gemeinde eine gerechte Entschädigung für den Wildverbiss an seinen Tannensämlingen.

Der junge Pensionär legt ein engagiertes, breit angelegtes und sorgfältig ediertes Werk in klarer und verständlicher Sprache vor. Gratulation dem Autor und nicht zuletzt auch dem DRW Verlag. Alle am Wald und am Schutz des Waldes Interessierten werden das Buch mit Gewinn lesen und darüber hinaus Freude an den wunderbaren Farbbildern von Wolf Hockenjos haben.

Heiner Grub



Hinweise für unsere Autoren

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – als „Schriften der Baar“ zitiert – erscheinen alljährlich im März. Redaktionsschluss ist jeweils der 15. September. Manuskripte müssen ausgedruckt und in elektronischer Form (per eMail bzw. auf CD) satzfertig vorgelegt werden. Bilder können auch als Dia oder als Abzug eingereicht werden. Erwünscht ist die Anwendung der neuen gültigen Rechtschreibung.

Bitte beachten Sie:

- Betriebssysteme: Windows Versionen, Mac OS, sonst als Textdatei (.txt) abspeichern!
- Auf der CD Verfassername und Betriebssystem angeben!
- Text als Fließtext, kein Blocksatz, kein Zeilenstopp, keine Silbentrennung, kein Seitenumbruch!
- Tabellen und Abbildungen nicht in den Text integrieren, sondern druckfertig gesondert anfügen!
- Absätze ohne Zeileneinzug; auch nicht im Literaturverzeichnis!
- Tabellen nur mit Tabulator, keine Leerzeichen!
- Endnoten unter »Anmerkungen«
Keine Fußnoten am Seitenende!

Beim Zitieren schlagen wir vor:

- Literaturzitate: bei längeren wörtlichen Zitaten *kursiv* und als Absatz.
- Namen zitierter Autoren: in Kapitälchen: Carl MAYER bzw. F. SCHMIDT & K. SCHULZE; bei mehr als zwei Autoren: F. MÜLLER et al.
- Zitate mit Jahr und Seitenangabe: (M. SCHREIBER 1998, S. 151–153) bei Bezug auf das gesamte Werk nur (M. SCHREIBER 1998).
- Artnamen: wissenschaftliche Namen bei Organismen kursiv: *Caltha palustris* oder *Charadrius dubius*.

Literaturverzeichnis und Quellen:
Am Schluss des Textes in alphabetischer Reihenfolge nach folgendem Schema:

- Monographien
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt (Erscheinungsjahr):
Titel, Erscheinungsort
Beispiele:
ESCHENBURG, B. (1987): Landschaft in der deutschen Malerei. München.
- Beiträge in Sammelwerken
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt (Erscheinungsjahr): Titel. – In: HERAUSGEBER, Vorname (Hrsg.): Titel des Sammelwerkes, Erscheinungsort, Seitenangaben
Beispiel:
SIEGMUND, A. (2003): Der Klimacharakter der Baar – Ein regionales Querprofil. – In: SIEGMUND, A. (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts einer Naturlandschaft. Konstanz, S. 9–16.
- Beiträge in einer Schriftenreihe
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt (Erscheinungsjahr): Titel, Name der Schriftenreihe, Bd.- oder H.-Nummer, Erscheinungsort, Seitenangabe.
Beispiel:
REICHEL, G. (1968): Über die Vegetationsentwicklung der Baar während der Ur- und Frühgeschichte. – In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 27, Donaueschingen, S. 50–81.

Über die Aufnahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam. Der Autor versichert, seinen Beitrag ausschließlich in den *Schriften der Baar* zu veröffentlichen. Er erhält 30 Sonderdrucke, weitere Exemplare bei rechtzeitiger Nachfrage zum Selbstkostenpreis. Ein Honorar ist leider nicht möglich.

Die Manuskripte sind einzureichen:

Naturkundliche Beiträge:
Prof. Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30, 78052 VS-Villingen
gehring.vs@t-online.de

Geschichtliche Beiträge:
Hugo Siefert
Am Skibuckel 2, 78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de



BAAR
VEREIN

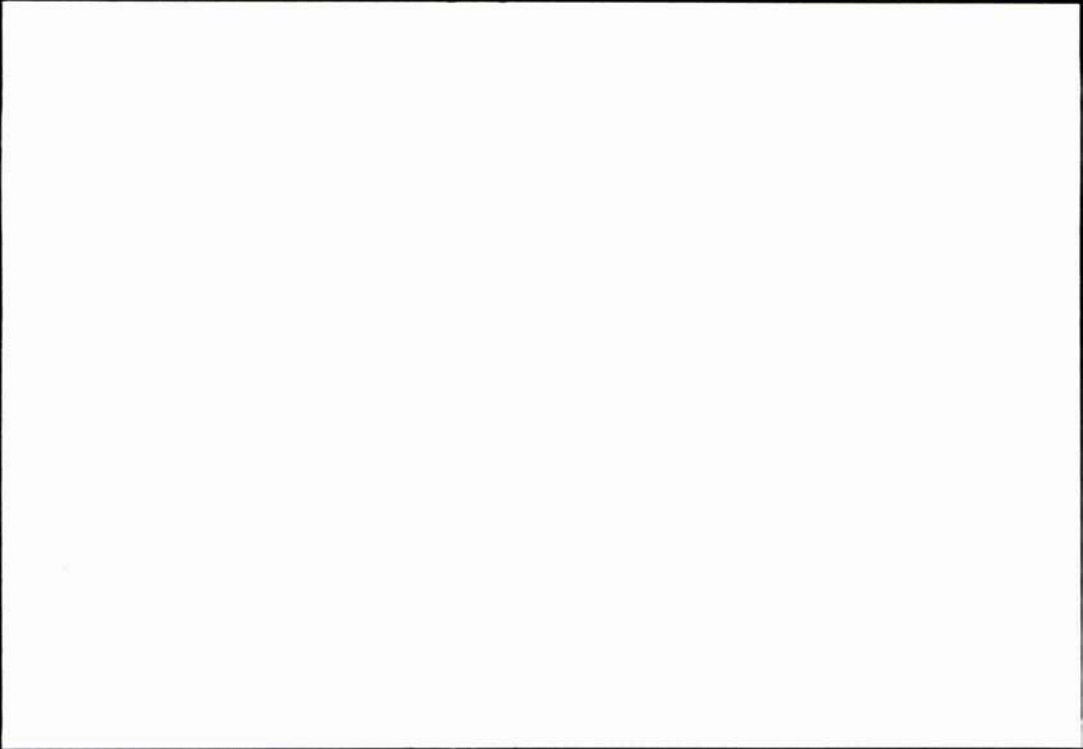
NEUES VOM BAARVEREIN

Dürfen wir Ihnen in regelmäßigen Abständen unsere Veranstaltungen in Erinnerung bringen?

Wir nehmen Sie gerne in unseren mail-Verteiler auf und informieren Sie regelmäßig über Vorträge und Exkursionen zur Geschichte und Naturgeschichte der Baar.

Senden Sie uns eine mail mit Name und Adresse an: Neues@Baarverein.de

Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar e.V.
Postfach 1954 · 78159 Donaueschingen
www.Baarverein.de



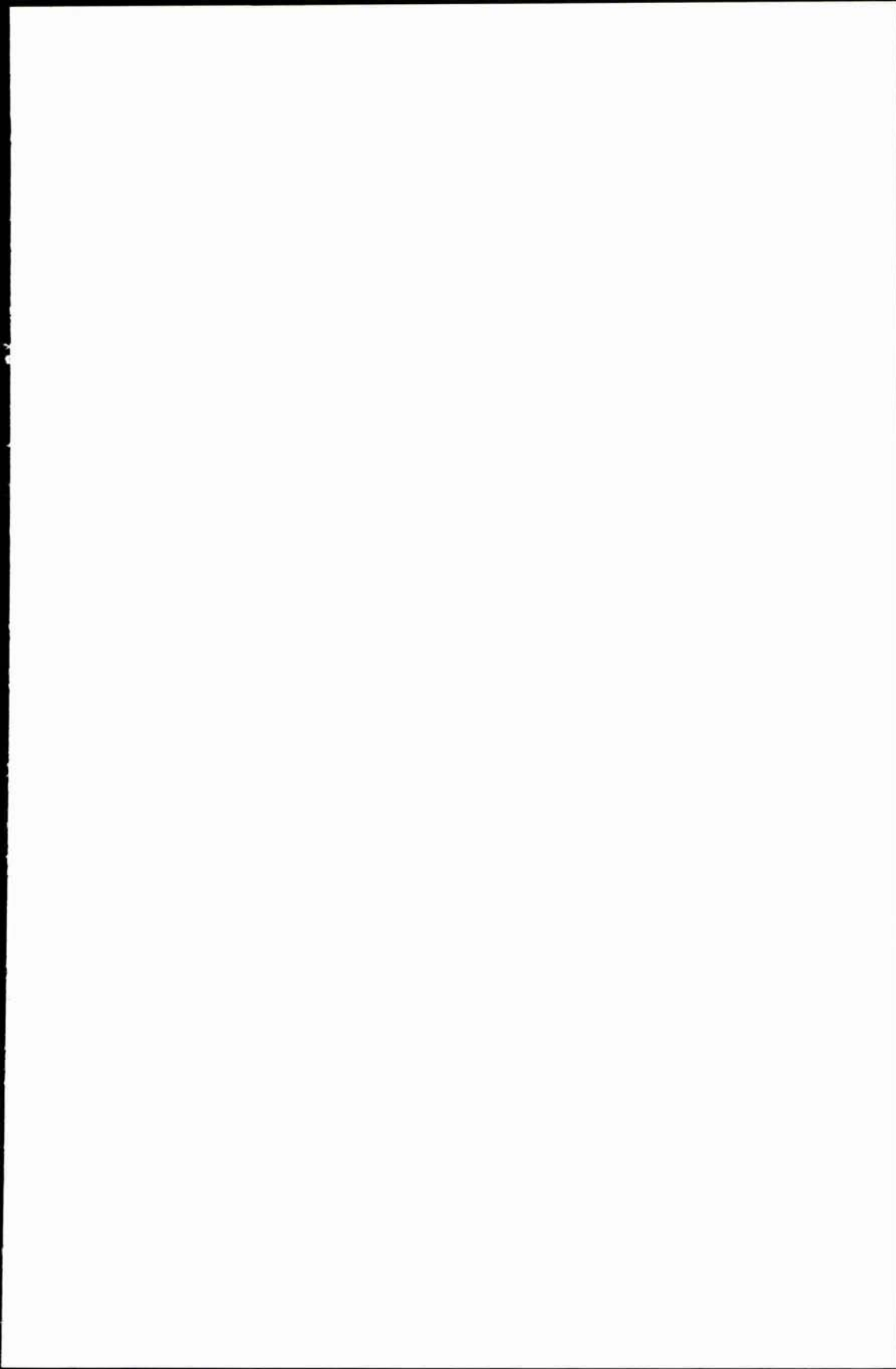
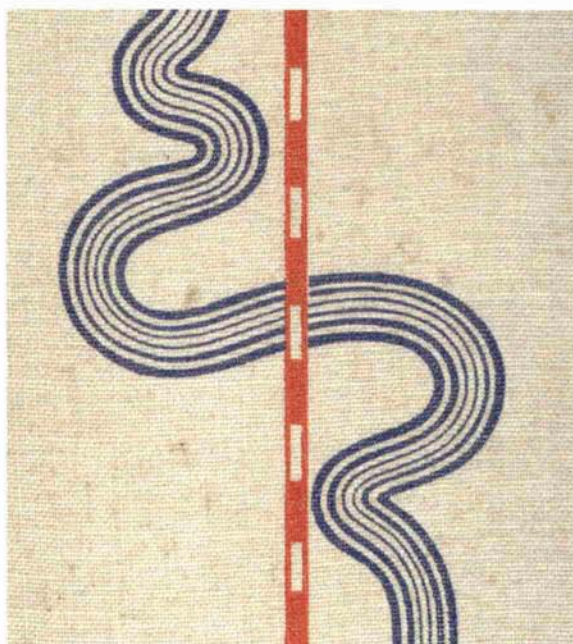


Illustration auf
dem Einband von
Otto Rombachs
»Romans von der
jungen Donau«



In OTTO ROMBACHS „Roman von der jungen Donau“ *Der standhafte Geometer* (1938) soll Friedrich Meerwein in fürstlichem Auftrag das Gebiet des Donauursprungs neu vermessen, den wahren Anfang des Gewässers ermitteln und das Phänomen des versinkenden Flusses erkunden und so als Badener den Württembergern die Donau zu retten. Der Landmesser muss demnach nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein politisches, genauer: ein geopolitisches Problem lösen.

Hugo Siefert lässt nun in Form einer Revue jene Personen zu Wort kommen, die sich mit dem Ursprung der Donau beschäftigt haben oder von den Quellen und von der Versinkung des Wassers fasziniert waren. Damit folgt der Autor OTTO ROMBACHS Empfehlung im Nachwort, der Wanderer möge „bei den Quellen, die als Donauquelle gelten könnten, Einkehr halten, und es wird ein guter Rat sein“.